



**Digital collection of the scientific library of the
State Museum of Natural History
of the National Academy of Sciences of Ukraine**

**Цифрова колекція наукової бібліотеки
Державного природознавчого музею НАНУ**

Colmar Freiherr v. d. Goltz. Anatolische Ausflüge: Reisebilder. – Berlin:
Verein der Bücherfreunde Schall & Grund. – VI, 46 S., mit 37 Bildern
und 18 Karten.

Download a copy of the book from the site:

<https://libsmnh.com.ua>

Permanent link to the book page: [https://libsmnh.com.ua/books/
colmar_freiherr/anatolischea_ausfluge_reisebilder/](https://libsmnh.com.ua/books/colmar_freiherr/anatolischea_ausfluge_reisebilder/)



Biblioteka Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

Sz. 14 c. N° 105 ^{1/2}

12.1409

Anatolische Ausflüge

Reisebilder

von

Colmar Freiherr v. d. Goltz



psi



~~2126~~

d.-

4/12.96

Anatolische Ausflüge



Handwritten text, possibly a title or heading, appearing as a faint, mirrored reflection across the page.

Anatolische Ausflüge

Reisebilder

von

Golmar Freiherr v. d. Goltz

Mit 37 Bildern und 18 Karten



Berlin

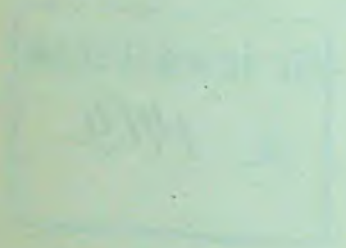
Verein der Bücherfreunde

Schall & Grund

Nr. inwontarza

A-1409.

Public Domain



Public Domain

Das Recht der Übersetzung vorbehalten

Vorwort

Nur schlichte Reiseschilderungen enthält das vorliegende Buch. Aus naheliegenden Gründen ist alles bei Seite gelassen worden, was auf das Gebiet des staatlichen und politischen Lebens hinübergreift.

Land und Leute Anatoliens der Kenntniss des Abendlandes näherzubringen, war mein Zweck. Ist auch in neuerer Zeit viel über den Orient geschrieben worden, so haben dabei doch Konstantinopel und die großen Wege ins Innere die Aufmerksamkeit vorwiegend in Anspruch genommen. Seltener sind die Berichte über seitab gelegene Gebiete, welche, sogar in geringer Entfernung von der Hauptstadt, vielfach unbekannt blieben. Dorthin führen die „Ausflüge“.

Meine Mitteilungen entspringen der unmittelbaren Aufzeichnung von Eindrücken und Erlebnissen. Nur einige davon wurden vordem der Öffentlichkeit in anderer Gestalt übergeben. Das Bild, das sie gewähren, halte ich für treu. Ohne Vorurteil ist es aufgenommen worden.

Da Kleinasien durch den Ausbau seines Eisenbahnnetzes unaufhaltsam der Umwandlung entgegengeht, kann

es dereinst wohl von Interesse sein, zu wissen, wie es kurz vorher dort aussah. Noch ist auch der Weg nicht zu übersehen, den die Entwicklung des Landes nach den neuesten Unruhen gehen wird, und ein Vergleich mit dem, was ehemals war, mag dereinst nicht ganz ohne Wert sein.

Sollten aber auch diese Skizzen nur den Zweck erfüllen, dem Leser einige Stunden angenehmer Unterhaltung zu gewähren, und ihm dabei ein vielfach falsch beurteiltes Volk, sowie den Boden, auf dem es lebt, anmutender zu machen, so bin ich zufrieden. Überdies halte ich mich durch die Auffrischung der Erinnerung an frohe und in ungebundener Freiheit verlebte Tage für reichlich belohnt.

Frankfurt a. D. im August 1896

Der Verfasser

Inhalt

	Seite
I. Coury-les-bains	1
II. Über den Argonthonius	28
III. Ein Spazierritt nach Angora	70
1. Von Konstantinopel nach Sabandja den 20. Mai 1889	70
2. Nach Köprübaşchhan den 21. Mai 1889	96
3. Nach Leffé den 22. Mai 1889	113
4. Nach Biledjik den 23. Mai 1889	126
5. Nach Bozüyük den 25. Mai 1889	157
6. Nach Estischehr den 26. Mai 1889	165
7. Nach Doraı am 28. Mai 1889	180
8. Nach Ejilikveren den 29. Mai 1889	189
9. Nach Massiköy den 30. Mai 1889	197
10. Nach Angora den 31. Mai 1889	213
11. Nach Tajch Basma-Karakol am 23. Juni 1896	227
12. Nach Tschairhan den 3. Juni 1889	238
13. Nach Köstebek den 4. Juni 1889	246
14. Nach Tarakly am 5. Juni 1889	251
15. Nach Köprübaşchhan zurück den 6. Juni 1889	260
16. Nach Sabandja, İsmid und Konstantinopel den 7. Juni 1889	269
IV. Einst und Jetzt	272
V. Deutsche Kulturarbeit in Anatolien	289
VI. Ein Ausflug ins Baunmeer	320
VII. Durch den Golf von İsmid nach der Moba	370
VIII. Nicäa	399

Bilder

Ansicht von Coury-les-bains (Bythia). (Photographie von Berggren) ¹⁾ . . .	2
Blick auf Stambul von Moba aus. (Nach einer Zeichnung von Hertza v. Warburg)	4
Türkisches Friedhofs-Stilleben. (Nach einer Zeichnung von Hertza v. Warburg)	10
Das wiederhergestellte Bad der Kaiserin Helena. (Photographie von Berggren) . . .	16
Ansicht von Gemlik. (Photographie von Fettel)	62
Der Boulevard Hamidié in İsmid. (Photographie von Berggren)	80
Auf der großen Straße von İsmid ins Innere. (Photographie von Fettel)	89
Eingang ins Saccariathal ²⁾	101
Landschaft aus dem Saccariathale. (Photographie von Berggren)	109
Blick von Leffé in die gegenüberliegenden Berge am Saccaria	123
Die Enge des Saccaria bei Bezirhan	137

¹⁾ Die Aufstiege von Berggren und Fettel befinden sich zu Konstantinopel, Grande Rue de Pera.

²⁾ Die ohne Bezeichnung des Originals aufgeführten Bilder sind Skizzen des Verfassers, für die Veröffentlichung von befreundeter Künstlerhand umgezeichnet.

Die Karassuschucht vor Eröffnung der anatolischen Bahn	144
Blick auf Karasschai am oberen Ende der Karassuschucht	146
Rastladen des Karassu bei Karasschai. (Photographie von Verggren)	147
Blick von Bilebitsk aus ins Karassuthal	149
İnönü	169
Panorama von Eskişehir. (Photographie von Verggren) zwischen S. 176 u. 177	177
Albunar. Haus des Hadji Chaüd Bey	184
Türkische Müsafir-Obassi	210
Die Felsen von Keşiktaş. (Photographie von Verggren)	217
Die alte Burg von Angora. (Photographie von Verggren)	221
Auf der Straße von Angora nach Konstantinopel. (Photographie von Fettel)	245
Türkische Bauernwagen in Anatolien. (Photographie von Verggren)	256
Ansicht von Taraklı. (Photographie von Fettel)	258
Felspartie aus der Karassuschucht. (Photographie von Verggren)	278
Blick in das Karassuthal. (Photographie von Ingenieur Pouillaude)	281
Die Burg von Kutahia (Photographie von Verggren)	284
Freund Mehmet Ağha aus Tschertlesli. (Nach einer Zeichnung von Herttha v. Warburg)	328
Arabischer Schäfer 1. (Nach einer Zeichnung von Herttha v. Warburg)	345
Arabischer Schäfer 2. (Nach einer Zeichnung von Herttha v. Warburg)	349
Türkische Dorfchöne am Brunnen. (Nach einer Zeichnung von Herttha v. Warburg)	356
„Unter solchen Leuten habe ich meine Verwandten nicht“. (Nach einer Zeichnung von Herttha v. Warburg)	368
Die Ruinen von Eski Hisar. (Photographie von Verggren)	374
Der Golf von İzmit bei Karamürşal. (Photographie von Fettel)	376
Blick auf das Saccarathal und die Eisenbahnstation Midebje. (Photographie von Verggren)	402
Das Festthor von Nicäa. (Photographie von Verggren)	411
Panorama von İzmit (Nicäa), von Osten her gesehen. (Photographie von Fettel)	425

Karten¹⁾

Skizze des Weges von Yalova nach Gemlik	29
Skizze des Weges von İzmit nach Sabandja	87
Skizze des Weges von Sabandja nach Köprübaşıyan	98
Skizze des Weges von Gemlik nach Keşik	114
Skizze des Weges von Keşik nach Bilebitsk	133
Skizze des Weges von Bilebitsk nach Bozüyük	158
Skizze des Weges von Bozüyük nach Eskişehir	166
Skizze des Weges von Eskişehir nach Dorai	181
Skizze des Weges von Dorai nach Eşkitveren	190
Skizze des Weges von Eşkitveren nach Malliköy	199
Skizze des Weges von Malliköy nach Angora und von Angora nach Taschbasma Karatol	215
Skizze des Weges von Taschbasma Karatol nach Tschairhan	238
Skizze des Weges von Tschairhan nach Köstebek	247
Skizze des Weges von Köstebek nach Taraklı	253
Skizze des Weges von Taraklı nach Gemlik	261
Das Netz der anatolischen Eisenbahn	276
Skizze der Gegend zwischen Izla und Dvabjit	322
Skizze des Weges von Midebje nach İzmit	400

¹⁾ Die Kartchen lassen sich nach den Hauptlinien leicht in Kiepert's „Spezialkarte vom westlichen Kleinasien“ einpassen. Nur beim Bursakthale, für welches durchweg eine Originalaufnahme benutzt worden ist, finden sich größere Abweichungen; auch hat des Formats halber mehrfach der Maßstab jener Karte (1:250 000) nicht festgehalten werden können.



I

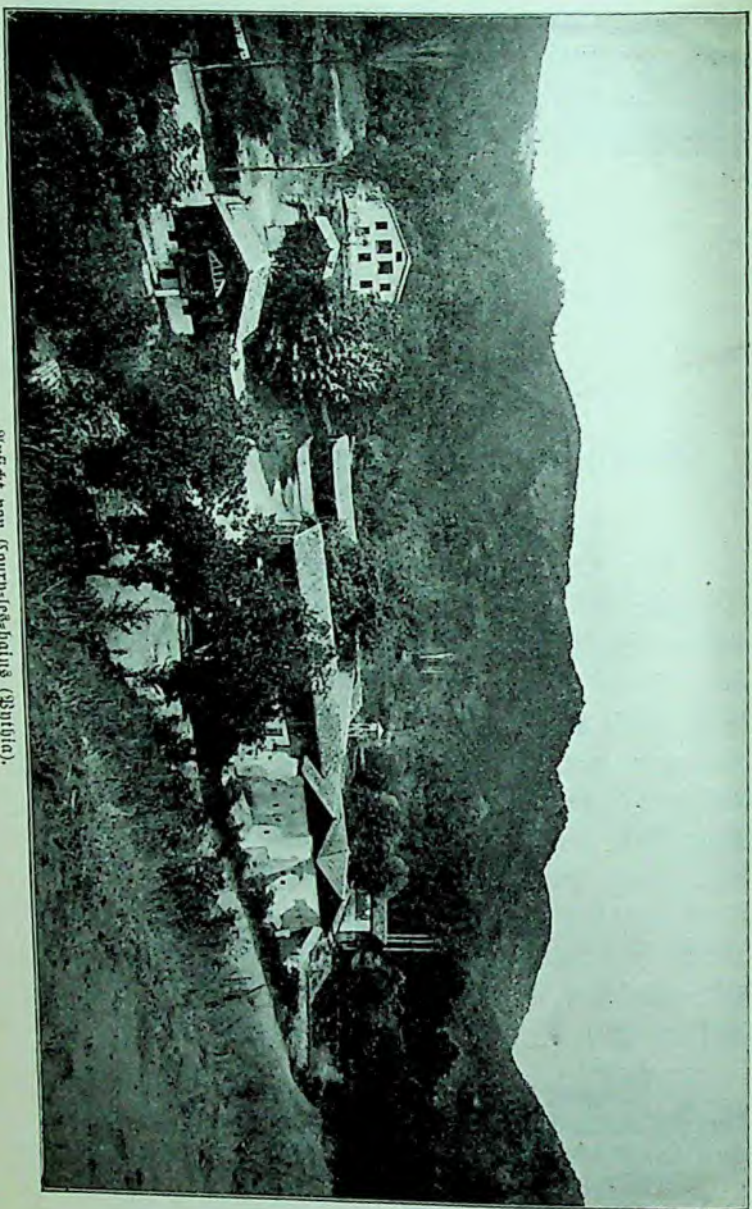
Coury-les-bains den 14. Oktober 1895

Den Orient gesehen zu haben, gehört zum guten Ton für Leute, die überhaupt reisen. Nur die wenigsten lernen ihn jedoch wirklich kennen. Man fährt heute mit dem Orient-Express in weniger als 40 Stunden von Wien nach Konstantinopel, ist erstaunt über die Einöde, die man von Adrianopel aus auf dem Schienenwege durchheilt und nimmt an, daß in der Türkei außer der Hauptstadt nichts zu sehen sei. Man rechnet gewöhnlich acht Tage auf deren Besuch, damit eine Selamlit-Zeremonie¹⁾ in den Zeitraum fällt, und beginnt die Tour, welche Reisehandbücher und Führer vorschreiben, nämlich: Moscheen, Bazar, — der augenblicklich noch halb zerstört ist²⁾ — Galata- und Seraskerthurm, Atmeidan,

¹⁾ Ausfahrt des Sultans zu einer der Moscheen, in der er öffentlich das Gebet verrichtet, und wobei die Truppen der Hauptstadt auf seinem Wege Spalier bilden.

²⁾ Durch das Erdbeben vom 10. Juli 1894.

v. d. Goltz, Anatolische Ausflüge.



Sicht von Courmayeur (Savoie).

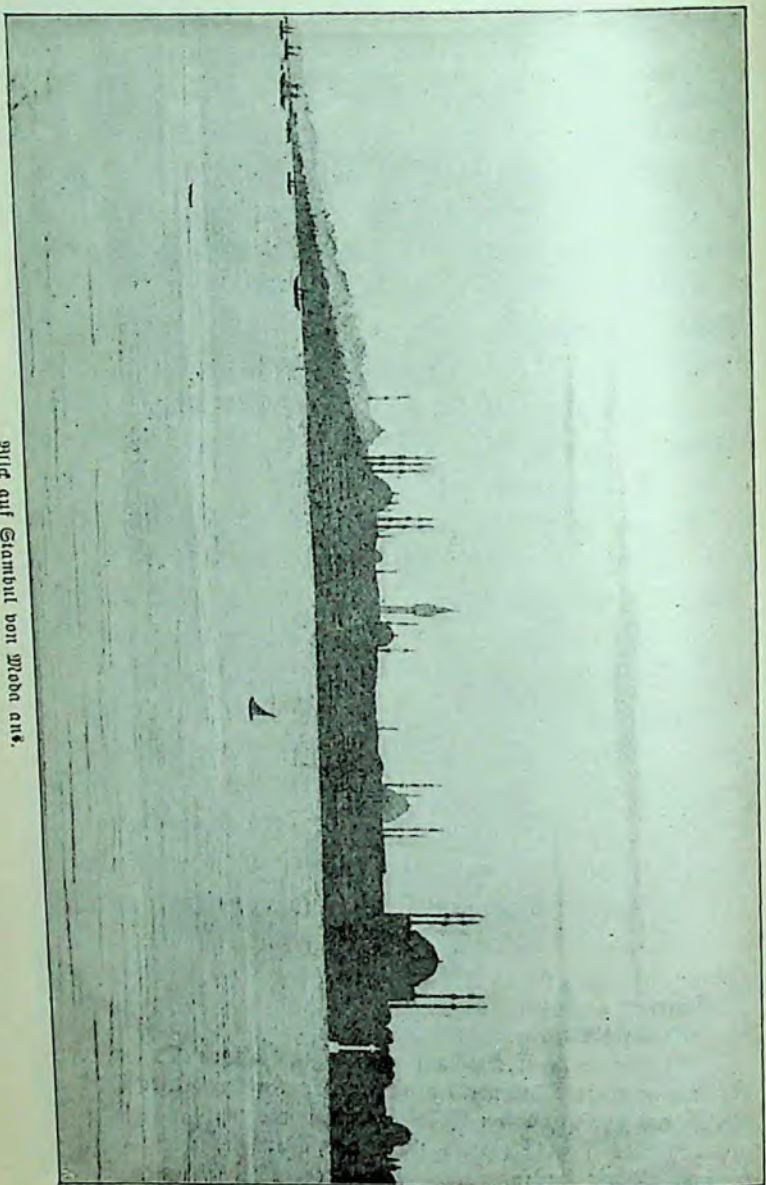
Stadtmauern, Wasserleitung des Balens, tanzende Derwische u. s. w. Bei besonderer Unternehmungslust und nicht allzu großer Hitze folgt noch der Besuch von Ejub mit seinem prächtigen Blick auf das goldene Horn von dessen oberem Ende aus und seinen stillfeierlichen alttürkischen Begräbnisplätzen, ferner die Dampferfahrt durch den Bosporus und nach den Prinzeninseln. Hat man fleißig „gearbeitet“, so bleibt noch Zeit genug zu einem Ausfluge auf den Tschamlidja¹⁾ gegenüber Stambul hinter Skutari, von wo aus man das vollständigste Panorama von Konstantinopel genießt. Meist wird er an einem Donnerstage mit dem Besuche der heulenden Derwische verbunden, die unfern ihr Kloster haben. Leute mit Beziehungen zu einer Botschaft verschaffen sich ein *Tradé*²⁾ zur Besichtigung des großherrlichen Schazes, sowie der Schlösser, und machen in Staatskariks³⁾ die Rundfahrt von der Serailspitze nach Beglerbey und Dolmabagdje.⁴⁾ Knarrende Thore werden geöffnet, in jedem Prunkgemache wird ein Fenstervorhang emporgezogen; man bewundert Gobelins, Decken, Teppiche, Sopha- und Fauteuilüberzüge aus der Fabrik von Herke, vor allen Dingen aber die entzückenden Ausblicke auf die blauen Bosporusfluten und ihre Ufer, um am

¹⁾ Fichtenberg, meist fälschlich, nach dem dabei gelegenen Dorfe „Bulgurlu“ genannt.

²⁾ Kabinettsordre des Großherrn.

³⁾ Die leichten, Konstantinopel eigentümlichen Barken, von denen eine Anzahl besonders großer und gut ausgestatteter für den Dienst des großherrlichen Palais gehalten werden.

⁴⁾ Das *j* in *dje* wird weich ausgesprochen, wie im französischen Worte *jardin*.



Blick auf Stambul vom Meer aus.

Abend tüchtig ermüdet und etwas wirr von der Fülle des Gesehenen, in sein Hotel zurückzukehren. — Endlich sind auch noch die Bends, die großen Wasserbassins im Walde von Belgrad, zu den begehrten Merkwürdigkeiten zu zählen.

Meist verlangt der Durchschnittsreisende am lebhaftesten nach den süßen Wassern geführt zu werden. Sie erfreuen sich in Europa eines ganz besonderen Rufes, und wer reiste gern vom goldenen Horne ab, ohne diese „Perle“ gesehen zu haben, mit der sich in der allgemeinen Vorstellung die Idee von etwas Märchenhaftem, Mystischem verbindet. Im Frühlingsbeginn freilich entwickelt sich dort ein heiteres Leben und Treiben, Raik- und Barkengewimmel auf dem Flößchen, Equipagengewühl auf den Wegen daneben und eine buntschneefige Menge, die sich unter Zelten erquickt oder am Ufer spazieren geht und noch mehr spazieren sitzt. Doch außer dieser Zeitspanne ist nichts zu sehen, als ein Flußthal mit kahlen Höhenrändern, mit einigen großen Bäumen auf seiner Sohle — in der Weichselgegend würde man's eine „Parove“ nennen — ein Dorf, das nichts Außergewöhnliches hat, ein paar grasende Pferde und Kühe, und ein steifstrauiges Marmorschloß, das hinter laubigem Geäst, leer und vereinsamt, seine Tage verträumt, und das dem Zutritt nicht einmal offen steht. Eine kahle und staubige Chaussee führt dahin. Wie häufig habe ich den freien Nachmittag bereut, den ich dem energischen Unglauben reisender Freunde habe opfern müssen, welche sich die süßen Wasser nicht vorenthalten ließen. —

Über Odeffa, Athen, Triest oder Marseille kehrt die

Reisegesellschaft zurück, ist meist begeistert für das Erlebte und Gesehene, erzählt von der feenhaften Schönheit Konstantinopels, fügt aber hinzu, daß dies Juvvel des Orients eine Oase in der Wüste sei. Nur wer auch Brussa gesehen hat, bedingt für dasselbe eine Ausnahme.

Einen Teil der Schuld daran tragen die Reisehandbücher. Wie bei geographischen und historischen Werken, geht es auch mit ihnen zu. Ein gutes Buch wird vom andern guten Buche abgeschrieben, und auf diese Art schleppen sich überlebte Berühmtheiten von Geschlecht zu Geschlecht fort und fristen in der Fremde noch ihr Dasein, wenn sie für den Einheimischen längst schon Reiz und Leben verloren haben.

Ein unabhängiger Cicerone müßte einmal ein wirklich neues Werk über die türkische Hauptstadt und ihre Umgebung schreiben, seine Vorgänger aber ungelesen bei Seite lassen, um die eigenen Eindrücke, durch nichts beirrt, wiederzugeben. Ganz andere Bilder würden da erstehen, als das bisher bekannte. Konstantinopel ist nicht die „Oase in der Wüste“, sondern vielmehr das Eingangsthor zu einer schönen und stellenweise noch ganz unbekannten Welt.

Man vergegenwärtige sich nur seine Lage zwischen zwei Meeren, an einer Wasserstraße, welche beide verbindet, geschmiegt um eine meilentiefe Bucht, das goldene Horn, gegenüber dem Ausgange eines mehr als zehn deutsche Meilen weit ins Land hineindringenden Meerbusens mit Bänken, Klippen, Inseln, Vorgebirgen — und dies ganze Gebiet nicht einförmig flach, sondern erfüllt

von mannigfaltigen Bergformen, die von grünen Uferhöhen aufsteigen bis zum schneebedeckten Gipfel des Olymp — und man wird eingestehen müssen, daß eine solche Gunst der Natur kaum einen zweiten Ort der Erde bevorzugt hat.

Das Altertum und Mittelalter hatten dies schärfer erkannt, als die Gegenwart. Zur Zeit der Byzantiner war dieser buchtenreiche Strand überall von Landsitzen, Palästen und Anlagen aller Art besetzt. Wo man zu Pferde über die buschbedeckten Höhen streift, wo man die Barke ans Land treiben mag, überall findet man die Spuren antiker Bauten. Beide Ufer des Golfs von Izmid waren einst die Lieblingsommerfrische der römischen Großen. Burgen und Klöster krönten die Spitzen der Prinzeninseln, die Klippen und Bergkuppen am Festlande. Calcedon und Chrysopolis — glänzende Städte — erhoben sich am asiatischen Ufer, wo heute Kadiköj und Skutari liegen. Der Bosporus, der in unseren Tagen noch immer in erster Reihe die elegante Welt der Hauptstadt anzieht, war damals nur wenig belebt. Man scheute seine rauheren Winde vom Schwarzen Meere her; der Byzantiner liebte die Sonne. Aber auch dort zogen sich bis zu dem festen Schlosse von Rumeli Kawa, das man fälschlich das Genueser Schloß nennt, einzelne Vorstädte hin. Den Mittelpunkt bildete das „goldene“ Byzanz zwischen der langgestreckten Hafenbucht und der blauen Propontis.

Die Spuren kunstgeschmückter Wohnstätten lassen sich dann noch östlich bis zu dem heute ganz vereinsamten Thale des Rivaflusses verfolgen. Säulenstümpfe,

Kapitälé und Fundamentblöcke, von den Landleuten „Temmel“ oder öfter noch „Djenewes Kalmaq“¹⁾ genannt. Fast überall bei den aus Holz, Fachwerk oder Leuzziegeln erbauten Türkendörfern sind solche Bruchstücke als Thürschwellen, als Schlußsteine für Brückengewölbe, als Walzen für den „Harman“, die runde Dreschtenne unter freiem Himmel, oder als Mörser zum Zerstampfen von Mais und Getreide zusammengeschleppt und haben so eine neue Verwendung gefunden. Auch mancher Schatz an Inschriften ist sicherlich trotz des Forschereifers unserer Archäologen noch ungehoben. Vielfach hört man auf seinen Streifzügen von einem jasyly tasch, einem beschriebenen Steine mit „kimsse oqujamas bir jasy“ d. h. „mit einer Schrift, die niemand lesen kann.“ Auch „Giaur jasyssy“ „Ungläubigen-Schrift“ heißt sie.

Läßt man vor dem geistigen Auge aus grünen Hainen und Gärten die Marmortempel, die Paläste mit Terrassen und Säulenhallen, die sich einst in den Meeresfluten spiegelten, wieder erstehen, krönt man die in kühn geschwungenen Linien aufsteigenden Bergspitzen noch einmal mit ihren Klöstern, und verweilt dann bei dem so ergänzten Panorama, dann muß man einräumen, daß auch

¹⁾ Genueser Reste. Nach der Vorstellung der Türken rühren alle antiken Bauten von den Genuesern her. Es ist merkwürdig, welchen Eindruck dies tüchtige Seefahrer- und Handelsvölkchen auf die Eroberer gemacht haben muß, die ihm die Entstehung von Schlössern, festen Städten und Burgen selbst in Landstrichen beimessen, wohin es niemals seinen Fuß gesetzt. Isnik, das alte Nicäa, die bevorzugte Ruinenstätte der Umgebung von Konstantinopel, heißt im Volksmunde schlechtweg Djeneweslik (das Genuesische) oder kürzer Djinişli, Djinişli.

des Malers Phantasie nichts Wirkungsvolleres erfinden könnte. „Wir haben das Paradies der Erde besessen, aber wir verstanden nicht, es zu pflegen und zu erhalten.“ Dies Wort eines alten Türken von jener schlichten Art, welche heute in der Großstadt mehr und mehr ausstirbt, bezeichnet treffend den Glanz und auch die Schuld der Vergangenheit und den Niedergang der neuen Zeit.

In der That folgten mit der Eroberung bald die Vernachlässigung, dann der Verfall, endlich sogar das Vergessen. Von vielen der Orte, deren Spuren man heute wiederfindet, ist selbst der Namen verloren gegangen¹⁾, und das Dunkel hat sich mit der Zeit nur mehr gebichtet, statt sich aufzuhellen. Jetzt erst, da nach Jahrhunderte andauerndem Schlummer das Interesse an diesem Fleck Erde wieder lebhafter erwacht, beginnt es, sich zu lichten; und unter Schutt, Gestrüpp und Trümmern sucht man mühsam aus einzelnen Punkten und Linien die Grundrisse der alten Welt wieder herzustellen.

Auch der Ort, an dem ich diese Aufzeichnungen beginne, hat zu den lange verschollenen gehört. Wer weiß heute viel von den Bädern von Yalova oder Coury-lez-bains, wie es die französische Gesellschaft Stambuls in unseren Tagen nennt, von Pythia, wie es griechisch, Iliidja²⁾, wie es schlechtweg türkisch heißt. Es sind erst

¹⁾ Wo nicht die zufällige Entdeckung eines Inschriftensteins ihn verrät, wie z. B. bei „Stadt und Kloster Rusiniana“, nahe dem heutigen Dörfchen Samandra, drei deutsche Meilen östlich Konstantinopel.

²⁾ Iliidja = heißes Bad. Man sagt auch „Dagh-Hamamlary“ = „Berg-Bäder“.

wenige Jahre her, seit man in der Hauptstadt selbst, wo man es doch für Pflicht und Schuldigkeit hält, auch die



Türkisches Friedhofs-Stilleben.

unbedeutendsten Badeorte Europas zu kennen, und natürlich in ihrer „Saison“ zu besuchen, wieder davon hört. Und dennoch lagen hier im Altertume die berühmtesten

Thermen des Ostens. Um wie viel mehr haben weniger begünstigte, wenn auch an sich bedeutendere Orte der Vergessenheit anheimfallen müssen.

Nicht weit vom Eingange des Golfs von İsmid, dem Kap von Tuzla südlich gegenüber, liegt auf einer alten Stadtstelle jetzt der Flecken Yalova, ein bescheidener Küstenort mit gemischter, doch vorzugsweise türkischer Bevölkerung, den man von Konstantinopel aus in vierstündiger Dampferfahrt erreicht. Eine wohlerhaltene Chaussee, die dort ihren Anfang nimmt, verrät allein etwas Außergewöhnliches. Sie führt nach den heißen Quellen von Kuru¹⁾, die in einem Seitenthale des Samanlydere, dem Hamandere²⁾, zwölf Kilometer südwestlich von Yalova, zwischen den Ausläufern des Samanlydagh, des Argonthonion Dros der Alten, liegen, von grünen Waldbergen umringt.

Anfangs läuft die Straße am Ufer hin, das hier vollkommen flach ist und einen vortrefflichen Strand für ein Seebad abgäbe. Man genießt einen schönen Ausblick auf das Meer, die Inseln, bei klarem Wetter selbst auf Stambul und die bekannten, der Hauptstadt gegenüber gelegenen, Berge. Eine Viertelstunde östlich von Yalova, bei einem unter Bäumen versteckten ansehnlichen Landgute, das einst der begüterten Familie der Baltazzi, jetzt einem englischen Grandseigneur gehört, wendet sie

¹⁾ Kuru oder Kuruköy, fünf Kilometer westlich von Yalova, ist der den Thermen nächstgelegene Küstenort, der aber wegen seiner ungünstigen Landungsverhältnisse nicht zur Ausschiffung von Reisenden benutzt wird.

²⁾ Bädertal.

sich fast scharf südlich den Bergen zu, folgt nun dem Samanlydere, das sie dicht hinter dem Tschiftlik¹⁾ überschreitet, am linken Ufer aufwärts. Das Flußthal ist lieblich bestellt und zeigt, wo die Ackerkrume vom Ochsenpfluge aufgerissen ist, einen milden, trefflichen Lehmboden, der uns unwillkürlich daran denken läßt, welche Erfolge man hier bei sorgsamem Anbau erzielen könnte. Die Berglehnen zu beiden Seiten sind noch sanft geböschet; Dörfer und Gebüsch, bekleiden ihren Fuß; das Ganze bildet ein freundliches Landschaftsbild, in dessen Hintergrunde sich die dunkelgrüne Wand des Argonthoniüs erhebt. Er streckt eine Fülle von bewaldeten Bergfingern in die Ebene hinaus, die ein vielfach gegliedertes und scharf zerklüftetes Gewirr bilden und steil gegen die sanfter geformten, vielfach von Weinbergen bedeckten Vorhöhen abfallen. Nach einer weiteren halben Stunde beginnt der Weg zu steigen und sich an kahlen Berglehnen emporzuwinden. Er erhebt sich zu einer Paßhöhe von etwa 500 Fuß, senkt sich dann wieder bei dem ganz hübsch in einer Bergnische gelegenen Dörfchen Gökbjebunar, dem gegenüber auf einem Vorsprunge ein anderes, Özbunar, sichtbar wird, schneidet im Hohlweg einen schmalen Sporn des Gebirges zwischen beiden Dörfern durch und bietet uns dann, völlig unerwartet, den ersten Blick auf das zu unseren Füßen gelegene Bad.

Ein freundlicher Ort in enger Waldschlucht, weiße

¹⁾ Tschiftlik = Landgut. Da fast die ganze Umgegend von Yalova dem ehemals Baltazzi'schen Besitze angehört, so spricht man dort schlechtweg von dem „Tschiftlik“, ohne Hinzufügung eines Eigennamens.

Mauern, rote Dächer unter hohen Bäumen, die jetzt im Herbst noch, nach den ersten Regen, welche um die Äquinoktien fallen, den grünen Schmuck des Frühlings tragen, begrüßen den Ankömmling. Ordnung und Sauberkeit, ein unverkennbar europäischer Anstrich, wirken erfrischend nach dem Eindruck des Verfalls, den orientalische Wohnstätten mehr oder minder immer auf uns machen. Drunten in der Felspalte rauscht das Hamamdere, und der aufsteigende Dampf seiner heißen Gewässer belehrt uns zuerst darüber, daß wir an Ort und Stelle sind. Ein Kurhaus, in Hufeisenform angelegt, mit schattigem Vorplatz, ein Gasthof gegenüber und einige im Schweizerstil erbaute Villen, von Parkanlagen umgeben, bilden das Ganze; laubbedeckte Bergwände steigen ringsum steil empor, und nur das Thal hinab bietet sich uns eine Fernsicht auf Wälder und blaue Bergketten dar. Ruhe und Behagen atmet dies liebliche Stückchen Erde, und wenn der goldene Schein des südlichen Herbsthimmels darauf schimmert, so ladet es unwiderstehlich zu einem phänomenalen echt türkischen „kef“ ein, den Meister-Viktor Scheffel uns Deutschen mit seiner unsterblichen Strophe nahe gebracht hat:

„Still liegen und einsam sich sonnen,
Ist auch eine tapfere Kunst.“

Freilich liegen die Türken nicht beim Kef, aber ihr Sitz auf einer Strohmatten mit untergeschlagenen Beinen ist ihnen reichlich ebenso bequem.

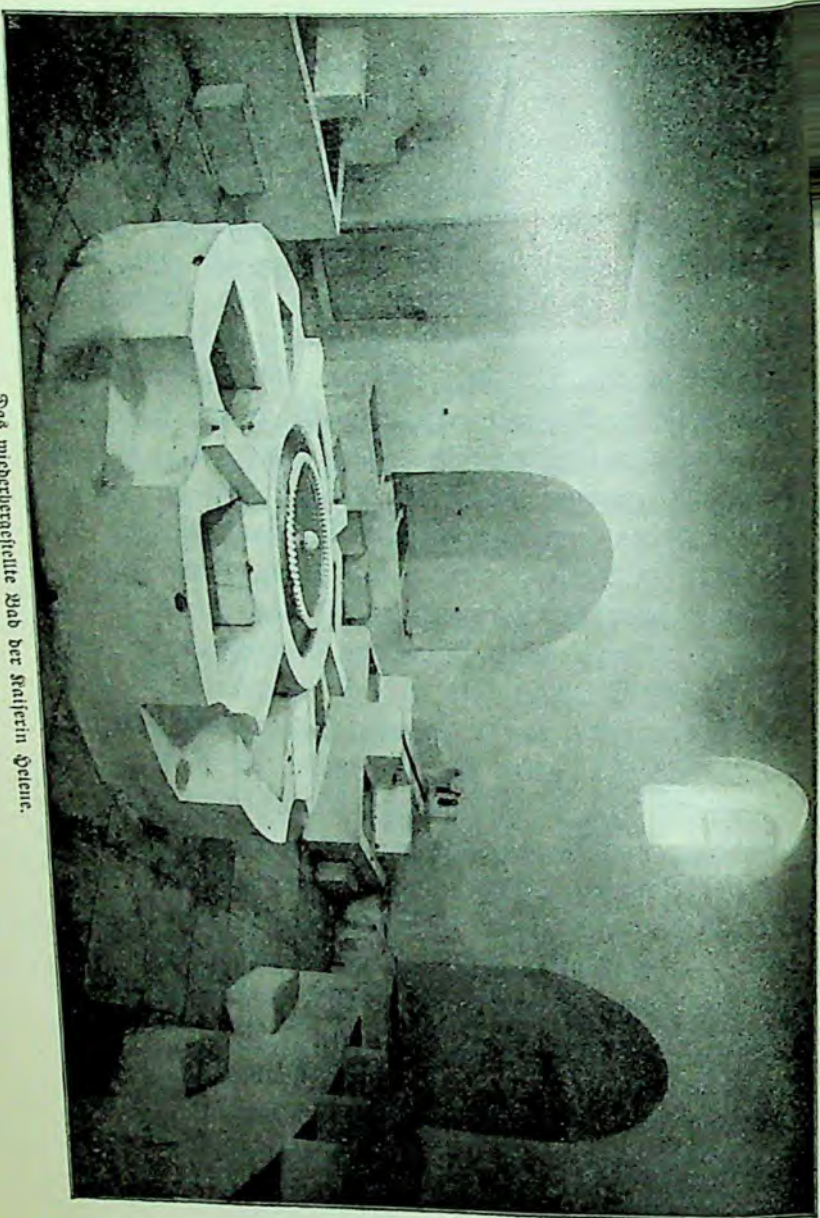
Einst sah es hier anders aus. Pythia war schon im grauesten Altertume berühmt. Die Argonauten be-

fragten das Orakel des Orts; denn auch an diese Küsten wurden sie verschlagen. Unfern von hier verlor Herakles seinen Liebling Hylas, den ihm die Nymphen raubten, und des Gewaltigen Stimme schallte, vergeblich rufend, durch die Waldschluchten des Argonthonius. Drüben auf der Halbinsel von Tuzla, an der antiken Leukate Akra, mag es gewesen sein, wo sie dann im Bebrykenlande ans Ufer stiegen und Pollux den prahlerischen König Amykos erschlug, der alle Fremden zum Faustkampfe herausforderte. Asklepios selbst und drei Nymphen: Nymphodora, Minodora und Mitrodora — die ihre Stellen heute bedauerlicherweise verloren haben — hüteten die Thermen von Pythia oder Pyleptia, wie sie mit anderem Namen hießen.¹⁾

Zur Römerzeit entfaltete sich dort ein glänzendes Leben und prächtige Bauten entstanden. Ein Teil der

¹⁾ Dicht bei den Thermen auf einer kleinen am steilen Berghange des linken Ufers gelegenen Terrasse findet sich unter Bäumen und zwischen Felsstücken ein Moorbad, das nach dem Glauben der Umwohnenden gleichfalls heilkräftig sein soll, den neuen Anlagen aber noch nicht einverleibt ist. Über seine Entdeckung erzählt eine türkische Sage, daß ein Tefjur — ein Kaiser — von Byzanz eine Tochter von großer Schönheit gehabt habe, die jedoch leider von Wunden bedeckt war, welche sich nicht schließen wollten. Die Ärzte sandten sie nach Palak-Abad, dem Orte der Thermen. Dort sah sie eines Tages einen verwundeten Bären, der sich in dem Schlamm badete, und dies brachte sie auf den Einfall, das Gleiche zu thun. Meister Bez hatte sie auf den rechten Weg geführt; ihre Wunden schlossen sich und sie genas. — Erwähnt sei, daß die Wälder des Argonthonius und die dichten Gebüsche seiner Schluchten auch heute noch Bären beherbergen. Ich selbst fand die unzweideutigen Spuren eines solchen dicht bei den Bädern. Häufiger noch sind sie auf dem weiter östlich, Samid gegenüber gelegenen, Berge Keitepe.

die heißen Quellen fassenden Grundmauern und Überwölbungen ist noch heute erhalten und bei der neuen Anlage benutzt worden. Die Kaiserin Helene suchte hier Heilung. Auch ihr Sohn, Konstantin der Große, der die Ufer des Golfs von Nikomedia — jetzt Ismid — überhaupt bevorzugte und der daselbst auch auf einem Schlosse bei dem modernen Herakle sein thatenreiches Leben endete, verweilte gern zu Pythia. In christlicher Zeit führte der Ort der Thermen den Namen Sotropolis, und die Byzantinerperiode erhöhte noch deren Bedeutung. Die Kaiserin Theodora zog mit einem Gefolge von nicht weniger als 4000 Personen von der Hauptstadt hinüber, um bei den Quellen vorübergehend ihr Hoflager zu halten. Dann aber begann deren Ruf zu sinken. Unter der Lateinerherrschaft wird der Ort noch genannt. Dann reißt die weitere Überlieferung ab und jede Kunde schwindet, bis endlich in allernuester Zeit die Notwendigkeit, für die Mutter Sultan Abdul Medjids warme Quellen nahe der Hauptstadt zu finden, den Stambuler Arzt Dr. Julius van Millingen zur Wiederentdeckung und Wiedereröffnung der ihm aus der Geschichte bekannten Thermen führte. In Eile wurden ein paar Bäder und einige Häuschen errichtet, von denen eines — der Sultan Valide-Riosk — noch erhalten ist, und Pythia erstand von neuem. Die heutigen Einrichtungen aber verdanken erst den letzten Jahren, sowie der Initiative des großherrslichen Leibarztes Mabrogem-Pascha und dem unermüdblichen Eifer des gegenwärtigen Pächters, Herrn Branzeau, ihren Ursprung. Das Bad gehört zu den Besitzungen der Zivilliste, die es kürzlich erworben.



Das widerbergchelle Mab der Kaiserin Selen.

So wie hier, ist es fast überall in der Umgebung der Hauptstadt ergangen, und jeder Ausflug an diese einst so gesegneten Gestade gestaltet sich zu einer Entdeckungsfahrt. Die Gewalt, welche eine große, aber halbdunkle geschichtliche Überlieferung und der Reiz des Unbekannten auf unser Gemüt üben, verleiht derselben einen Zug von Romantif. —

Zwei Nebenumstände haben viel dazu beigetragen, über den Orient außerhalb Konstantinopels einen Schleier zu breiten: die Modernisierungssucht der hauptstädtischen Welt und die Unsicherheit des Landes mit ihrem Gefolge von Räuberlegenden.

Lägen die Thermen von Kuru in Frankreich, so fänden sie sicherlich mehr Verehrer zu Konstantinopel als jetzt. In Pera, dem Europäerviertel, das die elegante Welt des Ostens beherbergt, gilt es als unerläßlich für jedermann, der sich selbst einigermassen achtet, jährlich, oder doch wenigstens alle zwei Jahre einmal „hinauszureisen“ — „nach Europa zu gehen“, wie man am goldenen Horne sagt. Man muß Paris oder London ab und zu gesehen haben und genau wissen, wie es dort steht; vom eigenen Lande aber hat man die allerdunkelsten Begriffe. Entfernungen von ein paar Meilen genügen schon, für die gute Gesellschaft eine unüberschreitbare Schranke zu ziehen. Von dem Gebiete hinter Skutari nach Osten hin weiß man nur, daß dort am Alemdaghgebirge ein Urwald liege, aber außer einigen Jägern kennt ihn niemand wirklich, und man fragt sich, ob er noch existiere. Das ist etwa dasselbe, als wenn für einen Berliner die terra incognita hinter Behlendorf begänne.

Die Räuberlegenden beschränken sich auf einen ziemlich engen Zeitraum. Nach allen Angaben war das Land sicher und ruhig bis zur tscherkessischen, grusischen und lasischen Einwanderung, und diese fällt größtenteils erst in die fünfziger und sechziger Jahre. Nach dem letzten Kriege verübten ferner heimatlos herumziehende Muhadjirs — Auswanderer aus den abgetretenen türkischen Provinzen — mancherlei Gewaltthaten, zumal in der Umgegend von Stambul, und man wußte von Raub, Mord und Plünderung zu berichten. Als ich vor neun Jahren zum erstenmale am Strande von Palova landete, konnte ich mich selbst noch von der herrschenden Unsicherheit überzeugen.

Wir waren in größerer Gesellschaft und beschloßen, eine, hinter dem an der Küste langgestreckten, Orte liegende Höhe zu ersteigen, um einen Blick auf die Gebirge des Innern zu thun. Da gewahrten wir, nahe am Dorfausgange, unter einem großen Baume gelagert, eine Gruppe von Bewaffneten. Es waren etwa zehn bis zwölf Mann mit Gewehren über der Schulter, breiten Messern im Gürtelshawl, die uns gleichmütig entgegen sahen.

„Wer seid Ihr?“

„Baghbekdjessil!“ — „Weinbergswächter.“

Ich glaubte zunächst, es handele sich darum, die reifenden Trauben vor Vögeln zu schützen und erkundigte mich danach.

„Die Vögel sind Tscherkessen — sie steigen aus den Bergen herab, haben Pferde mit leeren Körben bei sich, rauben unsere Weinberge aus und sind ebenso

schnell verschwunden, als sie gekommen, wenn wir nicht aufpassen."

Ob es denn auch zu Scharmügeln käme?

"O, oft genug; erst vorgestern hatten wir einen Verwundeten — er liegt im Dorfe."

Als wir weiter die Höhe hinaanstiegen, entdeckten wir ein sinnreich und, trotz der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem „grünen Buche“¹⁾ kunstgerecht aufgestelltes Netz von Doppel- und Verbindungsposten, durch welches der Rand der Weinberge gegen das Gebirge hin gesichert war. Einer der entfernten Wächter mußte wohl durch das Rufen und Stimmengewirr unserer Gesellschaft beunruhigt worden sein und Alarm gegeben haben; denn bei der Rückkehr kam uns aus Jalova heraus ein Trupp von wenigstens 20 Bewaffneten — der Rückhalt der Vorposten — im Laufschrift entgegen. — So führte man hier Krieg im Kleinen und brach sich gelegentlich die Hälse um Trauben von ein paar Pfaster Wert.

In neueren Zeiten aber besserten sich diese Dinge doch wesentlich, und bemerkenswert ist, daß selbst während der Unruhen in Anatolien, bisher keinem Europäer ein Haar gekrümmt wurde.

Immer hat die Gefahr mehr dem einheimischen Besitzer und Handelsmann gedroht, der dauernd am gleichen Orte bleibt, oder, regelmäßig wiederkehrend, die nämlichen Gegenden besucht, als dem Europäer, der nur einmal dieselbe Straße zieht. Diesem müßte gerade der unglück-

¹⁾ So nannte man ehemals die Felddienstordnung.

liche Zufall begegnen, daß er auf einen Tscherkessen hinterhalt stieße, der im Engpasse einem Anderen gelegt worden war, sonst wird er unbelästigt bleiben. Verußmäßig halten die Herren Briganten sich meist an ihnen schon bekannte Persönlichkeiten, bei denen sie mit Bestimmtheit Geld vermuten können, wie bei den armenischen Kaufleuten, die zur Zeit der Seidenmesse erscheinen. Hin und wieder kommt auch ein „Budala“¹⁾ im Han²⁾ um sein bißchen Geld und Gut; aber das sind dann meist Leute, die bei uns zu Hause dem „Kümmelblättchen“ oder ähnlichen friedefertigen Brigantenstückchen zum Opfer fallen würden.

Selbst die Fälle, in denen Personen entführt worden sind, um Lösegeld von ihnen zu erpressen, haben mit wenig Ausnahmen Einheimische betroffen, und das Unternehmen wurde meist, wie der weltbekannt gewordene Eisenbahnüberfall von Tscherkeskioj, nicht in Wald und Gebirge, sondern in einer Spelunke der Hauptstadt geplant.³⁾ Man darf sich ja selbst nur fragen, wo man sich etablieren würde, wenn man, mangels anderer nutzbringender Beschäftigung, eines Tages zu dem hier gar nicht übel angesehenen Räuberhandwerk greifen wollte? Sicherlich nicht auf den einsamen Pfaden, welche der Forscher und der Freund von Naturschönheiten wandeln,

¹⁾ Einfaltspinsel.

²⁾ Die primitiven Gasthöfe des Orients werden durchweg als „Han“ bezeichnet.

³⁾ Unzweifelhaft trifft dies auch bezüglich der Entführung der Madame Branzeau und ihrer Begleiterin Fräulein Paragamian im Juni 1896 zu.

und die im günstigsten Falle alle Jahrzehnt einmal von einem Reisenden benutzt werden, den anzuhalten der Mühe lohnte.

Die Sorge vor Raub- und Mordanfällen dürfte also niemand vom Forschen abhalten.

Dennoch ist es, trotz allem, wieder nicht anzuraten, ganz unbewaffnet auf die Reise zu gehen. Im Lande der Selbsthilfe soll man auch im Stande sein, sich selber zu helfen, sonst fordert man den Übermut heraus; und es ist gewiß keine Unnehmlichkeit, ruhig zusehen zu müssen, wie das eigene Pferd plötzlich von ein paar streifenden Tscherkesen „gesund“ wird, oder sich von einem jämmerlichen Strolche, der den Revolver in der Hand hat, anhalten und auf „Kontrebande“ untersuchen zu lassen. Übrigens nimmt die Sicherheit zu, je mehr man ins Innere eindringt; die Küstenstriche und die Gebiete in der Nähe der Hauptstadt sind verhältnismäßig unsicherer als entlegene Provinzen.

Nicht zu vergessen ist endlich der Mangel an historischem Sinne bei den Herren des Landes, welcher ihnen das lebendige Interesse für den Boden raubt, auf dem sie leben. Dem türkischen Eroberer, welchen ein nüchterner, offener Verstand, schnelle Auffassung und ein treffender Humor auszeichnet, und dem noch mancher andere geistige Vorzug eigen ist, bleibt der Anteil, den wir so leidenschaftlich an dem einst Dagewesenen nehmen, im Grunde des Herzens völlig unverständlich. Wie er dem Toten, den er begraben, nicht lange nachweint, so hängt er auch nicht an vergangenen Zeiten. Unsere Sehnsucht, Stätten berühmter Ereignisse zu besuchen, unsere

Freude an der Entdeckung eines antiken Denkmals, einer geschichtlichen Spur, rechnet der echte Orientale dem großen Schätze der fränkischen Absonderlichkeiten zu, die er gern mit philosophischem Wohlwollen belächelt. Daß bei uns allen ein Sparren zu viel vorhanden sei, steht bei ihm ohnehin fest. Unsere Aufgeregtheit, unsere unruhige Hast, die Begeisterung für Dinge, deren Wert nur ein ideeller ist, sind ihm nichts, als die Äußerungen einer und derselben anormalen Geistesdisposition.

Nie werde ich die gutmütige Verwunderung vergessen, mit der mir ein weiser türkischer Freund ins Gesicht sah, als ich ihm in heller Freude davon sprach, daß ich endlich die Gelegenheit haben würde, nach Nicäa — nach İznik — zu reisen. „Nach İznik; es ist ein häßlicher Ort und nichts daran zu sehen, was willst du denn dort?“

„Und die Stätte des Konzils, der denkwürdigen Belagerung aus dem ersten Kreuzzuge — ist sie nicht hochinteressant? Noch sind die Mauern erhalten, die damals den frommen Pilgern so lange widerstanden.“

„Ihr findet das alles interessant; — was ist an einer alten Mauer Merkwürdiges zu sehen? Mauern hat's zu allen Zeiten gegeben, und eine gleicht der andern. Übrigens, Freund, wenn du Mauern sehen willst, so haben wir davon in Stambul genug, und da hast du's bequemer.“ —

Daß ein Stein Leben haben und zu unserem historischen Bewußtsein vernehmlich sprechen könne, wenn er Zeuge großer Thaten oder Zeiten war, das wird man sich vergeblich abmühen, dem Orientalen klar zu machen.

Das türkische Landeskind reitet wohl meilenweit, um eine Quelle unter breitkronigen Platanen aufzusuchen, deren Wasser berühmt ist, ganz gewiß aber nicht, um den Stumpf einer Statue, eines Inschriftensteines zu entdecken, welcher irgendwo im hohen Grase liegt.

Als einst — so erzählt die Mähr — der erste französische Forscher bei der Hohen Pforte um die Erlaubnis zu Nachgrabungen einkam, da faßte der Minister rat den Beschluß, daß der Bittsteller, wenn er Kunstwerke von Gold, Silber, Erz oder Kupfer fände, gehalten sein solle, den Metallwert nach seinem Gewicht zu ersetzen; — was er aber in Marmor fände, das dürfe er gratis behalten „denn Gott hat der Türkei Steine genug gegeben.“

Freilich giebt es Ausnahmen. Das Land besitzt heute in der Person seines Museumbegründers und Direktors Hamdy Bey einen weitberühmten Altertumsforscher, und das Museum von Tschinilikiosk in Stambul mit seiner unvergleichlichen Sammlung von Sarkophagen lohnt allein eine Wallfahrt nach dem Osten. Indessen diese Wandlung gehört den neuesten Zeiten an und bildet nur ein Eiland im breiten Strom, der über die historischen Erinnerungen ruhig hinwegfließt. Die Grundstimmung des Volkes ist jedenfalls nicht geeignet, die Überlieferungen der Vergangenheit glücklich auf neue Zeiten hinüberzuretten.

So verliert denn natürlich auch die Scholle, auf der es lebt, die tiefere Bedeutung, die persönliche Beziehung zu ihren Kindern, und es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß der türkischen Sprache das eigene Wort für

„Vaterland“ fehlt. Hat sie das „vatan“ doch dem Arabischen entlehnen müssen.

So ist es gekommen, daß der alte Orient sich etwas Jungfräuliches bewahrt hat, daß es uns vergönnt ist, ihn gleichsam neu zu entdecken — und dies macht nicht zum geringsten Teile seine Anziehungskraft aus. Nur auf einigen belebten Straßen begleiten uns die Reisehandbücher; rechts und links winkt uns schon in nächster Nähe der Hauptstadt eine unbekannte Welt. Kein Wegweiser leitet dort automatisch unsere Schritte, keine gemalte Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger: „nach der Wilhelmshöhe eine Viertelstunde“, auch nicht jene heute in den Badeorten so beliebten Marken: „nach dem Luisenthal bitte den gelben Zeichen zu folgen“, so daß unsere ganze Intelligenz im Pfadfinden sich darauf beschränken kann, gelb von blau, grün oder rot zu unterscheiden. — Hier sucht man sich selbst den Weg in Wald und Busch, übt das Auge im Erkennen der Geländeformen, lernt, sich nach der Lage der Kluppen, der Rücken und vor allem nach dem Laufe der Wasser zurechtfinden, und hat doppelten Genuß von jeder entdeckten schönen Aussicht, weil man sich mit echt menschlichem Egoismus daran freut, sie allein, oder doch wenigstens als der erste Fremde zu genießen.

Die künstlich gebahnten Straßen sind selbst in der Umgebung Konstantinopels nicht allzu zahlreich. Auf rumelischer Seite freilich haben sich im Laufe der Zeit an dem flachen Abhange zum Marmarameere hin verschiedene breite Heerstraßen in westlicher Richtung gebildet, und das Land ist hier überhaupt offen, frei und

ohne Hindernisse. Auf anatolischer führen zwei größere Wege gen Osten nach Ismid, dem alten Nikomedia, auf denen die Römerheere von Byzanz aus gegen Parther und Perser zogen. Eine neue, noch nicht ganz vollendete Chaussee führt nach Schile zum Schwarzen Meere. Sie verdankte anfänglich der Jagdlust Sultan Abdul Aziz ihren Ursprung, denn sie berührt einen südlichen Ausläufer des ehemals sehr wildreichen Alendaghwaldes. Damit aber sind wir am Ende. Auf beiden Seiten des Bosporus ist die mit Wald, Busch und Laub bedeckte nördliche Hälfte beider Halbinseln — kurze Strecken ausgenommen — ohne größere Straßen, zumal in der Längenrichtung von Ost nach West, in welcher fast nur schmale Saumpfade über die Thäler und Höhenrücken hinwegziehen. Ganz so unwegsam, wie das Land auf den ersten Blick erscheint, wenn man von einer Höhe aus über die Baumwipfel und das wogende Gebüsch hinwegsieht, ist es freilich nicht. Kohlenbrenner und Holzfuhleute haben längs der Rücken Kretenwege¹⁾ angelegt, welche zu irgend einem Punkte der Küste am Bosporus oder dem Schwarzen Meere hinabsteigen. Aber sie sind nur den Umwohnenden bekannt und wechseln in ihrer Richtung, sobald sie ausgefahren oder ausgetreten sind. Ost folgen sie mit großen Umwegen den natürlichen Schlangenwindungen der Wasserscheiden, und nur der Kundige findet sich darauf zurecht. Sie haben meist die Eigentümlichkeit, am Ende steil über den Rücken einer

¹⁾ Auch die Türken bedienen sich für einen solchen Weg des gleichbedeutenden Wortes: Ssyrt-jolu (Ssyrt = Rücken, Krete).

letzten Bergnase ins Thal hinunterzuführen. Zu unserer Verwunderung wählen sie selten ein Seitenthal zum Abstieg; denn alle kleineren Thäler, mögen sie auch mit sanfteren Formen beginnen, enden unten als steil eingerissene Schluchten. Die Wildwasser, welche im Herabströmen durch Zuflüsse wachsen, werden allmählich immer mächtiger, graben sich tief in den Boden ein und spülen das Erdreich von den Seitenwänden fort. Selbst zu Pferde thut man selten gut, solchen Schluchten zu folgen, sondern bleibt besser solange als möglich auf der Höhe.

Hat man diese, noch leidlich beschaffenen, Naturstraßen einmal verlassen, so ist man ganz auf die Reit- oder Fußwege angewiesen, welche der Verkehr von Ort zu Ort oder Kohlenmeiler zu Kohlenmeiler gezogen hat, und die, oft dichtverwachsen im Unterholz, von wuchernden Schlingpflanzen überdacht, vielfach dem Steingeröll von Bachrinnen folgen. Da wird das Pfadfinden schon schwieriger, und dem Fremden ist nicht zu raten, daß er sich dort verliere. Ganz nahe der Hauptstadt, z. B. gegen das Städtchen Derkos hin, deckt eine Gebüschwildnis das zerklüftete Bergland, die den einmal Verirrten nicht leicht wieder frei giebt. Es ist das beliebte Jagdrevier der Stambuler Wildschweinjäger.

Nur wer die Gegend schon einigermaßen kennt, so daß er sich nach fernen Landmarken leicht zu orientieren vermag, darf sie ohne Führer durchstreifen, um auf genutzreiche Forschungen auszugehen. Diese sind um so lohnender, als man in der Hauptstadt stets ein dankbares Publikum dafür findet, dem die Berichte aus der nächsten

Umgebung so klingen, wie die Erzählung von einer Afrikareise.

Gerade unser liebliches Kuru, oder, mit den Peroten zu sprechen, Courty=les=bains, ruft mir ein Erlebnis dieser Art ins Gedächtnis zurück.





II

Über den Argonthonius

Im Frühjahr 1893 unternahmen wir im Bekanntenkreise einen Ausflug nach Brussa. Das nächste für Mudania¹⁾ bestimmte Schiff fuhr von Konstantinopel an einem Sonntag ab; an demselben Abend konnte man noch zu guter Stunde an Ort und Stelle in dem grünen Paradies am Fuße des Olympos sein. Da ich die Reise schon mehrfach gemacht hatte, so schlug ich dem jüngeren Teile der Herrengesellschaft vor, diesmal einen anderen Weg zu wählen und von Yalova aus den Bergzug des Samanly Dagh — den Argonthonion Dros der Alten — welcher die ganze Halbinsel zwischen Golf von Ismid und Golf von Mudania ausfüllt, zu durchqueren, nach Gemlik, dem antiken Rios (Tius) am inneren Ende desselben hinabzusteigen und von dort über den Katyrly Dagh, Brussa auf dem Landwege zu erreichen. Die

¹⁾ Hafenort von Brussa.

Damen sollten unterdessen unter Onkel Karls Führung — doch nicht Onkel Karls aus der Familie Buchholz, sondern eines würdigen und ritterlichen königlich preussischen Oberstleutnants a. D. auf Reisen — zu Schiffe dahin gehen.

Wie immer war anfangs allgemeiner Thatendrang und Begeisterung für die Landtour vorhanden. In beiden Hauptquartieren der deutsch-perotischen Gesellschaft, nämlich in den Bierhallen von Zanni und Nikoli wurde das Unternehmen besprochen und gewann, etwa eine Woche vor dem Ausbruche, großen Anhang.

Der Argonthonius, den man bei einigermaßen klarem Wetter von Stambul aus deutlich sieht, ist zwar nicht sehr hoch; seine bedeutendsten Erhebungen steigen nur bis zu 900 Meter auf. Dafür aber ist das Gebirge außerordentlich zerrissen, schluchtenreich und zum großen Teile auch noch von Wald bedeckt. Es hatte sich auf irgend eine Art den Ruf der Unzugänglichkeit erworben und war zudem — darin bestand der Hauptreiz, — fast noch gänzlich unbekannt. Die Bergformen der Seekarte sind so dargestellt, wie man sie vom Meere aus sieht, und daher nur in den Umrissen richtig. Kiepert's neue Karte von Anatolien verzeichnet von Jalova aus einen einzigen Reitweg nach dem großen Dorfe Bazarıköj, am Südfuße, im Becken des Sees von İznik gelegen, von wo die Straße dann östlich nach jener Stadt hin, westlich nach Gemlik zum Golfe führt. Allein man macht dabei einen bedeutenden Umweg und die Route hatte für uns als „bekannt“ überhaupt kein Interesse.

Also auf, mittels eines anderen, noch nicht erforschten

Saumpfades über den Argonthonius nach Brussa —
Dieu le veut!

Doktor L. hatte in jenen Gegenden gejagt und warnte vor den dicht verwachsenen Schluchten, bezeichnete den Aufstieg als sehr steil und riet uns, vor der aus Grusfiern, Laſen und Eſcherkeſſen beſtehenden Bevölkerung auf der Hut zu ſein. Andere Nachrichten klangen noch ungünstiger; jedenfalls wurden für die Überſchreitung zwei Tage gerechnet und ein Nachtquartier auf der Höhe für notwendig erachtet. Freilich ſollte es droben keine Dörfer geben, aber was kann den Großstädter mehr entzücken, als der Gedanke an eine Frühlingsnacht im Walde unter hohen Bäumen, am rauschenden Bache, in eine Decke gewickelt, beim lodernden Biwaksfeuer, um die Bären zu verſcheuchen — zumal, wenn es noch acht Tage Zeit bis dahin iſt.

Der Aufbruch nach Jalova ſollte am Sonnabend ſtattfinden, die erſte Nacht in den Bädern von Kuru zugebracht, der Aufstieg zur Waſſerſcheide am Sonntag, der Abstieg nach Gemlik am Montag bewerkſtelligt werden. Die Ankunft in Brussa wurde demnach für Dienstag angeſetzt. Man thut gut, die Dauer etwas reichlich zu bemessen, um bei unvorhergeſehenen Zwiſchenfällen keine unnützen Beſorgniſſe hervorzurufen.

Biſ zum Mittwoch oder Donnerstag ſtand der Plan feſt. Dann machte erſt das eine, ſpäter das andere Mitglied der Expedition die unliebſame Entdeckung, daß es durch unauffchiebbare Geſchäfte an der Teilnahme behindert ſein werde. Da A. aber die Reiſe lieber ein anderes Mal machen wollte, ſo zog es auch J. vor, für

dieses Mal zurückzubleiben, und als der Freitag Abend herankam, waren von der Entdeckerschar nur noch Graf M. vom deutschen Generalkonsulat und ich selber übrig. Man riet auch uns ab, zu reiten, bot uns für den Fall, daß wir es doch thun wollten, allerlei Mordinstrumente zum Mitnehmen an und wünschte uns aufrichtig Glück zu dem Unternehmen, in der Überzeugung, daß wir es nötig haben würden.

Damals berührte nur der wöchentlich zweimal von der Hauptstadt nach Ismid gehende Dampfer die Küstenorte am Südufer des Golfs unter ihnen auch Yalova, und die Seelenruhe, mit welcher der vorsündflutliche Radkasten der Mahjrouffé-Gesellschaft, der den sehr bezeichnenden Beinamen „der Petroleumkocher“ führte, sich durch die Fluten vorwärts bewegte, gewährte uns alle Muße, unser Auge an dem herrlichen Panorama zu weiden, an dem man sich niemals müde sieht.

In Yalova, am Landungsplatze wurde ein türkischer Planwagen aufgetrieben, in dem man zwar nicht sitzen, aber auf einer ausgebreiteten Matraze liegen konnte, so daß sich die Stöße auf der holprigen Straße gleichmäßig über den ganzen Körper verteilten. Diese Beförderungsart ist besonders angenehm, wenn man den engen Raum zu drei Personen teilt und sich gegenseitig unfreiwillig mit Stiefelabsätzen und Ellbogen bearbeitet. Wir hatten nämlich einen Reisegefährten in dem Stambuler Jagdliehaber, Herrn G., gefunden, der uns wenigstens bis zu den Bädern begleiten wollte.

Zur Beruhigung für heutige Reisende bemerke ich übrigens, daß man jetzt an der Anlegestelle der Dampf-

Schiffe, für den Mietspreis von 30 Piaſtern¹⁾ ganz anſehnliche und ſchnellfahrende Kaleschen bis Coury findet. Auch hat der ehrwürdige Petroleumkocher ſeine Fahrten eingeſtellt oder iſt auf eine weniger belebte Linie verbannt. Beſſere und größere Dampfer verſehen heute den Dienſt. — Übrigens fanden wir uns damals in unſer Schickſal und kamen noch zu guter Stunde in Pythiaſlidja an, entzückt und überrascht durch den unerwartet hübschen Blick in das Waldthal und durch die reizende Lage des Orts.

Die neuen Kurhäuſer waren zu jener Zeit erſt im Bau, rege Thätigkeit herrſchte unter den Bäumen. Ein Teil der primitiven Einrichtungen, an denen es ſich die alttürkische Ausſpruchsloſigkeit hatte genügen laſſen, war noch vorhanden: ein niedriges in Huſeifenform angelegtes Gelände mit zellenartigen Zimmerchen ohne jede Ausſtattung, wohin ſich der Gaſt Strohmatte, Teppiche, Kiſſen und dergleichen ſelbſt mitbrachte, mit einigen Privatbaderäumen und dem Zugang zu dem allgemeinen Baſſin. Gegenüber den Bädern erhob ſich aber ſchon das neue Hotel, und ging es dort auch noch etwas proviſoriſch her, ſo waren wir doch bald gut untergebracht und beſtens verſorgt, als die erſten Gäſte, die beherbergt wurden.

Den Abend benutzten wir noch in Herrn G.'s Geſellſchaft zu einer vorläufigen Rekoꝑnoſzieruꝑg, um einen Blick in die Waldgebirge zu thun. Wir wählten hierzu einen ſüdweſtlich der Bäder aus dem Walde ragenden Kegel, den Sivritepe „Spitzberg“, der ſchon von fern her

¹⁾ Etwa 5 Mark 40 Pfennige.

unsere Blicke auf sich gezogen hatte, und erstiegen ihn nach einstündigem flotten Marsche. Dieser führte uns durch Busch und Wald bei Džbunar vorüber einen ziemlich scharf geformten Bergsporn entlang, dann durch ein dichteres Gehölz, die freiliegende Kuppe hinan. Ein anziehendes Bild lag vor uns, nur dunkelgrüne Berge, von blauenden tiefeingeschnittenen Schluchten getrennt, darüber goldig rote Gipfel, auf denen noch der Schein der Abendsonne lag. Tiefe Stille herrschte ringsum, kein Ton war zu hören, kein lebendes Wesen regte sich; ein einziger großer Raubvogel schwebte hoch über uns in den Lüften und schien fast still auf der Stelle zu stehen.

Dem Auge bot sich kein Ausweg dar; südlich gewendet hatten wir ein schwer entwirrbares Labyrinth von Wald, Buschwerk und Gebirgsketten vor uns. Kein Weg ließ sich entdecken; die höchste Bergwand erschien gänzlich geschlossen und weder tiefe Einschnitte noch Paßstraßen zu besitzen. Der Fußweg, den wir gekommen, verlor sich gegen das obere Samanlydere in dichtem Gestrüpp. Nirgends war auf der Höhe ein Dorf, oder auch nur eine Fischerfessensiedlung zu entdecken, die sich gewöhnlich durch weißgetünchte Mauern im grünen Laub verrät. Der erste Anschein sprach also entschieden für erhebliche Schwierigkeiten und zu Gunsten der Schwarzseher.

Am Abend im Hotel riet man uns auch wirklich, noch einmal nach Valova zurückzukehren und von dort den gewöhnlichen Weg über Bazardжі zu wählen.

Der Verkehr geht in diesen Gegenden am Marmarameere, wo Land und Flut sich durchdringen, von Küste zu Küste hinüber und meist auch von allen kleineren

Orten nur nach Stambul hin und zurück. Quer über Land ist er sehr gering, und ein waldiger Bergzug kann große Dörfer so vollständig von einander trennen, als gehörten sie ein jedes einer anderen Welt an. Bunt durcheinander, aber oft fast ohne alle gegenseitigen Beziehungen wohnen hier die verschiedenen Nationalitäten. Der allgemeine Zug nach der Hauptstadt hat an den Ufern des Golfs von Ismid allerlei Völkersplitter zusammengeführt, die sich dort niederließen. Zwei, drei, vier Orte, von ein und derselben Rasse bewohnt, führen eine gesonderte Existenz für sich und haben mit dicht gegenüber, durch ein Thal oder einen Bergzug von ihnen getrennten Dörfern fast gar nichts zu thun. Der große Flecken Bagdjedjik, südlich von Ismid, jenseits der Bucht, auf halber Höhe gelegen, ist ganz armenisch. Unter seinen 8000 Einwohnern sind nur ein paar Beamte und Saptiehs von türkischer Nationalität; neben ihnen treibt ein amerikanisch=protestantischer Missionar sein Wesen. Auch die östlich benachbarten Dörfer haben armenische Bevölkerung. Am Djevisdere, das vor Bagdjedjik vorüberfließt, liegen unterhalb nach dem Meere zu ganz griechische, oberhalb türkische Dörfer. Auf dem Gökdagh oder Keltepe zwischen hier und dem Saccaria sind auf den Höhen Grusier und Lasen, an den Abhängen des Waldgebirges Tscherkessen angesiedelt. Das Städtchen Sabandja in der Ebene, am See gleichen Namens, — jetzt Eisenbahnstation der anatolischen Bahn — ist wiederum griechisch. Nördlich des Sees liegt der große armenische Wallfahrtsort Armascha; und die ganze Gegend bis Adabazar hin, diese nicht unbedeutende Stadt mit eingeschlossen, ist armenisch.

Ebenso sieht es in der Umgegend der Bäder von Kuru aus. Die beiden, sie einschließenden Dörfer Ösbunar und Gökbjedere sind grusisch und tscherkessisch, die unterhalb gegen Jalova hin liegenden Ortschaften türkisch. An der Küste mischen sich Türken, Armenier und Griechen.

Die Griechen haben als Handels- und Seeleute meist die Ansiedelungen am Meere inne; manchmal aber erkennt man noch den Lauf der Eroberung darin, daß die Türken den ihnen zugänglichen Strand besetzten und ihre griechischen Vorgänger sich in feste, leicht zu verteidigende Orte im Innern zurückzogen. So ist hier am Golf das östlich von Karamursal gelegene Gregli am Strande rein türkisch und das stattliche Dorf Tepekioj, das auf einem Bergfegeln am waldbedeckten Gebirgshange malerisch daliegt, etwas an die Wartburg bei Eisenach erinnernd, durchaus griechisch. Vor den Eroberern flüchteten sich die alten Herrn des Landes jedenfalls dorthin und mögen sich in dem schwer zu nehmenden Plaze noch lange behauptet haben.

Im allgemeinen besteht keine Feindschaft zwischen den verschiedenen Völkerschaften. Erst das Erwachen politischen Lebens innerhalb derselben, das meist seinen Ursprung einer, von außen hineingetragenen, Agitation verdankt, sowie die Ausnutzung dieser Regung durch schurkische Ohrenbläser des Großherrs haben in neuester Zeit die Zwietracht geschürt und endlich in hellen Flammen auslobern lassen. Bis dahin lebte man friedlich nebeneinander her.

Nur über die Tscherkessen, ihr herrisches Auftreten und

ihre gewaltthätige Raublust ist von je her viel Klage geführt worden. In einzelnen Distrikten soll vor Zeiten gar ein förmlicher Ausrottungskampf gegen diese unwillkommenen Gäste geführt worden sein. Bei Adabazar, so erzählt man, thaten sich einmal 80 junge Armenier zusammen, um auf die umwohnenden Tcherkessen Jagd zu machen und sie zum Abzuge zu zwingen. Freilich gelten die Armenier von Adabazar auch unter ihren Landsleuten als Raufbolde und Querköpfe. Ich selbst habe aber auch mit den Tcherkessen gute Erfahrungen gemacht, sie ritterlich, ernst und bestimmt in ihrem Auftreten gefunden, wohl leicht verletzlich, dafür jedoch von einer angenehm berührenden Zurückhaltung. Unleugbar zeichnet eine gewisse Vornehmheit sie aus. Nie wird der Tcherkesse bei einer Forderung mit sich handeln lassen, wie der Armenier, Grieche und selbst der Türke. Den üblen Ruf, in dem sie stehen, schreiben sie der Verwechselung mit Lazen und Grusiern zu.

Für die Forscherarbeit des Ethnographen ist das, auch landschaftlich höchst anziehende Becken des Tsmid-Golfes jedenfalls ein ergiebiges Feld. Noch ist es durchaus nicht hinreichend bekannt. Freilich hat es der deutsche „Lederstrumpf“ Konstantinopels, Herr Momberg, wohl nach allen Richtungen hin durchstreift. Aber Jäger erzählen, doch schreiben sie nicht, wenigstens nicht gern, und ihre Kenntniss von Land und Leuten geht für die Wissenschaft verloren.

Der Wegbarkeit des Landes kommen die geschilderten Verhältnisse natürlich nicht zu statten. Oft erfährt man, daß zwischen ganz nahe liegenden Orten — selbst auf

Schweite hin — jeder einigermaßen bequeme Pfad in gerader Richtung fehlt, und daß ein solcher nur mit großen Umwegen längs der verbindenden Kreten gefunden werden kann. Ein solcher Fall schien auch der unsere zu sein. Wir hatten von Jaloſova aus bis zu den Bädern, in der Luftlinie gemessen, schon ein Drittel der Durchquerung unserer „dunkeln Halbinsel“ zurückgelegt und sollten nun noch einmal von vorn anfangen. Daß thut kein rechtschaffener Pfadfinder.

Bei unserer Ankunft hatte ich die bewaffnete Macht der Thermen, drei Saptiehs, entdeckt. Sie saßen, wie Saptiehs in der Regel zu thun pflegen, vor der Thür ihres kleinen Wächthäuschens spazieren, sonnten sich und fütterten ihre Katzen, während drinnen im feuchten Raum ihre Gewehre rosteten — ein friedfertiges Bild aus dem Kriegerleben, das sicherlich ganz nach dem Herzen der Frau Bertha v. Suttner gewesen wäre.

Unter den Dreien befand sich ein hochaufgeschossener, stämmiger Bursche mit rotblondem Haar, struppigem Bart und vertrauenerweckender Muskulatur — Kadem Agha, ein Lase, der einst Soldat, dann Karawanenbegleiter, später Regiewächter, zuletzt Saptieh geworden, und dazwischen noch manches andere gewesen war, was er verschwieg. Er versicherte, einen nur ihm bekannten Fußweg übers Gebirge zu kennen, erklärte sich bereit uns zu führen und ritt noch am Abend nach Jaloſova hinab, um Pferde für uns zu besorgen.

Der Abend verging bei gutem weißem Landwein von Brussa und munterem Gespräch sehr schnell. Lesteri, der legendenhafte Held der Gegend, dessen Namen noch

heute mit Achtung genannt wird, und der die Bewunderung der Epigonen, der Mehmet Pehlivan, Edhem Agha und Athanas ist, lieferte den Stoff. Von seinen Thaten wurde Unglaubliches berichtet. Seine Kühnheit war unvergleichlich, nicht minder aber — getreu dem Vorbilde aller seiner Standesgenossen, des „roi des montagnes“, Hadji Stavros — auch seine Bonhomie. Im Wohnhause des Gutes, an dem wir, den Meeresstrand verlassend, vorübergekommen, war einst eine heitere Gesellschaft von Herren und Damen beim Abendessen versammelt, als plötzlich allen unerwartet, von niemand vorher bemerkt, Lesteris breitschultrige Gestalt in der Thüröffnung erschien, jähen Schrecken in die allgemeine Fröhlichkeit schleudernd. Aber der gefürchtete Räuber ließ es sich sofort angelegen sein, die Damen zu beruhigen und sie zu versichern, daß kein Blut fließen werde — es handle sich nur um eine kleine geschäftliche Regelung. Freundlich bat er den Hausherrn, ihm ins Nebenzimmer zu folgen und verlangte ihm einen Check über 500 Pfund Gold auf die Ottomanbank ab, natürlich „au porteur“. Dann ging er friedlich seiner Wege; das Ansehen seines Namens hatte hingereicht, jede Gewaltthat unnötig zu machen. Sa bald darnach erschien bei dem Vebrauchten, einem reichen Stambuler Arzte, ein Abgesandter Lesteris mit dessen höflicher Entschuldigung, es sei seine Gewohnheit nicht, vornehme und geachtete Leute zu belästigen; doch habe er es seiner Bande zu Liebe gethan, welche ihm vorwürfe, sie zu gefährlichen Unternehmungen zu führen, aber den bequemen „Erwerb“ zu verschmähen. Als Lesteri eines Tages erschossen wurde und Hadji

Stavros Schatten sich auf den Toten niederließ, um die Seele mit sich zu nehmen, da fand man sogar noch den uneingelösten Cheek bei ihm.

Der Takt und die geschäftliche Korrektheit scheinen als Erbteil des großen Mannes auf die Briganten der Gegend gekommen zu sein. Nahm da eine Gesellschaft von Strauchrittern im unfernen Tepelioj ein jüngeres Mitglied der wohlbekannten Stambuler Familie C. gefangen und schleppten den eleganten verwöhnten Herrn zu einem sicheren Versteck in die Berge. Der Haushalt der Räuber war natürlich, wie es sich für Männer der That geziemt, von spartanischer Einfachheit, und sie drückten dem vornehmen Gefangenen ihr lebhaftes Bedauern über die Unzulänglichkeit ihrer gastlichen Aufnahme aus. Doch versicherten sie ihn, alles für seine Bequemlichkeit aufbieten zu wollen, wenn er ihnen aus einer momentanen Geldverlegenheit helfen könne, in der sie sich befänden. Herr C. gab ihnen acht Goldpfunde, die er gerade bei sich trug. Von da ab fehlte es ihm an nichts, wenigstens an nichts, was die umliegenden Städtchen und Dörfer zu bieten vermochten.

Die Verhandlungen über das Lösegeld begannen. Herr C. war ein geschickter Diplomat. Es gab zwei Linien seines Hauses, eine sehr reiche und eine nur wenig begüterte. Der ersteren angehörig, wußte er seine Gastfreunde doch zu täuschen und sie glauben zu machen, daß er zu den armen C. gehöre. So kam denn der Handel bald zu stande. Einige Tausend Pfund waren anfangs gefordert worden; auf achthundert einigte man sich. Ein Bote ging nach Stambul mit Briefen des Ge-

fangenen und brachte das Geld. Er erfuhr nun natürlich, daß er und seine Genossen geprellt worden seien und berichtete dem Hauptmann darüber. Dieser trat mit düsterem Blicke vor Herrn C., aber nicht Zorn, sondern Schmerz bewegte ihn — aufrichtiger Räuberschmerz über die unmoralische Handlungsweise des jungen Mannes. „Es ist nicht hübsch von dir, daß du dich an uns bereichert hast, die wir Arme sind“, sagte er ihm, „aber der Handel ist einmal geschlossen und soll gelten; denn wir sind Ehrenmänner und unser Wort ist uns heilig.“

Dann wurde das Gold gezählt und jedes Stück sorgfältig untersucht, ob nicht ein falsches darunter sei; endlich ging es an die Theilung. Jedes Mitglied bekam seinen Lohn, der Hauptmann noch eine Prämie; der Rest wurde vorsorglich in den Reservefond gelegt. Aus diesem nahm jener dann noch 8 Pfunde heraus und zählte sie bedächtig vor Herrn C. auf. „Hier ist das Geld, das du uns vorgeschossen hast.“ Und als nun der Empfänger ihn verwundert ansah, fügte er noch ruhig hinzu: „wir haben dich wider deinen Willen hierher geführt und festgehalten — unsere Schuldigkeit war es, für deinen Unterhalt zu sorgen.“

So handelten die Räuber des Argonthonion Dros und erfreuen sich darum nicht zu Unrecht ihres guten Rufes.¹⁾ —

¹⁾ Diesem hat auch der neueste Jünger Zesteris Ehre gemacht, Heros Georgi, der Entführer der Madame Branzeau und des Fräulein Paragamian. Beide Damen waren nach ihrer Befreiung des Lobes voll über die Ritterlichkeit und Zuverlässigkeit der Räuber. Am hellen Mittage, auf breiter, frei gelegener

Eine schöne Maiennacht folgte. Durch's offene Fenster schwoh das Rauschen des Hamamdere und tönte der Nachtigallenschlag ins kleine Schlafgemach hinein.

Chaussee hatte er sie gefangen genommen, aber durch Frau Paragiamian, die Mutter, welche zu schwach auf den Füßen war, um den Marsch ins Gebirge mitmachen zu können, die beruhigendsten Versicherungen über das Schicksal der Entführten an deren Angehörige gesendet — kann man ehrlicher und umsichtiger handeln? Daß er dem braven Kutscher, der Widerstand leistete, wie es heißt, mit einem Schlage den Kopf vom Rumpfe trennte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die er selbst bedauerte. In jenen Gegenden steht das Menschenleben nicht so hoch im Preise, als bei uns, wie es die Vorgänge in Konstantinopel und Anatolien leider nur zu deutlich bewiesen haben.

Als das Lösegeld — 10000 Pfund, die der Sultan zahlte — beschafft war, verabschiedeten die Herren Briganten sich nicht nur aufs Höflichste bei den Befreiten, sondern baten sie auch noch, eine Zebe von ihnen ein Geschenk von je fünf Pfund anzunehmen — „es sei ein Aberglaube, der sich daran knüpfe, die Gabe solle Glück für künftige Unternehmungen bringen.“ Auf diese Art gelangten die Damen in den unverhofften Besitz von 70 Pfund, welche sie einer milden Stiftung übergaben. Dem französischen Botschafter, welcher die Auslösung erwirkt hatte, sandte Heros Georgi einen Siegelring mit seinem Namenszuge zum Andenken und einen langen, im heroischen Tone geschriebenen, Brief. Darin werden den Botschaftern der fremden Mächte die bittersten Vorwürfe gemacht, daß sie Spielbälle der Pforte geworden und nicht mehr im Stande seien, die verfolgte Christenheit des Orients zu schützen. „Ich bin Brigant; das ist richtig“ — bekennet Heros Georgi zum Schlusse — „aber ich presse nur dem Sultan Geld ab; die wahren Räuber sind die Finanziers von Galata, die selbst dem Armen das Hemde vom Leibe ziehen.“

Auch bei Herrn Branzeau hat sich Heros Georgi angelegentlich entschuldigt, daß er ihn so lange der Gesellschaft seiner Gattin beraubt, — „eigentlich“ so ließ er ihm sagen „hätte er Herrn Auboyneau, den Direktor der Ottomanischen Bank erwartet, für

Etwa um Mitternacht hörte man die Glocken einer Heerde im Walde und Flintenschüsse, vielleicht um Wölfe zu verschrecken — es war ganz romantisch, und dabei konnten wir uns behaglich auf die andere Seite drehen und weiterschlafen. Die Sonne stand schon am Himmel als wir erwachten, und Nadem Agha wartete unten mit unseren Pferden, wenn man die kleinen zottigen Thierchen — Mitteldinger von Bär und Esel — so nennen will.

Ich schaffte schnell mein Gepäck hinab. Dieses Gepäck bildete den dunklen Punkt aller meiner Ausflüge; denn es war eigentlich gar keines. Ich führte nichts als zwei Taschen von grobem starkem Drillich mit, die, untereinander durch ein breites Stück Stoff verbunden, hinten über den Sattel geworfen werden. Dessen Form sich anpassend, hat das Verbindungsstück einen Schliß, durch den der Sattelrand emporragt und die „Hébé“ — so heißt diese zweckmäßige Vorrichtung — festhält. Nichts ist störender auf solchen Reisen, als die Mitnahme von Packpferden, welche den Ausbruch verzögern, auf dem Marsche zurückbleiben, und daher auch die Einrichtung der neuen Nachtstation erschweren.

Meine Bagage war also sehr praktisch, aber freilich nicht sehr ansehnlich, und ich fürchtete ernsthaft für den Glanz unseres Einzuges in Brussa. Aber ich beruhigte

den er 25000 Pfund gefordert und erhalten haben würde; doch sei der nicht gekommen, und, da nun einmal alle Unkosten für das Unternehmen schon entstanden waren, sei er zu seinem lebhaften Bedauern genötigt gewesen, Madame Branzeau und ihre Begleiterin anzuhalten. — Hadji Stavros Geschlecht ist also noch nicht ausgestorben, und der Nachwuchs berechtigt zu den schönsten Hoffnungen (September 1896).

mich bald, als das Gepäck des Grafen M. folgte. Es war nicht nur viel reichlicher, sondern es enthielt auch am Schluß noch ein wahres Prachtstück — eine funkel-nagelneue gelblederne Hutschachtel mit Messingbeslag, wie selbst Brussa sie noch garnicht ahnte. Kadem Agha nahm sie so behutsam hin, als habe man ihm ein neu-geborenes Kind in die breiten Hände gelegt und befestigte sie sehr sorgsam und mit großer Umständlichkeit am Sattelsknopf.

Dann ging die Reise los.

Unser Weg führte uns zunächst zurück nach Göbje-
dere; dann in südwestlicher Richtung auf echt türkischem,
mit Steingeröll bedecktem Pfade einen Bergvorsprung
hinan. Trotz der frühen Morgenstunde brannte die
Sonne schon tüchtig; doch belohnte uns dafür wiederum
der schöne Ausblick über die tieferen, zur Küste hinab-
steigenden Vorhöhen mit Baumgruppen, Wäldchen und
Dörfern aufs Meer bis zu den Prinzeninseln und den
Bergen Stambul gegenüber, deren Formen sich im blauen
Dust verloren.

Außer Kadem Agha begleitete uns nur noch der
Pferdetreiber und sein Sohn, ein Bursche von 15 Jahren,
der den neuen Weg mit uns kennen lernen sollte. So
wurden wir zu Pfadfindern für die Pfadfinder. Sehr
kriegerisch mag unsere Karawane nicht ausgesehen haben.
Wenn nicht Kadem Aghas roter Bart die Briganten
erschreckt hätte, sein rostiger Karabiner würde es sicherlich
nicht gethan haben. Sehr viel Vertrauen darf man auf
Sapthiegegewehre nicht setzen. Bekanntlich verschwand auf
dem Gipfel des Olympos bei Brussa vor einigen Jahren

ein Engländer, ohne daß jemals wieder eine Spur von ihm entdeckt werden konnte. Damals nun ging eine Kommission von Konsulatsbeamten und Freunden des Verschwindenen an den Thatort, um jenen zu suchen und eine ganze Abtheilung Saptieh's begleitete sie. Als man, ermüdet von der vergeblichen Forschung, beschloß, zu rasten und dann heimzukehren, da verfiel ein kritischer Kopf auf den extravaganten Gedanken, die Winchester-Karabiner der Bedeckung zu versuchen, um recht anschaulich vor Augen zu führen, welches Blutbad unter den Briganten angerichtet worden wäre, hätten sie nur kommen mögen. Einer nach dem anderen wurde abgedrückt, aber — patt! — patt! — keine Patrone gab Antwort; sie versagten alle — und es waren ihrer siebzehn! „Lieb Vaterland kannst ruhig sein!“

Indeß uns erfüllten auch in der That gar keine Mordgedanken — dazu war der Morgen viel zu schön. Nur die Neugier pochte in unseren Herzen. Kaum wird je — wer ihn nicht selbst empfunden, — den Reiz verstehen können, den solche halb ziellosen Fahrten ins Unbekannte haben. Jede Felsdecke fesselt schon in der Ferne, wenn sie auftaucht, unseren Blick und unsere Gedanken; kann sie uns doch irgend eine Überraschung verbergen, eine schöne Aussicht, einen schwindelnden Pfad, einen rauschenden Bergstrom, ein waldiges Thal, irgend eine unvermutete Wendung des Weges, und die Frage, wohin wir wohl kommen werden, hält unausgesetzt unseren Sinn gefangen. Freilich darf man nicht von europäischer Hast beflügelt sein, nicht ängstlich nach der Uhr sehen müssen, ob man den wartenden Eisenbahnzug nicht versäumen

werde, nicht die anbefohlene Stunde verfehlen, aber daß kommt ja auch — Allah sei's gedankt — im Orient nicht vor. Höchstens hat man im Hafen ein Dampfschiff zu erreichen und die türkischen Dampfschiffe in den kleinen Küstenorten kommen immer noch zwei Stunden später, als man denkt; sodann warten sie, wenn noch nicht alle Fahrgäste beisammen sind, endlich aber kehren sie wieder um, wenn ein verspäteter Reisender vom Ufer aus nachruft. Also gemacht! „Wandernd, wandernd kommt man nach Bagdad!“

Um 10 Uhr 50 Minuten türkisch waren wir aus den Bädern aufgebrochen. Das ist nach fränkischer Zeit 6 Uhr 10 Minuten früh; denn die Stunden zählen nach türkischer Rechnung immer vom Sonnenuntergange, der in jenen Breiten Mitte Mai etwa auf 20 Minuten nach 7 Uhr fällt. Mit Sonnenuntergang schließt der alte Tag und beginnt der neue. Das ist einer der Reste aus dem alten Nomadenleben des Volkes, denen man in so vielen Einrichtungen begegnet, bis hinauf zu den Säcken und Beuteln, in welchen man in den Ministerien die Schriftsachen aufbewahrt. In den Zelten gab es keine Aktenschränke. Mit Sonnenuntergang mußte der Marsch beendet, eine Quelle erreicht, das Lager aufgeschlagen sein — das alte Tagewerk war beendet und echt orientalisches fing man das neue mit der Ruhe an.

Um 11 Uhr 15 Minuten hatte bei Gökbjedere, das nördlich Pythia liegt, der Anstieg und damit zugleich die Wendung, erst gegen West, dann schärfer und schärfer gegen Südwest begonnen; zehn Minuten darauf trat der, immer noch denselben Bergsporn am linken Ufer des

gegen die Bäder hinabrauschenden Hamamdere¹⁾ sich emporwindende Pfad ins Eichengestrüpp, das bald weit über Reiterzhöhe aufstieg und uns nur noch den Blick vorwärts auf die Berge frei ließ. Tiefer und tiefer ward die Schlucht zu unserer Linken. Wildromantisch und lauberfüllt stürzte sie steil hinab, so daß Sohle und Bach nicht mehr zu sehen waren, und nur das Rauschen den letzteren noch verriet. Jenseits erhob sich im Walde ein Kegel, in dem wir unschwer unseren Bekannten von gestern Abend — den Sivritepe — wiederfanden. Der Pfad wurde vielfach recht schmal, führte am Abgrunde entlang, hatte aber doch nichts Schwindel- oder Furchterregendes. Wie vielfach in jenen Gegenden wurden wir auch hier an Thüringen und seine Berge erinnert.

Eigentümlicher Weise ward das einzige Hindernis gerade hier oben durch sumpfige Strecken im Wege gebildet. Als uns Nadem Agha zuvor davon berichtet, hatten wir ihm keinen Glauben geschenkt; doch konnten wir uns jetzt schnell davon überzeugen, daß er Recht gehabt. In der, im Laufe der Zeit von dem regelmäßigen Gange der Lasttiere, die mit Holzkohle aus den Bergen herabkommen, in den Boden eingetretenen Rinne sickerte und floß ein Wässerchen hin, welches das Erdreich, da wo es thonhaltig war, tief aufgeweicht hatte, so daß unsere Pferdchen oft bis an die Kniee einsanken. Wo das Wasser zu dieser Jahreszeit noch herkam, blieb uns anfangs ein Rätsel, floß es doch gleichsam den Bergrücken entlang. Erst als wir weiter vordrangen und über die

¹⁾ Bäderfließ.

Quelle des Hamandere schon hinaus waren, bald hoch am Rande eines größeren Zuflusses des Samanhydere hinreitend, löste sich uns das Rätsel. Der Weg führte jetzt nicht mehr völlig auf dem Rücken hin, sondern am jähem Abhange unterhalb desselben. Zur Linken hatten wir den Absturz in die blauende Tiefe des Nischantashdere, zur Rechten die ansteigende Wand. Da aber, wo diese den Pfad einsäumte, zeigte sie eine runde Ausbauchung, die dem Auge in ihrer eigentümlich regelmässigen Form auffiel. Ich fragte endlich Radem Agha „was das sei?“ „Ein Ssu jolu Herr!“ — ein „Wasserweg“ eine „Wasserleitung“. Die Angabe schien mir wenig glaubhaft. Wie sollte hier in die waldige Einöde, wo es auf Meilenweite kein Gehöft gab, geschweige denn ein Dorf oder Städtchen eine Wasserleitung herkommen. Aber Radem Agha blieb bei seiner Behauptung und zeigte mir bald eine Stelle, wo die Wulst am Bergwandsfuße oben geöffnet war. Ein Steinstück fehlte dort und in der That konnte man sich nun überzeugen, daß längs unseres Weges eine Rinne in den Stein gehauen war, die man dann sorgfältig wieder verdeckt hatte. Eiskaltes und perlend klares Wasser floß darin entlang.

Ich konnte die Frage nicht unterlassen, wer die Leitung angelegt habe, obschon dies recht thöricht war; denn augenscheinlich hatten wir ein Werk vor uns, welches jedenfalls weit älter war, als wir alle zusammen genommen.

„Das hat Ferhad gethan“, entgegnete Radem Agha ohne jedes Besinnen.

Freilich war ich damit nicht klüger geworden; denn

Ferhad ist der sagenhafte türkische Held der Vorzeit, der Siegfried des Orients, dem alle großen und heldenhaften Dinge zugeschrieben werden, welche über gewöhnliche Menschenkraft hinausgehen. Prähistorische Baureste sind Ferhads Burg, antike Straßen- und Brückenreste Ferhads Wege.

Eigentlich ist Ferhad wohl ein persischer Nationalheld, der wie Herkules die schwersten Arbeiten verrichtete, um die schöne Schirin, Chosru Parwis Sklavin zu erwerben. Als der König sie ihm versprach, wenn er das Gebirge durchbreche und einen Fluß von jenseits herbeileite, machte er sich ans Werk und das Unglaubliche wurde wahr. Wie der türkische Chosru zu seinem Schrecken dies erfuhr, ließ er Ferhad melden, daß Schirin tot sei, und dieser stürzte sich selbst von dem eben gespaltenen Felsen, den man heute noch bei Kermanşah in Persien zeigt, hinab in die Tiefe.¹⁾

Auch wohin die Leitung führte, war nicht leicht mit Bestimmtheit zu entscheiden, weder in Gökbjedere noch in Pythia hatten wir etwas von Ferhads Wasserleitung gespürt; vielleicht speist sie die größeren Küstenorte. Jedenfalls war sie es, die mit ihrem durch das Gestein sickernden Wasser unseren Reitsteig versumpfte.

An Ferhads Esu-jolu waren wir um 12 Uhr 30 Minuten (türkisch) gewesen. 20 Minuten danach empfing uns der Hochwald. Er prangte jetzt im frischesten Grün, denn der Frühling kommt spät im Orient; der März

¹⁾ Braun, Gemälde der muhamedanischen Welt. Leipzig 11870. S. 234.

und der Anfang des April sind oft noch winterlich und unfreundlich; erst das Ende dieses Monats und der Mai bringen mit Sicherheit einen kurzen Lenz, der sich dann aber in voller Pracht entfaltet. Eichen und Buchen standen hier im üppig grünen Blätterschmuck, über uns ein lichtiges Gewölbe bildend. Das Nischantafschdere¹⁾ begleitete uns in der Tiefe mit rauschenden Raskaden. Es fließt in der gleichen Richtung wie das Samandere, nämlich nach Nordost dem Samandere zu, welches beide aufnimmt, und dessen Unterlauf wir bei Yalova überschritten. Unser Weg führte, wie wir jetzt deutlich erkennen konnten, auf einem vom Hauptkamme hinabsteigenden Bergfinger entlang, der die Quellsbäche des Samandere gegen das Meer hin begleitet. Doch den Ursprung des Nischantafschdere umgingen wir nicht mehr. Es hätte uns dies zu weit westlich gegen das Bozburun²⁾, das alte Kap des Poseidon geführt. Wir stiegen, von Kadem Agha geführt, an einer Stelle, wo der Abhang weniger steil war, zum Bache hinunter und durchwateten seine silberhelle Flut. Drüben ging's dann den benachbarten Bergsporn steil hinan und nun auf schmaler Hochfläche und ebenem Pfade entlang. Den Wald verließen wir nicht mehr. Hier war er nun noch dazu von dichtem Unterholze erfüllt und das Grün üppiger denn zuvor. Zu unserer Linken im Osten

¹⁾ Das Zeichenstein-Fließ. „Nischan“ heißt auch das Ziel. An Stellen, wo die Pfeile der alten Großherren bei besonders weiten Schüssen einschlugen, hat man derartige Ziel- oder Zeichensteine errichtet. Im übertragenen Begriffe bedeutet Nischan auch der Orden. „Tasch“ ist, wie bekannt, der Stein.

²⁾ Das graue Kap.

hatten wir jetzt den Samanly Dagh, dessen dunkelblaue Masse, durch die Bäume hindurch, hin und wieder kenntlich wurde. Eine tiefe Schlucht trennte uns von ihm; junge Buchen bedeckten seinen Gang. Man konnte sich einen angenehmeren Marsch nicht denken. Auf trefflichem Reitwege in der Morgenfrische unter dem grünen Dome hin, ging es vorwärts, Laub und Blumen rechts und links, frohe Wanderlust im Herzen. Ein Pierre Loti müßte das eigentlich an meiner Stelle schildern. Herzlich mußten wir beide lachen, als wir der ernstesten Befürchtungen im perotischen Hauptquartier bei Rifoli und Janni gedachten und der guten Ratschläge bezüglich der mitzunehmenden Mordinstrumente. Es war ganz, als ritte man im Harz oder in Thüringen von irgend einem deutschen Badeorte nach einem berühmten Aussichtspunkte hin!

Ich glaube, daß, selbst wenn es hier Räuber gegeben, sie uns kaum angehalten hätten; denn unsere kleine Karavane sah nicht so aus, als sei viel an ihr zu verdienen. Meine graue Satteltasche — Hébé — konnte Niemand verlocken, und mein Reiseanzug war derart, daß mich die Herren Briganten wahrscheinlich für einen Kollegen gehalten haben würden. Allenfalls konnte noch die Hutschachtel meines Begleiters, die neu, gelb und blinkend vor mir durch den Wald leuchtete, die Habgier eines Rinaldo Rinaldini reizen. Im Übrigen wäre es uns am Ende ergangen, wie meinem Freunde und Nachbarn W. zu Moda. Der reiste tief im Innern, um Heerden zu inspizieren, die ihm gehörten. Als praktischer Mann hatte auch er seinen Sonntagsstaat daheim gelassen

und etwas Abgetragenes angelegt, das den reichen Herrn von Stande nicht verriet. Da begegnete ihm auf einer Wegstrecke, welche für unsicher galt, ein Bauer.

„Giebt es hier Räuber?“

„Um — es giebt schon welche, — aber was fragst du denn danach? Dir kann's doch wahrhaftig gleichgiltig sein.“ Sprach's, streifte den Frager von oben bis unten mit kritischem Blicke — und ritt davon.

Doch bald sollten wir daran erinnert werden, daß es hier nicht immer so friedlich hergegangen sei, als heute. Um 1 Uhr 35 Minuten türkisch, d. h. gegen 9 Uhr fränkisch, waren wir an einem Punkte, den unser Führer uns als den höchsten unseres Weges bezeichnete. Dicht neben uns im Gebüsch erkannte man die Reste eines verfallenen muselmanischen Grabes.

„Das ist der Beschardasch-Mesaryk“ — das Grab der fünf Brüder.“ Und nun erzählte Kadem Agha eine rührende Geschichte von den fünf Brüdern, die hier, von Räubern umringt, treu zueinander gestanden und treu miteinander gefallen waren. Ob's wahr ist, ob Märchen — wer kann das feststellen; denn, so nahe sie liegen, dringt doch kaum je eine Nachricht aus diesen Bergen nach Stambul hinüber. Das Andenken der „Beschardasch“ störte nicht lange unsere Stimmung. — Graf M., Orientalist von Fach und genauer Kenner türkischer Volksitten und Sagen, erzählte so fesselnd, daß wir darüber selbst ein Zehn-Brüder-Grab schnell vergessen hätten.

Der Punkt war in der That der Höchste, den wir erreichten; er lag aber trotzdem nur 520 Meter über dem

Meere. Das Rätsel des Argonthonion Dros erschloß sich uns. Bei der großen Zahl der zur Küste hinabsteigenden Bergnasen und Nebenäste muß er dem von Ferne Beschauenden den Eindruck der Undurchdringlichkeit und Unüberschreitbarkeit machen. Folgt man den Thälern, so scheitert man; denn im Mittellaufe wo die Bäche am tiefsten eingeschnitten sind, verwandeln jene sich zu engen und völlig verwachsenen Schluchten. Dornige Schlinggewächse sperren, von Baumästen herabhängend, den Weg, und es ist ohne große Mühe und Arbeit nicht möglich, hier vorzudringen. Wer aber, wie wir, gut geführt, bei Zeiten noch außerhalb des Waldes einen Sporn des Gebirges ersteigt und dann der Krete folgt, kommt ohne Schwierigkeit durch.

Wunderbar war die Einsamkeit hier oben. Kein Mensch war uns begegnet, seit wir die Bäder verlassen; kein Wild hatte sich sehen lassen. Nur selten huschte ein Vogel durch den stillen Wald. Sogar die Kohlenbrenner fehlten, deren Meiler man sonst über allen Waldgebirgen im Orient rauchen sieht. Der Argonthonius ist noch von keiner Industrie entweiht worden, es sei denn, daß man den primitiven Betrieb von Eisgruben als eine solche bezeichnen will; — denn deren soll er in seinen höheren Theilen eine Anzahl besitzen. Ich sah sie auf dem Horatichdagh bei Salonik in einer Höhe von etwa 1000 Metern. In Schluchten, Kesseln oder ausgegrabenen Vertiefungen, die von einem Bergwasser durchrieselt werden, legen die Bauern flache Teiche an, welche dann im Winter bis auf den Grund gefrieren, und die sie sorgfältig mit Stroh oder dürrem Laub bedecken. Auf mög-

lichtst dichten Schatten ist zudem bei der Anlage Bedacht genommen. So hält sich dann das Eis den Sommer hindurch und bildet einen recht einträglichen Handelsartikel für die größeren Städte, namentlich für Stambul. Erst in neuester Zeit haben die künstlichen Eisfabriken denselben stark entwertet.

Eine kleine halbe Stunde, nachdem wir Besch Kardasch Mesarlyk verlassen, führte uns der absteigende Pfad an einen breiten, schnell fließenden Bach, der mitten im Gebirge von Westen kam und nach Osten hin in etwa 20 Schritt breitem Bette über Kiesel und unter dichtem Laubdache rauschend hinwegfloß. Es war das Radjalydere, die Hauptquelle des Samanlydere. Sein klares, kühles und wohlgeschmeckendes Wasser ließ uns annehmen, daß er oberhalb mit den Eisgruben in Verbindung stehe. Nahe von unserem Plaze machte es eine scharfe Wendung nach Norden gegen Jalova hin. Der Ort war so erfrischend und kühl, daß er zur Rast einlud. Menschen und Pferde löschten den Durst und stillten ihren Hunger. Wir befanden uns hier bereits 150 Meter unter dem Beschkardasch Masarlyk.

Nach 25 Minuten Halt brachen wir wieder auf, das Radjalydere durchreitend. Während dies nach Norden floß, führte unser Weg uns jetzt nach Südost.

Ein sanfter Anstieg brachte uns jenseits wieder zur Plateauhöhe hinauf; zu unserer Rechten eilte ein kleiner Bach mit rauschendem Wasserfall hin, dann wurde der Wald lichter, und unser Pfad führte zwischen freieren Berglehnen zur Linken und einem bald sichtbaren tief eingeschnittenen Thale zur Rechten hin, das sich zum

Golfe von Gemlik öffnete. Die Wasserscheide lag hinter uns; schon befanden wir uns am Südhange des Argonthonius. Da die Uhr erst 2 Uhr 40 Minuten türkisch zeigte, so hatte ein Ritt von noch nicht ganz vier Stunden, die Rast am Nadjahydere eingerechnet, uns über den zuvor so gefürchteten Bergkamm geführt.

Zehn Minuten darauf¹⁾ genossen wir den Lohn für unser Bemühen — einen herrlichen Blick über den Golf hinweg auf den Olymp, der sich hier in seiner ganzen Majestät zeigte. Die Länge seines mächtigen Rückens uns zugekehrt, von leuchtenden Schneefeldern bedeckt, ragte er über blaue Ketten und die im Vordergrund vorgeschobenen grünen Berge hinweg. Freilich hat er die schlichte Form eines hohen Daches, das im Westen von zwei leicht erhobenen Spitzen überragt wird und sich allmählich gen Osten senkt. Aber die Abhanglinien sind sehr zart geschwungen und der Rücken selbst ist nicht einförmig, sondern von einer großen Zahl deutlich erkennbarer Schluchten zerlegt. Er ist typisch für alle Ausblicke von Stambul gegen Süden hin, da er bei klarem Wetter stets als der Hintergrund im Panorama erscheint.

Wir befanden uns zur Zeit auf 416 Meter Höhe. Das Thal zur Rechten senkte sich jetzt schnell zu einem größeren Bache hinab, den auch die Karten verzeichneten, zu dem Kumludere, das nahe der Küste am Golf von Gemlik entspringt, erst nach Norden in die Vorberge des Argonthonius hineinfließt, und sich dann in scharfem

¹⁾ 2 Uhr 50 Minuten türkisch etwa 10 Uhr 10 Minuten fränkisch.

Bogen um eine steile Bergmasse herum, nach Süden wieder dem Meere zuwendet, so die Form eines See-
krebsses mit gekrümmtem Schwanze annehmend. In das
Thal dieses Baches stieg unser Pfad bald steil zu einer
Mühle hinab, die 80 Meter tiefer als der eben be-
stimmte Punkt lag. Dann folgte er dem breiteren und
von flachen Berghängen umrahmten oberen Kumladere.
Um drei Uhr türkisch waren wir an der Mühle; fünf
Minuten darauf führte der Weg an einer wohlerhaltenen
Grabstätte vorüber, die schon die Nähe menschlicher Woh-
nungen verriet, und gleich darauf lag ein ausgedehntes,
ins Thal hineingestrecktes Dorf vor uns.

Schon das Holzgatter um das Grab, die jungen
Bäumchen, die auf dieses gepflanzt waren, hatten Fremd-
linge verraten, die sich hier angesiedelt. Alle Gehöfte be-
saßen ihre wohlerhaltene, hölzerne Umfriedigung und
lagen im frischen Grün, aus dem ihre weißen Mauern
hervorlugten, die Straßen waren breit und leidlich ge-
halten, die Felder ringsum gut geackert, — kurz, der
Kontrast gegen die gewöhnliche pittoreske Unordnung
anatolischer Dörfer war auffallend. Die Karte enthielt
den Ort nicht. „Muhadjirkioj“ nannte Kadem Agha
denselben schlechtweg, d. h. „Flüchtlingsdorf“. Da dieses
auch, wie er hinzusetzte, „Gürdjiler“ heißen sollte, so
handelte es sich um eine Grusier-Ansiedlung, um aus-
gewanderte muhamedanische Georgier, die wohl nach dem
letzten Kriege aus den an Rußland abgetretenen Pro-
vinzen hierhergezogen waren. Das sollten also die eigent-
lichen Störenfriede der Gegend sein. Hier merkte man
ihnen indes nichts davon an. Waren wir bis dahin

keinem lebenden Wesen begegnet, so sahen wir jetzt allorten Gruppen von Arbeitern in den Wiesen und Feldern, zumal waren Frauen und Mädchen zahlreich vertreten, große schlanke Gestalten, die sich bei unserer Ankunft abwendeten, ohne sich ängstlich zu verbergen, wie es in vielen Distrikten geschieht. Alle trugen dieselbe Kleidung, lange, weite und um die Knöchel zusammengeschnürte Beinkleider, eine kurze Jacke und das faltige Hemd darunter, etwas Schmuck am Halse. Jacke und Beinkleid waren durchweg von der Lieblingsfarbe des Orients, „pembe“, rosenrot — hin und wieder leicht geblümt — das sich lebhaft von dem saftigen Grün ringsumher abhob. Das erfrischende Bild ließ mich von neuem empfinden, wie unrecht wir Nordländer thun, die Farbe aus unserem Geschmack zu verbannen, um den grauen Himmel nicht zu kränken, der sich über uns wölbt.

Keine der eifigen Grusierinnen ließ uns ihr Antlitz sehen, obwohl wir uns gern davon überzeugt hätten, ob der Ruf der Schönheit, dessen sie genießen, auch ein berechtigter sei. Stambuler Damen, welche von Valova aus die nahen Grusierdörfer besuchten, versichern es, und Damen sind in diesem Punkte die strengeren Richter.

Für das Dorf fanden wir durch unsern Barometer die Meereshöhe von 358 Meter. Bald dahinter steigt das Gelände flach wieder zu einer Wasserscheide hinauf, die das Kumladere, an dem das Dorf Büjüf Kumla (Groß-Kumla) liegt, von einem kleineren Bache trennt, welcher in tiefer Schlucht das reiche Kütschüf Kumla (Klein-Kumla) durchfließt. Der Rücken war hier kahl und steinig; doch bot er den Fernblick über Meer, Golf

und Olymp als Ersatz. Er lag im Mittel, nur wenig über dem Muhadjirkioj, etwa auf 370 Meter, und bald folgte auch ein steiler und steiler sich gestaltender Abstieg zum Kütschük Kumludere, das wir um 4 Uhr 30 Minuten türkisch in einer Meereshöhe von nur noch 23 Metern erreichten.

Feuchte Mittagsschwüle empfing uns hier; die frische Waldluft war verschwunden, und wir beeilten uns, die Küste zu gewinnen, wo um diese Zeit der „imbad“, eine leichte Brise, vom Meere her zu wehen und angenehme Kühlung zu bringen pflegt. Der Weg dorthin führte durch dichte Oliven- und Kirschenpflanzungen auf wohlgepflegtem Gartenboden. Nach einer Viertelstunde schon erblickten wir durch die Anlagen die Gebäude von Kütschük Kumla Iskelleffi, d. h. der Landungsstelle von K. Kumlä. Stattliche, in Stein gebaute Magazine lagen hier unter mächtigen Platanen, dazwischen der dem Orientalen an jedem Ruheplatz nötige Brunnen nebst dem unvermeidlichen „Kaweh“ — dem Kaffeehaus, das unter keinen Umständen fehlen darf.

Reges Leben und Treiben herrschte an der Iskelle; Züge von Lasttieren kamen und gingen, Holz wurde verladen und namentlich Holzkohle, deren die Hauptstadt ungeheure Mengen verbraucht, so die Entwaldung immer weiter verbreitend. Lastträger schleppten schwere Säcke zu den Segelboten; schwache Gruppen saßen auf den niedrigen Schemeln oder mit untergeschlagenen Beinen am Fuße der Platanen, rauchten den Margileh und sahen emsig der Arbeit zu, die der Orientale am meisten liebt, wenn andere sie verrichten.

Nach dem ziemlich schwierigen Abstieg von über 1100 Fuß gönnten auch wir uns einen „Raveh“ und saßen eine kleine Weile im Platanenschatten, während das Auge über den Golf schweifte, der hier in seinem innersten Teile einem blauen Alpensee glich. Leise zitterte seine Wasserfläche, und langsam kamen den flachen Strand leichte, sich auf dem Sande verlierende, Wellen herauf. Dunkle Berge umrahmten das Becken und darüber zeigte sich auch hier der breite Rücken des Olymp. Näher am Strande drüben erhob der Filardagh seine zackigen Felsköpfe, auf denen ehemals griechische Burgen standen, die erst beim großen Aufstande zu Anfang dieses Jahrhunderts zerstört worden sind. Zur Linken konnten wir den gewaltigen Bergfloh des Gürüldagh über den Vorbergen erkennen, der die Stelle des Sees von Isnit bezeichnet. Eingerahmt war das Bild von dem herabhängenden Geäst der Platanen, ganz wie ein Gemälde, das man durch geöffnete Pforten im Hintergrunde einer weiten Halle erblickt. Dazu plätscherten die Wellen am Strande und wehten uns Kühle zu. Wir hätten noch lange „kef“ gemacht, wenn uns der Ehrgeiz nicht gepackt, jetzt, wo wir so unerwartet schnell und leicht über den Argonthonius gekommen, womöglich auch noch vor der Damentkolonne in Brussa zu sein.

Die Leute an der Iskelle, die uns freundlich begrüßt hatten, luden uns ein zu bleiben, abends mit ihnen ein Lamm zu braten, auf den Matten am Meere über die Mühen des Daseins nachzudenken und am anderen Morgen erst weiter zu reisen, — ein höchst verständiger Vorschlag. Aber wir Franken haben ja niemals Zeit,

weil wir durchaus programmäßig leben wollen und immer etwas vor uns sehen, das uns zieht. Wir ließen uns also nicht halten, sondern brachen nach einer halben Stunde wieder auf, jetzt dem Meeresstrande gen Osten nach Gemlik folgend.

An der Iskelle saßen meist Griechen. Wären es Türken gewesen, sie hätten sicherlich mitleidig hinter uns her gesagt:

„El adjeletin min el scheitan, we el teni min el rachman.“¹⁾

„Die Eile ist vom Teufel, doch die Ruhe von Gott!“

Der Weg führte nun etwa 60—80 Meter über dem Meerespiegel durch gut gehaltene Olivenplantagen am Bergabhänge entlang, unausgesetzt die herrlichsten Sichten auf Golf und Gebirge darbietend. Jeder Vorsprung, den wir umritten, änderte die Scenerie ein wenig. Aufmerksam ließen wir den Blick über die weite blaue Fläche unter uns schweifen, um den Dampfer zu entdecken. Es wollte sich kein Rauchwölkchen am Eingange des Golfes zeigen, obschon man Mudania auf 14, das Bozburun auf 20 englische Meilen Entfernung deutlich erkennen konnte. Wir begannen, uns wegen des Schicksals der übrigen Reisegesellschaft zu beunruhigen. Sollte dem Dampfer etwas zugestoßen sein? Bei Dampfern der Mahssouffé-Gesellschaft kann man immer darauf gefaßt sein, wenn gleich ihnen Allah auf ihren Fahrten meist ein treuer

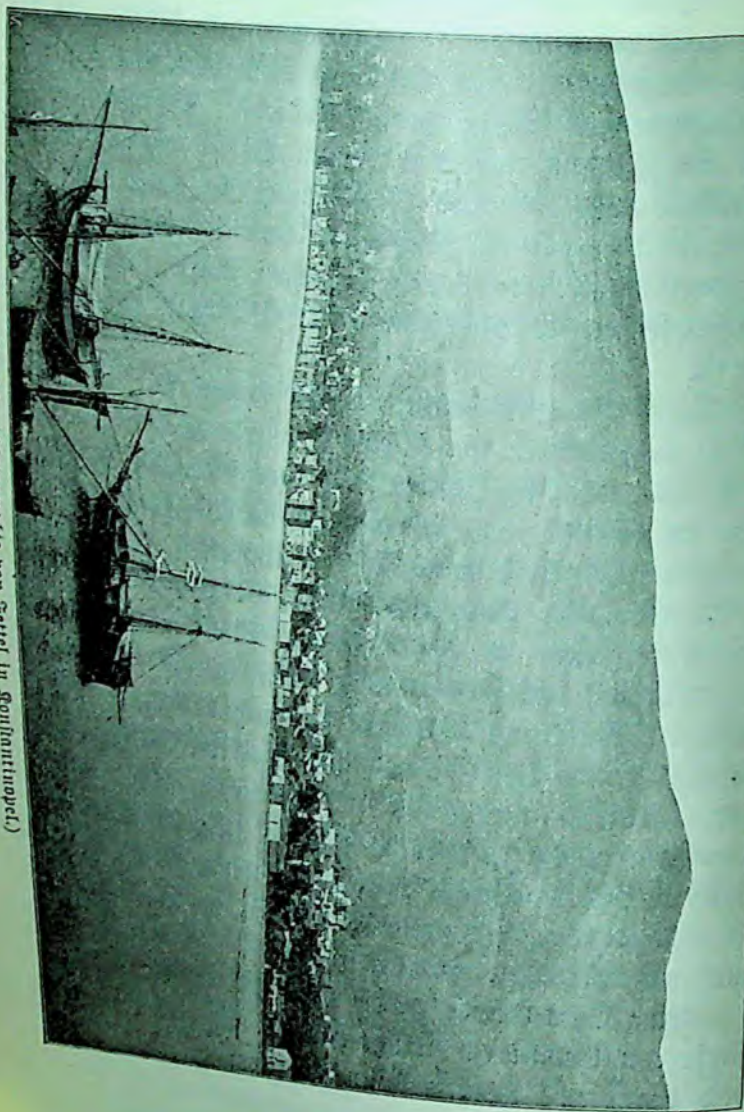
¹⁾ In der Aussprache zusammengezogen in: El adjeletin min-es-scheitan, we el teni min-ir-rachman.

Hüter ist, dem sie viel zu verdanken haben. Doch unsere Sorge war umsonst. Zur nämlichen Stunde saßen unsere Lieben vergnügt beim Frühstück auf dem Deck des Schiffs und spähten zum Argonthonius hinüber, die Phantasie damit beschäftigend, daß wir beiden Reiter heute Abend dort oben, nach mühevoller Wanderung, in einer Tschereffenhütte oder gar am Lagerfeuer von Kohlenbrennern, eine harte Ruhestätte würden auffuchen müssen, froh den unergründlichen Waldschluchten des Gebirges entronnen zu sein.

Um 5 Uhr 10 Minuten türkisch waren wir von der Iskelle aufgebrochen, um 6 Uhr¹⁾ wurde Gemlik in der Tiefe vor uns völlig sichtbar mit einer schmucken Häuserreihe am Meeresstrande entlang, sich im Wasser spiegelnd. Die Lage des Städtchens in der innersten Nische des Golfs, von hohen Bergen umgeben, ist höchst pittoresk. Moltke vergleicht sie den schönsten Punkten der Erde. Schön ist sie, doch deucht mich solcher Preis ein wenig zu hoch. Freilich sah er Gemlik in einer der zauberischen Mondnächte des Orients, und diese mag die Illusion erhöht, jedenfalls alles Kahle und Nackte in der nächsten Umgebung dufstig verschleiert haben. Reizvoll war der Kontrast zwischen Gürlü Dagh und Olymp, welche beide, der erste tiefblau, der zweite schneeweiß, im Hintergrund über dem Städtchen thronten.

Eine Viertelstunde später ritten wir in die Hauptstraße von Gemlik ein, welche parallel mit dem Seeufer, noch durch eine Häuserreihe von diesem getrennt, den

¹⁾ 1 Uhr 20 Minuten fränkisch.



Sicht von Genf. (Photographie von G. in Genf.)

ganzen Ort durchzieht. Zum Strande hinaus liegen nur Gärten und Höfe. Selten habe ich solche Sauberkeit gefunden wie hier. Auch das Pflaster war erträglich, und darüber, von Häuserreihe zu Häuserreihe, wölbte sich ein grünes Dach von künstlich gezogenen Ranken. Man verwies uns für die Nacht auf die „Lokanda“ am Südennde. Zu unserer Überraschung fanden wir dort keinen veräucherten und baufälligen Han, wie wir ihn vermutet, sondern ein ganz stattliches neues Gebäude. Gasthof, Börse und Markthalle vereinigten sich in dem Bau. Den Mittelraum bildete eine durch beide Stockwerke hinaufreichende Rotunde mit Glasdach darüber. Im Erdgeschoß lagen ringsherum ein Café, Billardzimmer, Speisesäle und Büreaus, oben, von einer Galerie aus zugänglich, die Logierzimmer, die zur Zeit des Einkaufs der Seiden-Cocons sämtlich besetzt sein sollen. Den Raum durchwehte angenehme Kühle, die nach unserem, auf der letzten Strecke ziemlich heißen Ritt recht wohl that. Der Erbauer dieser Lokanda zum Reschischdagh¹⁾, die natürlich auch ein französisches Schild „Hôtel au mont Olymp“ führte, ist ein reicher Türke aus Kütschük Kumlasiöj, Moury Bey mit Namen. Er besitzt Seidenfabriken in der Nähe, allerlei andere Anlagen und hat zu Armudlu an der Nordseite des Golfs auch ein Bad eingerichtet. „Tschog senghin adam“ fügte der Handji hinzu, der uns das erzählte.

Die Speisezimmer wurden von einem Griechen ge-

¹⁾ Reschischdagh-Han.

halten, waren aber recht sauber. Drei kleine, weiß gedeckte Tische standen für Reisende von Rang bereit. Die fertigen, namentlich die beliebten süßen Speisen waren durch Blöcken von roter und blauer Gaze gegen die Fliegen geschützt; denn, sagt das Sprichwort „sinek pekmesdji tannır“ — „die Fliege kennt den Syrupshändler“, und sie mangelten hier nicht. Auch Geschirr und Servietten waren rein. Wir frühstückten ganz leicht, und mancher kleinstädtische Gasthof bei uns konnte sich am „Hôtel au mont Olympe“ ein Muster nehmen. Den Wandschmuck bildeten, wie meist in den kleinen orientalischen Städtchen, die von der Kultur beleckt werden, Öldruckbilder der regierenden Häuser Europas. Es ist österreichisches — seltener französisches — Fabrikat, das hier massenhaft eingeführt wird. Am öftesten trifft man, seit der Kaiserreise nach Konstantinopel, die Bilder der deutschen Kaiser- und der griechischen Königsfamilie an, seltener die des russischen, österreichischen und englischen Herrschergeschlechts. Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Augusta Viktoria nebst ihren Kindern fehlen fast nie. Auffallend ist es, daß man nur wenig Wilhelm I. und Bismarck findet, den doch jedermann, bis zum kleinsten Gelsungen hinab, im Orient sehr wohl kennt. Der Öldruckbilderhandel muß zu ihrer Zeit auf türkischem Boden noch weniger Eingang gefunden haben als heute. Auf der europäischen Seite, an der griechischen Grenze, fand ich dieselbe Sammlung, freilich vollständiger, vor — Sadi Carnot mit seinen Ministern, ja selbst Gambetta und die Männer des 4. September friedfertig mitten unter den Potentaten.

Um 7 Uhr 40 Minuten türkisch ¹⁾ brachen wir wieder auf; doch konnten wir unsere Pferdchen mit ihrem Führer entlassen; denn im Hôtel au mont Olymp, das ich hiermit den künftigen Besuchern von Gemlik pflichtschuldigst empfehle, trieben wir einen sehr bequemen Landauer auf, welcher Reisende von Brussa gebracht hatte.

Der Raïmakam ²⁾ des Bezirks ließ uns natürlich die übliche Gendarmerie-Bedeckung anbieten; denn Kadem Algha hatte, trotz energischen Verbots, unsere Ankunft heimlich doch melden lassen, und wir bestellten auch die Saptiehs, die stets mehr der Überwachung als dem Schutze der Fremden dienen, aus Thor von Bazartioj, während wir eiligst zu dem von Brussa hinausrollten. So wurden wir die ungebetenen Gäste los, die leicht durch Wichtigthuerei Aufenthalt bereiten, und überließen es ihnen, unserem Wagen einen trinkgeld-enttäuschungsvollen Blick zur nächsten Paßhöhe nachzusenden.

Gemlik ist übrigens ein historisch denkwürdiger Ort, und ich wäre gern geblieben. Gewiß finden sich in der Umgegend noch Altterumsreste, die den Forschern bisher entgangen sind. Auch würde ich gern den Weg nach Ksniß geritten sein, den Moltke wählte, am Fuße des Bürlüdag vorüber. Er soll sehr schön sein. Doch wir wollten ja so früh als möglich in Brussa eintreffen — nur aus Ehrgeiz.

El adjeletin min el scheitan!

¹⁾ 3 Uhr fränkisch.

²⁾ Kreischef, Landrat.

Gemlik ist das alte Gius, welches schon Strabo schreibt, später Rios und heute noch von den Griechen Rio genannt. Einst feierten hier die Bacchantinnen dem Herkules zum Gedenken ein Fest, den von den Nymphen geraubten Hylas in den Schluchten und Wäldern des Argonthonius mit lauter Stimme rufend. Zwischen Komedia und Oyzikus gelegen, war Gius in grauer Vergangenheit ein allzeit sicherer Hafen, nächst jenen beiden Emporien die bedeutendste Handelsstadt an der Südküste der Propontis, bis sie von Philipp III. von Macedonien in seinen Kriegen um den Besitz der kleinasiatischen Gestade, zerstört wurde.

Im Mittelalter soll von hier aus ein großer Teil des Kreuzfahrerheeres vor Nicäa gezogen sein, obschon die Schwierigkeiten des Schiffstransportes bedeutenden Menschenmassen berechtigte Zweifel daran aufkommen läßt, daß die Mehrheit der frommen Wallfahrer diesen Weg wählte. Von hier aus schafften am Ende der Belagerung die listigen Byzantiner ihre Flotte in den Iznik Bül¹⁾ um, im geheimen Einverständnisse mit den Seltschucken die Stadt zu besetzen, als diese sie gegen die Franken nicht länger halten konnten.

Später spielte Gius-Rios keine geschichtliche Rolle mehr, aber vor der Dampfschiffszeit muß es immer noch einige Bedeutung gehabt haben, da es den Seglern, die bei herrschendem Nordstürme das Boz Borun nicht zu umschiffen vermochten, willkommenen Schutz gewährt hat. Die gesicherte Lage und die Nähe guten Schiffsbauholzes

¹⁾ Astantia Limne. See von Iznik.

auf dem Argonthonius veranlaßten die Sultane wohl, eine Schiffswerft der Admiralität hierher zu verlegen, die noch heute in Betrieb ist. Es ist das Ters-hane¹⁾ dicht südlich der Stadt.

Das Land zwischen Gemlik und Brussa ist im allgemeinen ein einfaches, wohlangebautes Bergland und auf Kiepert's Karte richtig dargestellt. Nur fehlt am West-Abhange des Gürliu-Dagh, oder Gemidj-Dagh, wie Kiepert ihn nennt, auf halber Höhe ein großes Dorf, welches man von der Chaussee aus deutlich erkennt, dessen Namen unser Kutscher aber leider nicht zu nennen wußte. Auch ist die neue Straße weit mehr gewunden, als die Darstellung es angiebt.

Etwa fünf Kilometer südlich von Gemlik überschreitet man zunächst das Parmaklardere das „Fingerfließ“, den Scheleoz der Alten. Dann folgte eine sanfte Erhebung, ein weites mit Wiesen und Äckern gefülltes Becken, und endlich, zwölf Kilometer von Gemlik entfernt, der Aufstieg zum Kattrly Dag, über dessen westlichen Teil die Straße hinwegführt. Um 9 Uhr 10 Minuten²⁾ türkisch erreichten wir die Tepederbend-Tscheschmese „den Höhen-Quellbrunnen“ mit 388 Metern über dem Meerespiegel. Fünf Minuten danach war der höchste Punkt, Tepederbend selbst, erreicht. Unser Barometer zeigte uns 415 Meter Meereshöhe. Ein interessanter weiter Rundblick thier dem Reisenden gewährt, der sowohl das breite Thal von Brussa, als auch im Norden den inneren Teil

¹⁾ Marinearsenal.

²⁾ 4 Uhr 30 Minuten Nachm. fränkisch.

des Golfs gleichzeitig überfliehet. Dann fällt die Strömung schnell zum Darwulderbend¹⁾ herab, der 200 Meter tiefer liegt und den wir schon um 9 Uhr 40 Minuten²⁾ tiefer erreicht, um einen kurzen Halt zu machen und uns, sowie unseren Arabadji durch einen „Kaweh“ zu stärken, ohne den es doch einmal auf keiner Fahrt abgehen würde.

Dann ging es weiter in einer ziemlich einförmigen Schlucht mit kahlen Wänden hin, die sich mehr und mehr erweiterte und am Ende, bei dem großen und reichen Griechendorf Demirdesch oder Demirtasch³⁾, einem Ort der Seide und schönen Wein erzeugt, zur grünen lachenden Ebene von Brussa öffnete. In schattiger Allee von hohen Bäumen, den Olymp in seiner ganzen Majestät und die zu seinen Füßen auf Hügeln hingestreckte, moscheenreiche Stadt vor uns, rollten wir in der kühlen Abendluft dahin.

Noch vor Sonnenuntergang hielten wir vor dem Hotel, als gerade eben von der anderen Seite die Wagen von Mudania her angelangt waren. Aus den oberen Fenstern riefen bekannte Stimmen uns schon fröhlich und überrascht entgegen. Onkel Karl mit der Damentkolonne hatte soeben erst von unseren Zimmern Besitz ergriffen. Fast wären wir früher dagewesen. Es war hart, so, trotz aller Unternehmungslust und aller Gunst des Schicksals, gerade am Ziele noch um eine halbe Nasenlänge gehalt zu werden. Die Schuld daran trug der Aufenthalt am Darwulderbend, und diesen wieder hatten wir uns

¹⁾ Frommelpaß.

²⁾ 5 Uhr Nachm. fränkisch.

³⁾ Eigentlich Timurtasch = Eisenstein.

erlaubt, weil wir als unverbesserliche Franken gerechnet und berechnet hatten. Wir waren dort nämlich zu dem Ergebnis gekommen, daß wir den Siegespfahl doch nur als „gute Zweite“ erreichen könnten, und es nicht mehr lohne, das Rennen fortzusetzen. Wären wir weitergefahren, uns dem Kismet überlassend, dann würden wir, da der Dampfer sich verspätet hatte, Sieger geblieben sein, so einmal mehr die Wahrheit des schönen türkischen Sprichworts beweisend:

„Was dir vom Schicksal bestimmt ist, das fällt in deinen Löffel.“¹⁾

Doch die Niederlage sollte das Wiedersehen und die Laune nicht trüben. In bester Stimmung wurde die Argonthoniusüberschreitung gefeiert.

Ob nun unsere Durchquerung der „dunklen Halbinsel“ in der eingeschlagenen Richtung von Jalova über Würdjiler nach Gemlik wirklich die erste ihrer Art war, oder ob andere Erforscher sich dessen mit mehr Recht rühmen, das lasse ich dahingestellt. Vergnügen hat sie uns sicherlich bereitet. Eines aber ist nicht minder gewiß: „die gelbe Hutschachtel meines Freundes des Grafen M. war ohne jeden Zweifel die erste und bisher einzige ihrer Art, welche über den Argonthonius getragen worden ist“ — und als ihre getreuen Begleiter dürfen wir einen unscheidenen Anteil an ihrem Ruhme auch für uns in Anspruch nehmen.

¹⁾ Kismetinda war sa, kaschyghynda tshikar.





III

Ein Spazierritt nach Angora

1. Von Konstantinopel nach Sabandja den 20. Mai 1889

Der Zug hielt. Endlich waren wir in Ismid und der Hauptstadt glücklich entflohen. Dies „endlich“ bezieht sich jedoch nicht auf eine weite Reise. In vier Stunden führt uns die Bahn von Haider-Pascha, gegenüber Stambul, nach Ismid, an das äußerste Ende des tiefen Golfs von Miskomedien. Das „endlich“ will sagen, daß ich seit Jahren den Plan gehegt und gepflegt, ins Innere des Landes zu gehen, und daß es jetzt nach so langem Harren noch am seidenen Faden gehangen, ob ich würde abreisen können.

Von Stambul und Pera aus sieht man drüben hinter Skutari, Haider-Pascha und Kadiköy¹⁾ die nächsten Berge der asiatischen Küste in schön geschwungenen Linien ansteigen. Es ist im Vordergrunde der große Tscham-

¹⁾ Richterdorf.

litja¹⁾, den die türkische Welt wegen der drei Bäume auf seinem sonst kahlen Haupte den Bismarckberg nennt, ferner daneben der etwas niedrigere kleine Tschamlidja und weiter zurück zur Linken die Gruppe des Alemdagh²⁾, zur Rechten der Kayisch³⁾ und der Nidos oder Kartaldagh⁴⁾. Unverändert, von dem zarten Blau übergossen, welches den orientalischen Landschaften ihren Reiz verleiht und die Kahlheit der Abhänge vergessen läßt, stehen diese Berge wie die äußersten Wachtposten Asiens der europäischen Küste gegenüber und beschirmen das dahinter liegende Land: „die Wiege der Völker“. Jenseits Skutari dehnt sich zunächst, zwischen dem Golf von Izmid und dem Schwarzen Meere, die langgestreckte Halbinsel von Bithynien aus, der westlichste Teil des alten Königreichs gleichen Namens, wo die beiden größten Gegner Roms lebten und endeten: Mithridates II. und der alternde Hannibal.

Nur an ihrer Südseite wird diese Halbinsel vom Verkehr berührt; dort führte ehemals die Karawanenstraße entlang und heute die Schlußstrecke des Schienenweges, der ins Innere Anatoliens vordringt.

Die Bahn, welche fast durchweg dem Meeresufer folgt, ist gewiß eine der schönsten der Welt. Sie führt eine Stunde lang durch die neuen Gartenstädte Kifil-

¹⁾ Fichtenberg.

²⁾ Standarten-, Signalberg.

³⁾ Kayisch bedeutet Riemen, Leder; ferner im allgemeinen etwas Hartes und Trockenes. Dasselbe Wort ist auch soviel als „abgleiten“.

⁴⁾ Nidosberg, oder Berg von Kartal.

Toprak¹⁾ und Grentlöj²⁾ hin, zwischen deren Anlagen Landhäusern, Kiosken, Wein- und Obstpflanzungen hindurch man der herrlichsten Ausblicke auf die blaue Meeresfläche genießt, auf die Prinzeninseln mit ihren Bergen, Klöstern und Uferstädtchen, auf die halb in Düst verlorene südliche Gebirgsküste des Golfs, ja selbst, wenn er bei guter Laune ist und die Wolken von seiner Stirn verſcheucht, auf den ſchneebedeckten Olymp, der ſich darüber erhebt.

Stambul wandert allmählich hierher nach Aſien an das Nordufer des nikomedischen Golfs aus. Die noch vor zehn Jahren kahlen Höhen bedecken ſich mehr und mehr mit den Sommerſitzen türkiſcher Militärs und Beamten. Zu beiden Seiten der Bahn blickt man in ein wohlangebautes Gebiet hinein, das durchaus anders iſt, als die Vorſtellungen, die man aus Europa von Aſien und der Türkei mitbringt.³⁾ Von den Landſitzen der byzantinischen Großen, die einſt hier am Geſtade lagen, ſind Reſte der Hochbauten nicht mehr ſichtbar, aber der aufmerkſame Forſcher ſtößt doch beinahe mit jedem Schritt auf Spuren der untergegangenen antiken Kultur. Überall am Strande entlang findet man Reſte von Moſaiſk, Mauern und Geſäſel. Die kleine Halbinſel von Generbagdj⁴⁾, die man von Kiſil-Toprak aus, zur Rechten tief am Meere erblickt, trug einen römischen Kaiſerpalaſt und ihre

¹⁾ Die rote Erde. — Das „t“ am Ende iſt unhörbar.

²⁾ Das Dorf der Weiſen und Jugendhaften.

³⁾ Die ganze Gegend führt auch gemeinſam den Namen: „Sabra-i-djedia“ = „das neue Feld“.

⁴⁾ Der Leuchtturmſgarten.

äußerste Spitze einen Tempel der Aphrodite. Bei Grenflöj am Strande liegt die Stätte eines ausgedehnten byzantinischen Schlosses.

Die erste genauere Karte der Umgegend von Konstantinopel, eine französische, welche das *dépot de la guerre* um 1829 veröffentlicht hat, zeigt dort noch Ruinen, die heute verschwunden sind. An allerlei Fundstücken ist der Platz indessen kenntlich. Bald dahinter, zur Linken der Bahn, kurz vor dem ersten an derselben gelegenen Städtchen, *Maltépé*¹⁾, liegt ein sanft ansteigender Hügel, der die merkwürdigen Reste einer unterirdischen Kirche birgt. Sie mag wohl einem Kloster angehört haben. Noch ist ein weiter Vorraum und hinter demselben eine, von einem Rundgang umgebene Kuppel erhalten, die nur durch die Eingangsbogen und eine lange Galerie einiges Licht erhält. Diese führt unter dem Hügel hindurch ins Freie. Dahinter am Berghange bei einem als *Aşma*, „heilige Quelle“, bezeichneten Orte und ebenso auf einer im Meere, unfern der Küste liegenden Klippe deuten Säulenstücke auf Tempelbauten des Altertums hin. Unter dem Heidekraut und dichten Gestrüpp der Berge sind noch an vielen Stellen die Trümmer der großen Zeit des Orients zu finden. Der *Kayşdag* trug einst ein Kloster, der *Alibozdag* ein festes Schloß, von welchem noch Turmruinen und ein Teil der Ringmauern erhalten sind. Fast jede Station der Bahn erinnert an eine alte Stadt; nur die erste, *Maltépé*, scheint eine jüngere Kolonie zu sein. *Kartal*, noch 1829 als *Kartalimi* be-

¹⁾ Schahhügel.

zeichnet, ist das alte Chartalimen, in dessen Nähe bei dem Weiler San Stefano eine unterirdische Grotte mit heiliger Quelle liegt. Bald folgt das antike Panteichion, heute Pendi genannt, wo Belisar, bei Kaiser Justinian in Ungnade gefallen, das letzte Jahr seines ruhmvollen Lebens verbrachte.

Bei der Station Tuzla vorüber erreicht man Guebjeh, das jedoch abseits der Bahn auf der Höhe liegt und sich nur durch eine Cypressengruppe verrät. Es ist das alte Dakibya, woraus allmählich Gekbuzeh und endlich im Volksmunde der heutige Namen entstanden ist. Zur Zeit des blühenden Karawanenhandels unter den großen osmanischen Sultanen war es der erste Halt von Stambul aus. Zwei Hans, welche zusammen Hunderte von Karawenen beherbergen konnten, stehen heute mit ihren Hallen, weiten Kochherden und den erhöhten Plattformen für die Lagerstatt der Reisenden, verödet da. Der große Verkehr geht jetzt an dem Städtchen vorüber und der lokale wird täglich von modernen Kaleschen vermittelt, die zum Bahnhofe fahren. Nur ganz selten schlagen noch reisende Beamte oder Offiziere hier ihr Nachtquartier auf. Eine sehenswerte Moschee, von Mustapha Pascha, dem Großvezier Selim I., des Grausamen, 1519 errichtet, schmückt den Ort, der sein Geburtsort war. Bis an sein Lebensende hieß er Tschoban Mustapha Pascha, d. h. Mustapha Pascha der Schäfer, denn das war er einst hier gewesen. Antike Säulen tragen den Portikus, Inschriften und Fayencen zieren die Wände des von Cyressen beschatteten Baues. Daneben im Vorhofe liegt eine Medresse mit einer Bibliothek alter arabischer und türkischer Manuskripte

und einer Volksküche, die aus frommen Stiftungen unterhalten wird. Diese speist nicht nur die Armen, sondern steht auch im Rufe, Suppen von heilkräftiger Wirkung zu kochen. Ein türkischer Friedhof stößt an die Moschee und ihren Vorhof. Altgriechische Inschriften sind dort zu finden.

Unfern von Guebseh liegt auch der Ort, wo Hannibal sich den Tod gegeben haben soll, um sich den Schergen des Quintius Flaminius zu entziehen, der als Gesandter Roms an den Hof des Königs Prusias von Nikomedien kam und sich durch Gefangennahme des vom Glücke verlassen und halb vergessenen Feldherrn ein wohlfeiles Verdienst zu erwerben gedachte. Von dem dahinrollenden Zuge aus kann man, ehe man in den Bahnhof Guebseh einfährt, auf einer fernen Höhe die Stelle erkennen, die heute als Hannibals Grab gezeigt wird. Zu Plinius' Zeiten noch war dieses als eine Sehenswürdigkeit bekannt. Heute gleicht es allen Gräbern im Orient: ein Oval, von Feldsteinen umgeben, ohne jedes irgendwie auffallende Zeichen. Zwei Cypressen stehen an den schmalen Enden, von fern wie ein einziger Baum mit abgebrochenem Wipfel erscheinend. Iki Selvi¹⁾ heißt darum der Ort bei den umwohnenden Landleuten. Türken und Griechen der Gegend halten das Grab in Ehren. Die ersteren behaupten, dort ruhe ein berühmter Scheich; die Griechen sagen, daß es ein frommer Märtyrer sei, und so hat es denn Hannibal nach allen seinen Irrthümern am Ende noch zum Simultan-Heiligen gebracht,

¹⁾ Die zwei Cypressen.

was er sich sicher nicht träumen ließ. Eine ganz ähnliche Verehrung genießt im Orient übrigens auch Iskender Rumi, uns bekannt als der große Alexander von Macedonien.

Hinter Bahnhof Guebsch überschreitet man, bei dem Landsitze des früheren Großveziers Edhem Pascha, auf schwindelnd hohem Viadukt eine Bergschlucht, die sich zum Meere und dem an dessen Strande gelegenen Dörfchen Eski Hissar öffnet. Sie gewährt uns einen prachtvollen Blick auf den Golf und die gegenüberliegenden Gebirge. Am Uferrande liegt dort das alte Filinkir, eigentlich Filokrini, gemeinhin, wie das Dorf, als Eski Hissar bezeichnet, ehemals eine byzantinische Festung. Hierher wahrscheinlich wurde von Nicäa her der junge Kaiser Johannes gebracht, den Michael Palaeologos, der glückliche Feldherr und Wiedereroberer Konstantinopels nach der Zwischenherrschaft der Lateiner, blenden und in ewiger Gefangenschaft halten ließ.

Bald folgt die Bahn in kühneren Windungen dem steilen Uferrande, der zur Linken hoch ansteigt und zur Rechten schroff zum Strande abfällt. Der Golf wird schmaler, von Waldgebirgen umschlossen. Den Hintergrund bilden die stolzen Bergmassen des Gökdagh oder Keltepé¹⁾; mehr und mehr gewinnt er Ähnlichkeit mit einem Alpensee.

Auch dort liegen, eng zwischen Berg und Strand eingeschlossen, Orte historischer Erinnerung; so unter breit-

¹⁾ Himmelsberg oder Kahlstopi, sogenannte nach seiner höchsten, vollkommen fahlen Felspitze, welche ausgedehnte Buchenwälder überragt.

fronigen Bäumen verborgen, Herke, die großherrliche Seidenspinnerei, in welcher noch heute kostbare Möbelfstoffe hergestellt werden. Der Name kommt von dem alten Charag, die Burg, her, und dicht über der Bahnstation erheben sich auf einem Bergvorsprunge die Ruinen des antiken Ankyron, wo Konstantin der Große starb. Nicht weit davon, zu Hunkjar Tschairi¹⁾, hatte Sultan Mehmed Fatih, der Eroberer, einen Landsitz, wo er seine thatenreiche Laufbahn beschloß. Jetzt noch sieht man zu Tütün Tschiftligi²⁾ einen Kiosk des Großherrn in reizender Lage am Wasser.

İsmid, am Endpunkte der Linie, steigt mit seinen Häusermassen amphitheatralisch die Bergwand empor. Reste alter Römerbauten erinnern an die vergangene Herrlichkeit. Droben über der Stadt thront im Platanenschatten eine Moschee Sultan Orhans, einst eine christliche Kirche, von deren Terrasse aus man einen weiten Blick auf die Bucht und die sie umgebenden Gebirge hat. Raum vermag Brussa gleich Schönes zu bieten, und doch wird İsmid als Ausflugsziel sogar in Konstantinopel nur selten genannt. İsmid spielte in der Geschichte des römischen Reiches eine große Rolle. Es ist das alte Nikomedia, das nach der Zerstörung des etwas östlicher gelegenen Astacus oder Olbia von Nikomedes I., König von Bithynien, 264 v. Chr. gegründet ward. Durch sechs Jahrhunderte hindurch war es eine der glänzendsten Städte des Ostens. Auch Nikomedes III. Philopator

¹⁾ Kaiserwiese.

²⁾ Tabaksfarm.

residierte hier. Mehrfach durch Mithridates von Pontus vertrieben, von den Römern wieder in sein Reich zurückgeführt, hinterließ er ihnen dieses mit der reichen Hauptstadt als Erbe. Sein Vermächtnis war bekanntlich einer der Gründe für den Ausbruch des dritten Mithridatischen Krieges. Unter der Herrschaft der römischen Kaiser stieg die Stadt zu immer höherer Blüte. Ihre herrliche Lage ließ sie wiederholt zum Sitz des Imperators erwählen. Trajan lebte hier zur Zeit der Partherkriege. Der jüngere Plinius war unter seiner Regierung Prokonsul von Bithynien und hatte seinen Sitz in Nikomedia. Er erwähnte der Stadt, ihrer Prachtbauten und öffentlichen Einrichtungen in den Briefen an den Kaiser. Hadrian verweilte dort mit seinem Lieblinge Antinous. Kaiser Antonius verschönerte die Residenz durch berühmt gewordene Thermen. Diokletian hielt in derselben seinen mit orientalischer Pracht ausgestatteten Hof. Sein Schloß stand an der Stelle, die heute der großherrliche Kiosk einnimmt. Von Nikomedia aus regierte er den Osten. Dort starb unter Maximilian der heilige Pantaleon, einer der „14 Helfer in der Not“, welche die Kirche verehrt, den Tod der Märtyrer. Sein Grab in unterirdischer Kapelle mit einer Nische wird noch heute gezeigt. In Nikomedia suchte Valerian nach der verlorenen Schlacht von Edessa vor seinem siegreichen Mitkaiser, dem großen Konstantin, eine letzte Zuflucht. Dort ergab er sich dem Sieger. Dieser selbst blieb zu Nikomedia, bis er Byzanz zur Hauptstadt des Reiches erhob.

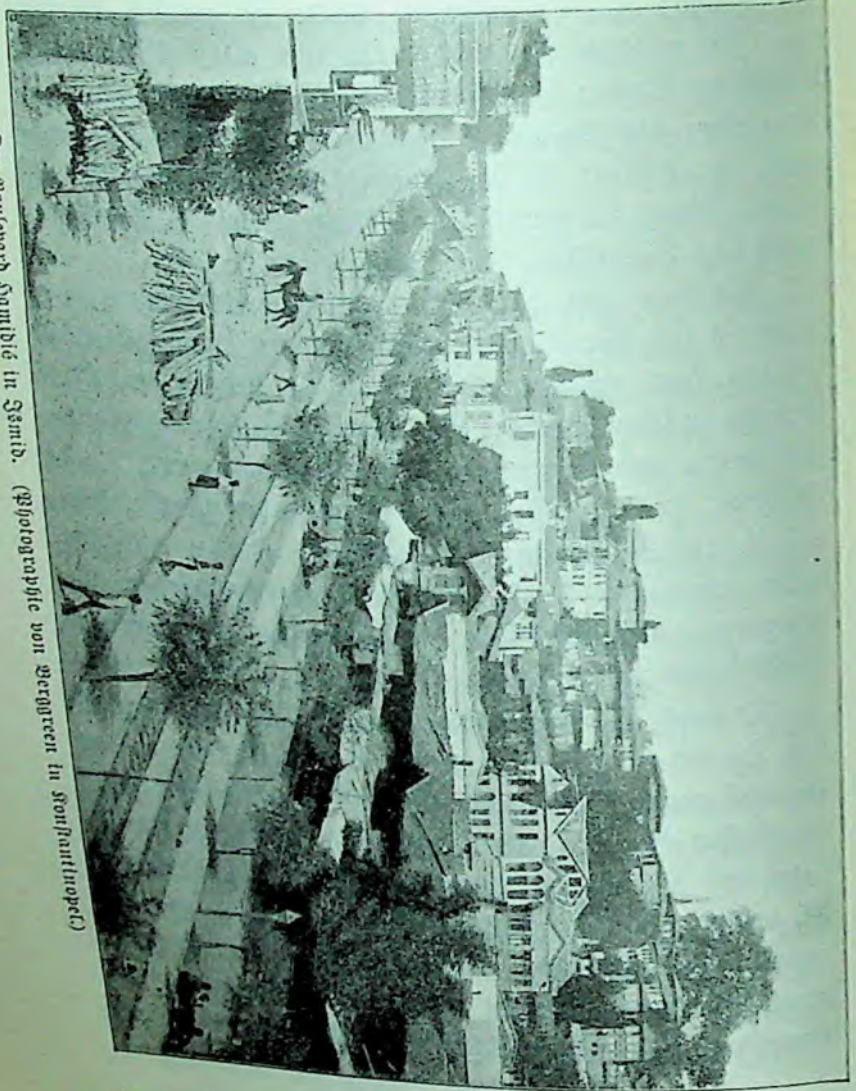
¹⁾ Heute Kabilioj-Haiderpascha, gegenüber Stambul.

Ein furchtbares Erdbeben zerstörte die Stadt im Jahre 358; Kaiser Justinian baute sie freilich wieder auf, doch gelangte sie nicht mehr zur alten Blüte, jetzt längst von Byzanz überflügelt. Ihre Bedeutung war geschwunden, als Sultan Orchan sie um 1331 belagerte und sein Feldherr Alttsche Kodja¹⁾ sie bald danach eroberte. Schon seit dem frühen Mittelalter litt die Stadt unter dem Fieberklima ihrer Umgebung.

Die Sage geht, daß dies eine Folge der vielen Versuche sein soll, den Golf von İzmid mit dem Sabandjasee und dem unteren Sakaria durch Kanäle in Verbindung zu setzen. Schon die bithynischen Könige mühten sich darum, und nach ihnen Plinius der Jüngere, Kaiser Justinian, sowie die Sultane Suleiman der Große, Murad II. und Mustapha IV. Bis auf die neueste Zeit haben anschlägige Köpfe den Plan immer wieder aufgenommen, aber jedesmal der bedeutenden Niveauunterschiede halber fallen lassen.

Dennoch ist nicht recht einzusehen, wie Abgrabungen und Durchstiche in dem weiten Sumpfgelände, welches den Golf gegen Osten gleichsam fortsetzt, das Klima hätten beeinflussen können. Eher mag dies durch ein Zurücktreten des Meeres geschehen sein. Die alte Stadt dehnte sich weiter als das jetzige İzmid gegen Osten aus; dort liegen noch bedeutende, nur wenig bekannte und wenig besuchte Ruinen, Gewölbe und Mauern. Droben auf der Bergwand sind gleichfalls noch die Mauern und Türme

¹⁾ Der Silbergreis. Das „j“ wird weich, ähnlich wie in dem französischen Worte „jardin“ ausgesprochen.



Der Boulevard Samoilow in Sankt. (Photographie von Wergarten in Sankt-Petersburg)

kenntlich, unten am Hafen Mauerwerk mit Strebepfeilern. Sicherlich würde ein sorgsamer Forscher in den laubbedeckten Gärten İsmid's noch viele Reste der alten Großstadt entdecken.

Heute hat İsmid an 20 000 Einwohner und hebt sich allmählich wieder; es macht einen ganz stattlichen Eindruck. Auf halber Höhe über der unteren Stadt steht das schon erwähnte Schloßchen des Sultans und dahinter ein im Villenstil neu erbautes Zeughaus. In der Tiefe durchzieht eine breite Straße, nach dem regierenden Padiſchah Hamidié genannt, den ganzen Ort. Die Mitte dieses Boulevard von İsmid nimmt der Schienenstrang ein, der nach Osten führt.

Das Innere der bithynischen Halbinsel war bisher nach allgemeiner Vorstellung von einem märchenhaften Riesenwalde, dem Ağatsch Denisi, zu deutsch „Baummeer“ ausgefüllt. Thatsächlich ist es ein mit Dörfern und Weilern erfülltes, von Bergwassern durchrauschtes Land, dessen höchste Gipfel bis zu 2000 Fuß ansteigen. Laubreich ist es wohl; doch fehlt es an einem großen, zusammenhängenden Forste. —

In den ersten Tagen meines Stambuler Aufenthalts schon zog es mich nach Asien hinüber, um zu sehen, was hinter den Bergen liegt, die immer gleichmäßig über Skutari den Horizont abschlossen. Allein der Baal-moloch des modernen Kulturlebens, das Bureau mit seinen Dienstgeschäften und dem Schreibtisch, an den man Tag aus, Tag ein geschmiedet ist, verschlang meine Zeit und verlangte Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr unerbittlich zum Opfer. Es hatte am Ende eines

kühnen Ruckes bedurft, um seine Fesseln zu sprengen. Das Schicksal, das im Orient so vieles besser besorgt, als die Menschen, wenn man nur gehörig zu warten weiß, war mir zu Hilfe gekommen. Am 1. Mai 1889 hatte meine vertragsmäßige Verpflichtung gegen die türkische Regierung ihr Ende erreicht und ich seitdem weder die Genehmigung zur Abreise, noch anderseits die Zustimmung zu meinen, für ferneres Verbleiben gestellten Bedingungen erhalten. Ich stieß nur auf das geheimnißvolle Schweigen, durch welches die Pforte schon geschicktere Diplomaten als mich in Verlegenheit gebracht hat. Ohne mein Zuthun war ich zum erstenmale in meinem Leben ein freier Mann geworden, und es wäre thöricht gewesen, sich dieser Freiheit nicht zu bedienen.

Eine treffliche Gelegenheit bot sich für mich zu einem umfangreicheren Ausfluge. Der Bau der, von einer deutschen Gesellschaft unter der Generaldirektion des bekannten Herrn von Rühlmann gerade damals in Angriff genommenen, anatolischen Bahnlinie, welche bestimmt ist, einst Konstantinopel mit Bagdad, den Occident mit dem Orient, zu verbinden, hatte soeben begonnen. Baudirektor Otto Rapp,¹⁾ der Oberleiter des großen Unternehmens, beabsichtigte, die ganze bisher erkundete und festgestellte Linie von Ismid nach Angora einmal ihrer vollen Länge nach abzureiten. Der Entschluß, seiner freundlichen Einladung Folge zu leisten und ihn zu begleiten, war im Augenblick gefaßt, da ich sie empfing. Am 20. Mai früh hatten wir uns auf dem Deck des kleinen Dampfers getroffen,

¹⁾ Königlich württembergischer Baurat.

der den Verkehr von der großen Brücke von Stambul zum Bahnhofe von Haider Pascha vermittelt. Während der Fahrt klärte sich das anfangs regnerische Wetter auf, und in Ismid waren wir zwar noch bei bewölktem Himmel, aber doch schon ohne Regen angekommen. — Reit- und Packpferde sollten uns dort erwarten; doch fanden wir die Stätte am Bahnhofe leer. Gemach! — „Ein gutes Ding,“ sagt das türkische Sprichwort, „will sechs Monat Weile haben, wenn es aber noch besser ist, so werden es sechs Jahre.“¹⁾ Unsere europäische Art zu reisen und dabei mit der Minute zu rechnen, so daß das zweite Beförderungsmittel schon bereit sein muß, wenn das erste eben verlassen ist, erscheint dem echten Orientalen als ein Anfall von Tobsucht, und vollends wird er es nie begreifen, wenn wir über eine Zeitversäumnis oder ein Ausbleiben unter solchen Umständen in Aufregung geraten.

Pünktlich war uns nur ein Helfer und künftiger Reisegenosse erschienen, Bekiriah Bey, der auf Ausflügen im Innern Anatoliens unvermeidliche, meist aber sehr nützliche Tscherkesse. Während Baudirektor Rapp auf dem Bahnhofe geschäftliche Dinge erledigte, machte jener sich auf die Suche nach den Pferden. Einige Zeit darauf waren sie auch wirklich zur Stelle. Paolo, der Allerpferdelieferant für Brussa, Ismid und Umgegend, hatte seine Leute rechtzeitig geschickt. Diese aber zogen es vor, in irgend einem Han der weiteren Entwicklung der

¹⁾ Eji bir isch alty ayda biter, daha éji olurssa, alty senedé biter.

Dinge gelassen entgegensetzen, statt sich, vielleicht zu früh oder unnütz, an dem Orte ihrer Bestimmung einzufinden.

Unser Auszug war für orientalische Verhältnisse sehr bezeichnend. Drei kleine, anscheinend schwache Pferdchen sollten unser Gepäck, Koffer, Feldbetten, Zelte mit Tisch und Stühlen, Teppiche, Mäntel, Küchengerät, Kisten mit Wein und Lebensmitteln und sonst noch mancherlei Dinge fortschleppen, und das alles mußte mit Stricken auf die Packsättel geschnürt werden, die man nach orientalischem Brauch den armen Lasttieren niemals vom Rücken nimmt. Das war schlechterdings zu viel für drei Pferde, und es wurde mit einigem Zeitverlust noch ein viertes beschafft. Dann entwickelte sich eine Scene, die lebhaft an einen heimischen Jahrmakkt erinnerte. Nicht nur die Pferdetrreiber, sondern nach guter Landessitte auch alle Umstehenden, denen ihr Gewerbe augenscheinlich recht viel freie Zeit ließ, beteiligten sich am Auflegen und Festbinden, oder doch wenigstens am Mitreden und Zusehen. Das verminderte natürlich den Wirrwarr nicht; es wurde auf- und abgeladen, fest- und losgebunden, bis angeblich alles fertig war. Ich, der ich zum erstenmale solchem Aufbruch beizuohnte, schüttelte bedenklich den Kopf. Mit solchen Mitteln sollten wir in knapp bemessener Zeit an 900 Kilometer zurücklegen. Unmöglich! Kaum war mir dieser Gedanke durch den Sinn gegangen, als auch schon eines unserer Pferde, dessen Last auf die beiden Seiten ungleich verteilt war, zusammenbrach, so daß sein aufgelöstes Gepäck den regennassen Boden bedeckte. Und dennoch habe ich mich, — wie ich voraus-

schicken muß, — bitter getäuscht; wir gelangten nicht nur glücklich ans Ziel und wieder zurück, sondern dies auch noch in kürzerer Frist, als wir selbst gerechnet.

Der hier gemachten Erfahrung mußte ich mich noch oft erinnern, wenn ich im Orient irgend ein Unternehmen mit unzureichenden Mitteln, ohne rechten Plan und Vorbereitung lässig beginnen, und dennoch am Ende durch Ruhe, guten Willen, Anspruchslosigkeit und Findigkeit der Leute zu einem Ende durchführen sah, das kein an Strenge, Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnter Europäer für möglich gehalten hätte. Wer die orientalischen Dinge nach dem äußern Schein beurteilt, greift meistens fehl.

Es war stark Nachmittag geworden, als wir uns glücklich in Bewegung setzten. Wenn man Ismid auf der großen über Sabandja nach Geivé und weiter nach Angora führenden Straße verläßt, so durchzieht man zunächst das breite Thal, welches gleichsam die Fortsetzung des nikomedischen Golfes bildet. Zur Linken hat man grüne, von Gärten, Feldern und einzelnen Häuschen bedeckte Höhen, welche irgend einer anmutigen Berglehne aus Thüringen, Schlesien oder Sachsen gleichen, zur Rechten in größerer Ferne den über 5000 Fuß hohen Götdagh. Das geht so fort bis zur Kirasköpriüssü¹⁾ halbwegs zwischen Ismid und dem Sabandjasee, wo das hohe Gehölz beginnt.

Zu beiden Seiten der Chaussee dehnt sich junger dichter Laubwald aus, der allmählich größer und älter wird und damals noch den Charakter jungfräulichen Ur-

¹⁾ Kirischenbrücke.

walds trug. Freilich enthielt er keine Baumriesen, aber alle Stämme waren bis zum Gipfel empor von üppigen Schlingpflanzen umwoben, die ein undurchdringliches Wirrniss über dem sumpfigen Boden bildeten.

Bei dem kleinen Tscherkessendörschen Abji-Esu¹⁾ senkt die Straße sich zum Westende des Sabandjasees hinab und durchschneidet dann die Mulde, welche sich zwischen See und Golf ausdehnt. Zur Linken erhebt sich der Ak-Gülgen-Tepe²⁾, ein Hügel mit einem ganz von Bäumen versteckten Derwischloster (Tekke).

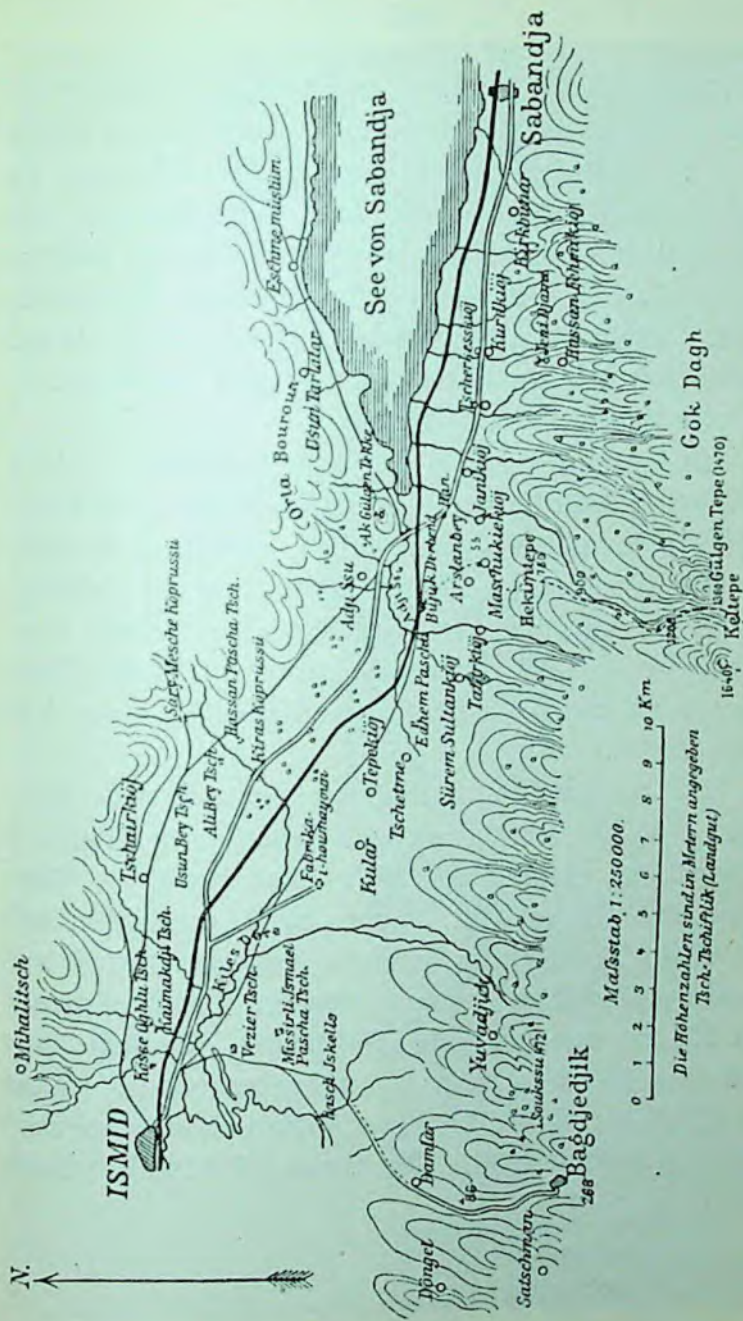
Unten erblickt man zwischen den Stämmen schon vielfach lichte Stellen mit den Feldern der hier angesiedelten Tscherkessen. Ihre Äcker sind im allgemeinen sauber gehalten, die zahlreichen Viehherden machen einen guten Eindruck. Auch da, wo der Wald gerodet ist, sind einzelne Bäume stehen geblieben, um im heißen Sommer Schatten zu gewähren.

Das breite Thal in gerader Linie durchschreitend, näherten wir uns dessen Südrande und dem Fuße des Götdagh. Dort liegt, wie alles hier im Grünen vorgehen, der Büjüf Derbend Han³⁾, eines jener ländlichen Wirtshäuser, wie sie längs der großen Straßen in Anatolien überall anzutreffen sind. Sie gewähren ein notdürftiges Nachtquartier und sind zugleich Polizeistation. Der Saptieh, dessen rostige Winchesterbüchse an der Wand des inneren Raumes hängt, vereinigt in seiner Person den Wächter der öffentlichen Sicherheit und den

¹⁾ Bitterwasser.

²⁾ Weißbuchenhügel.

³⁾ Großes Pashawirtshaus.



Kaffeewirt, wobei der Erstere gewöhnlich zu Gunsten des Zweiten schlecht wegfommt. Sich einen Kaffee reichen zu lassen, ist Anstandspflicht eines jeden Reisenden, der sich einigermaßen selbst achtet, und so machten auch wir einen Halt und schlürften behaglich unter den Bäumen vor der Thür den übrigens recht trinkbaren hellbraunen Mokka. Unser Gepäck war noch zurück, und wir sahen voraus, daß wir immerhin geraume Zeit vor demselben in Sabandja eintreffen würden.

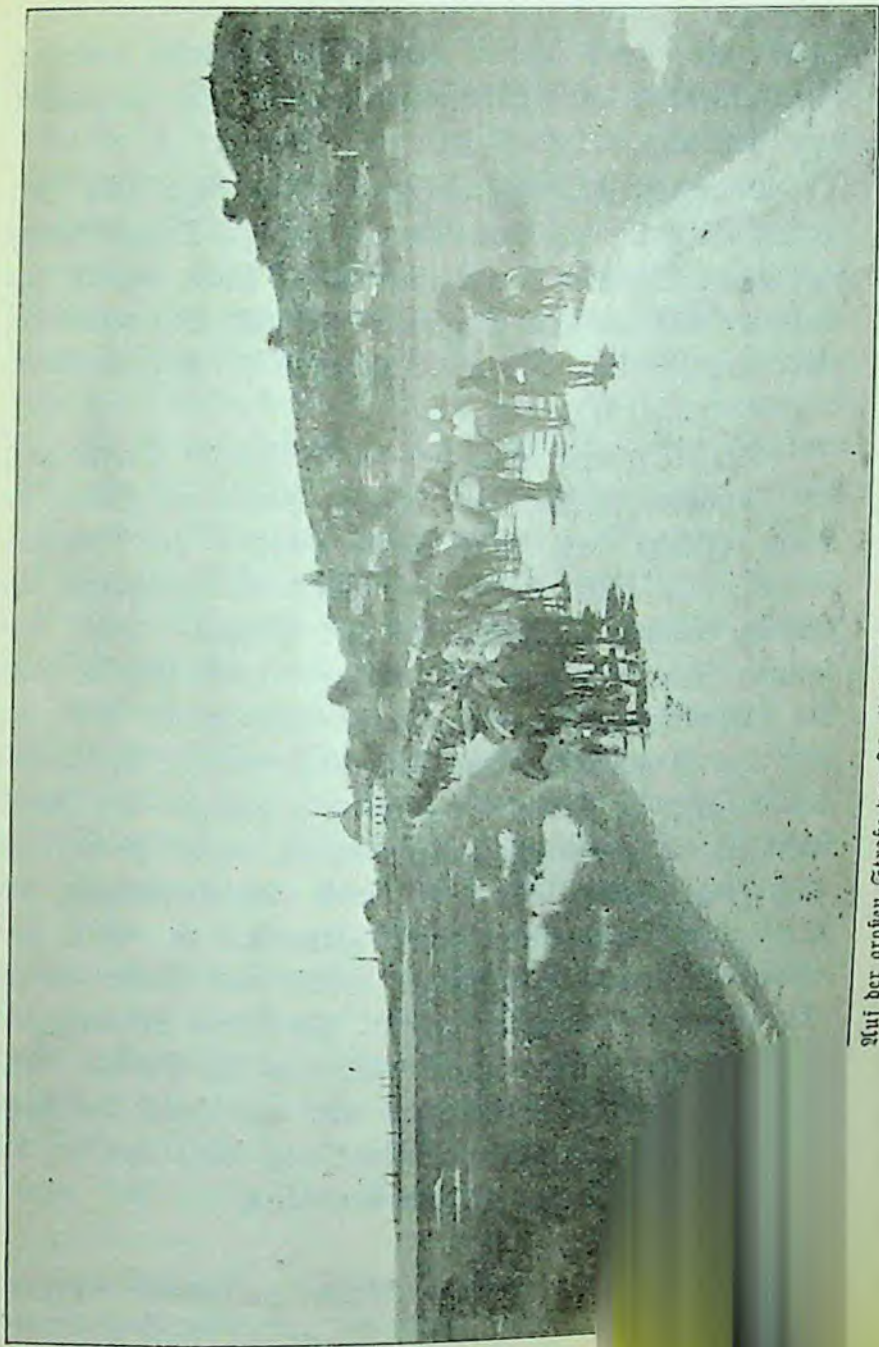
Die Scenerie vor dem Han war recht belebt. Unter den Bäumen hatte sich eine bunte Gesellschaft versammelt: Koldji's¹⁾, Kurudju's²⁾, Tcherkessen, Georgier, Griechen, armenische Händler, die meisten davon bewaffnet, türkische Kathrdji's³⁾ und Reisende aller Art, deren Tiere abgezäumt, frei in der Umgegend grast. Das Ganze erinnerte ein wenig an irgend eine Urwaldscene aus dem fernen Westen.

Auf der Chaussee hatten wir regen Verkehr angetroffen. Lange Karawanen von Fuhrwerken, schmalen schwerfälligen Ochsenwagen oder bunt bemalten Planwagen mit Waren oder Leuten, meist griechischen und armenischen Familien in farbigen Trachten, waren uns langsamen Schrittes entgegengekommen, auch Gruppen von Reitern und zahlreiche Fußgänger. Vielfach hatte man uns höflich begrüßt: „Aughurlar olsun!“ lautet der übliche Ruf, der dem französischen „bonne augure“ ganz gleichbedeutend ist. Mit einem „Eiwallah!“ dankt

¹⁾ Wächter der Tabaksregie.

²⁾ Waldbauwärter.

³⁾ Maultiertreiber.



Auf der großen Straße von Sâmid ins Sinere. (Photographie von Zettl.)

man. Es hielt schwer beim Anblick dieses friedlichen Straßenlebens an die Unsicherheit der Gegend zu glauben, von der man so viel hörte.

Nach kurzer Zeit setzten wir unseren Weg fort. Feiner Regen, der uns schon vor Būjūk-Derbend mehrfach seine Schauer entgegengetrieben hatte, begann von neuem, was unsern Begleiter Zefiriah Bey veranlaßte, mir unaufhörlich seinen Muschamba¹⁾, den Regenrock, anzubieten.

Von Derbend Han ab senkte sich die Straße ganz ins Laubdach hinein. Nur selten blinkte zur Linken die weiße Fläche des Seespiegels zwischen den Bäumen. Rechts und links hatten wir Wald mit prächtigen Kastanien, Eichen, Nußbäumen und Buchen. Unter dem grünen Schirm reihen sich, längs der Straße, die Sitze der Tscherkessen aneinander, kleine Gutshöfe, bei denen sich trotz der Armseligkeit doch das aristokratische Bewußtsein des Besitzers in seiner Art deutlich ausprägt. Der „Bey“ bewohnt ein zweistöckiges Herrenhaus, meist freilich nur aus Holz gebaut, aber doch durch eine Umzäunung von dem gegenüberliegenden Hofe getrennt, an dessen drei anderen Seiten die niedrigen Ställe und Hütten liegen. Sie sind mit Schindeln gedeckt, über den Schornsteinen daher breite Dächer angebracht, um die Funken abzufangen. Nach dem Hofe zu hat das Haus des Bays eine Veranda oder einen Balkon, von dem aus er die Arbeit seiner Sklaven überwachen kann.

¹⁾ Muschamba oder richtiger Muschemma heißt die mit Wachs getränkte Leinwand, ferner übertragen: „Kautschuk-Regenmantel“

Ein hübsches Bild gewähren die überall weidenden Vieh- und Pferdeherden, die man zuerst hier wieder sieht, da sie der Umgebung von Stambul fehlen. Auch Zefiriah begegnete den feinen und gab den Hirten in sehr herrischem Tone einige Befehle. Er kehrte dabei ganz den Gebieter heraus, während er uns gegenüber nur den gefälligen, dienstbereiten und anspruchslosen Reisemarschall spielte. Sein Benehmen entbehrte, wie bei allen Tscherkessen von Stande, des ritterlichen Anstrichs nicht; übrigens sei gleich vorausgeschickt, daß er uns während der ganzen Reise ein angenehmer Begleiter war, der niemals lästig wurde, aber stets erschien, wenn man ihn brauchte. Mich erinnern die Tscherkessen-Beys und ihre Gutshöfe lebhaft an Polen und das Leben seines niedrigen Adels, der kleinen Slachta auf dem Lande.

Fast bis Sabandja hin zieht sich die Straße am Südufer des Sees zwischen solchen Kolonien entlang. Von Büjüf Derbend Han kommt man erst nach Janifiöj, dann nach Tscherkessiöj, Kurdiöj¹⁾ und Kirkbunar²⁾. Zwischen den Dörfern liegen merkwürdige Schuttkegel — flache und breite, wie ein Lavaström, sich zum See hinabsenkende Geröllmassen. Die wilden Wasser, die im Frühling aus den Bergen eine Menge Steine mit sich reißen, haben allmählich ihr eigenes Bett erhöht und sich doch zugleich rechts und links eingedämmt. Die Brücken der türkischen Straßenbau-Ingenieure widerstanden dem Ansturm des brausenden Elementes nicht lange, sondern

¹⁾ Wolfsdorf.

²⁾ Vierzigquellen.

machten sämtlich die Reise zum See hinunter mit. So sucht sich denn die im übrigen noch gut erhaltene Chaussee in einigen geschickten Windungen ihren Weg durch die Schuttfegel hindurch, um Sabandja zu erreichen.

Das Städtchen aber sieht man erst, wenn man darinnen ist, so sehr liegt es unter den Bäumen verborgen. Es hat übrigens nichts von dem, was wir uns unter einem orientalischen Orte vorstellen, keine flachen Dächer, keine hoch ummauerten Gärten und eng vergitterten Fenster. Vielmehr erinnert es an ein größeres Dorf in der nordischen Niederung. Wenn uns der Regen den Blick auf die Gebirge verhüllte, so konnte man wirklich glauben, irgendwo im Spreewald oder am Oderbruch zu sein. Nur ist hier das Laub üppiger, dichter und mannigfaltiger.

Die Häuser sind zweistöckige Fachwerksgebäude mit Ziegeldächern, meist mit buntem Anstrich versehen oder weiß getüncht, von einem Gärtchen umgeben. In der breiten Hauptstraße liegen die Lokanda¹⁾, die Kaffees und Kramläden, wie sie jede kleine Stadt für den Bedarf der ländlichen Umgebung braucht. Selbst ein erster Auslug von Straßenbeleuchtung ist schon vorhanden, Laternen, auf junge Bäume gesteckt. Zur Linken hält das Hotel d'Asie seine wenig verlockenden Pforten für uns weit geöffnet, und ein dicker Wirt mit dem, das internationale Gastwirtschäppchen ersiehenden, Fez macht uns eine tiefe Verbeugung, um uns gleich darauf, als wir weiter reiten, einen vernichtenden Blick nachzusenden. Tout comme

¹⁾ Orientalisches Wirtshaus.

chez nous! — Wir bogen zur Rechten in eine Seitenstraße ab, wo an einem kleinen, ungepflasterten Plage das Haus des Sektionsingenieurs, Herrn Hazlaire, eines stattlichen Elsässers, lag, der sich durch unermüdliche Energie und Thatkraft schnell einen Namen gemacht und selbst bei Tscherkessen, Georgiern und Lasen in Respekt gesetzt hatte. Er empfing uns in Gesellschaft seiner Beamten sehr zuvorkommend, und bald waren wir in seiner provisorisch, aber behaglich eingerichteten Behausung vorzüglich untergebracht. Eine Italienerin führte die Wirtschaft und versorgte uns aufs beste. Ein lukullisches Mahl, wie wir es Sabandja gar nicht zugetraut hatten, stärkte uns: Makaroni, Gemüse mit Schnecken, die auf dem alten Eisenbahndamme gesammelt, also von der neuen Baugesellschaft mit Fug und Recht als gute Preise betrachtet worden waren, Salmi von Huhn, eine Torte und dazu guter roter Wein, echter Château Sabandja.

Vielleicht findet sich nirgends eine so bunte, aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzte und dabei interessante Gesellschaft zusammen, als beim Bau einer Eisenbahn in der Ferne. Deutsche, Franzosen, Italiener, Polen u. s. w. arbeiten in friedlicher Gemeinschaft neben einander; hier gesellte sich noch das einheimische Element dazu: Türken, Griechen, Armenier und Levantiner. Die meisten von ihnen hatten schon in anderen Ländern der Levante gebaut, viele sich früher gekannt. So gab es denn in der kleinen Abendgesellschaft allerlei Erinnerungen auszutauschen und muntere Anekdoten zu erzählen.

Auch Räubergeschichten wurden natürlich aufgetischt, während draußen der Regen im Laub herniederrauschte

und wir drinnen behaglich im Trockenen saßen. Der Rabi von Adabazar war jüngst von Strolchen auf der Landstraße angehalten worden. „Ich bin der Rabi von Adabazar,“ hatte er ihnen zugerufen und sich in die Brust geworfen. „Und wenn du der Musti selber wärest, wir würden dich plündern,“ war die Antwort, und so geschah es. Doch das Blättchen hatte sich gewendet; denn den Bemühungen des energischen Rabi war es gelungen, die Banditen zu fangen, und er selbst konnte bald danach mit Genuß ihr Urtheil sprechen lassen. Auch hier handelte es sich in den erzählten Abenteuern meist um armes Volk, Händler, wandernde Hausierer und Photographen, Reisende, die nicht bewaffnet sind, und von denen sich energische Gegenwehr wohl kaum erwarten ließ. Manchmal fehlte es auch nicht an komischen Intermezzos dabei. Unlängst waren beim Karakol¹⁾ zwischen Ismid und Büjüt Derbend zwei Wagen mit armenischen Händlern im Dunkeln aufeinander gestoßen, um dann nach kurzem, wildem Feuergefecht aus alten Pistolen und Winchesterkarabinern nach entgegengesetzten Richtungen auszureißen. Der Arm der Gerechtigkeit aber, ein alter Saptieh, statt sich dazwischen zu werfen, hatte ein Gleiches gethan, sein Wachthaus zugeschlossen, um davonzugehen und die Anzeige von dem Vorfall zu erstatten. —

In der Nacht hörte der Mairegen auf. Nachtigallen begannen sich in dem dichten Laubwerk hören zu lassen und hielten mich noch lange wach. Froh war ich, der Hauptstadt für einige Zeit entronnen zu sein und

¹⁾ Wachthaus.

dies schöne Land durchstreifen zu können, von dessen Natur ich bis dahin nur sehr dunkle Vorstellungen gehabt hatte.

In Stambul war meine Abreise inzwischen bekannt geworden. Man erfährt dort alles, auch was man gar nicht zu wissen brauchte. Und so war uns denn schon eine Depesche mit der Aufschrift „urgent“, an Herrn Rapp gerichtet, bis Sabandja nachgeeilt. Ich habe sie mir der Kuriosität halber aufgehoben und kann sie daher in ihrem Wortlaute wiedergeben: „Maitre demande votre compagnon, qu'il continue chemin en simple homme comme vous.“ — Maitre sollte der Großherr sein, der jedenfalls von dem, was man ihm hier zuschrieb, gar keine Ahnung hatte. Beim Empfange war ich gerade, um meine nassen Kleider zu trocknen, in ein altes Häusröckchen von Herrn Hazlaire gefahren, und an den Füßen trug ich ein paar ungeheure Filzpantoffeln, die ich in irgend einer Ecke gefunden. Ein einfacheres Kostüm läßt sich selbst in Sabandja nicht aufreiben. So konnte ich mich denn mit gutem Gewissen vor meinem Reisebegleiter präsentieren und ihn fragen, ob ich nicht „l'homme le plus simple du monde“ sei?

Ich kannte meine Pappenheimer, und so auch den Urheber der Depesche. Es war gerade derjenige der lebenswürdigen Herren am Hofe, welcher den Auftrag gehabt hatte, meine Vorschläge behufs eines ferneren Engagements entgegenzunehmen. Stets bereit zur Abgabe befriedigender Erklärungen, hatte er mich auf das bestimmteste versichert, daß alles ausgerichtet sei, während in der That die ganze uninteressante Angelegenheit auf

eine bessere Zeit verschoben und darin noch gar nichts geschehen war. Nun kam ihm das Bedenken, daß ich vielleicht in der Pascha-Uniform mit großem Gefolge durchs Land ziehen, dies ein ungehörliches Aufsehen erregen und seine Unterlassungssünden ans Tageslicht bringen werde.

Das war aber gar nicht meine Absicht gewesen, und so entschloß ich mich denn, meine Reise unbekümmert fortzusetzen, freilich ganz „en simple homme“, wie es stets meine Gewohnheit gewesen ist.

Zekiriah Bey, der uns ursprünglich nur bis Sabandja bringen sollte, entschloß sich hier, uns bis nach Angora zu begleiten. Er ritt ein kleines, mageres, aber sehr ausdauerndes und flottes Pferd auf hohem Tscherkessensattel und mit ganz dünnem, aber zähem Lederzaum. Nur war es erst drei Jahre alt und deshalb für eine so weite Reise nicht geeignet. Er hatte auch ein volljähriges Pferd nach Büjüf Derbend bestellt; doch dies blieb aus. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß das junge Tier bei den weiten Ritten zu Grunde gehen würde. „Thut nichts,“ meinte er gelassen, „es mag so weit gehen, als es kann; später finde ich schon ein anderes.“ Im Pferdefinden sind die Tscherkessen ja bekanntlich Virtuosen!

2. Nach Köprübaşınhan den 21. Mai 1889

Bis zum grauen Morgen noch schmettete von allen Bäumen in Sabandja das Nachtigallenkonzert zum offenen Fenster herein. Früh regnete es wieder, so daß

wir warten mußten, aber endlich gegen neun Uhr endete der „rachmet“, „die Barmherzigkeit“, wie der Regen im heißen und trockenen Lande genannt wird, wo er Segen und Erquickung bedeutet. Wir konnten uns auf den Weg machen. Gestern dachte ich — dies war mir in Stambul allgemein so gesagt worden — daß es nun mit den landschaftlichen Schönheiten vorbei sei. Über Sabandja hatten es auch die unternehmungslustigsten Ausflügler nicht hinausgebracht. Dahinter sollte die Einöde beginnen. Aber alles dies beruhte nur auf der Unkenntnis über die wahre Natur Anatoliens und trug dazu bei, meine Überraschung zu steigern. Ich fand statt der erwarteten Wüstenei ein schönes Land, und ganz ernsthaft mußte ich mir dabei ins Gedächtnis zurückrufen, daß ich in Kleinasien sei, nicht in Thüringen, Tirol oder Oberbayern. Die Natur trägt hier wie dort den gleichen Charakter — hohe Berghäupter und weite grüne Abhänge, alle mit Laub bedeckt, das ganze Paradies aber — wenigstens in diesem an Niederschlag reichen Jahre — von rauschenden Wassern durchströmt.

Anfangs führte unsere Straße — eine neugebaute Chaussee — durch die Bäume und Gärten des Städtchens östlich hinaus, am Seeufer entlang. Bald aber stieg sie, dieses verlassend, zur Rechten in einem Seitenthale mit vielen Windungen zu dem Bergkamme empor, der sich vom Gökdagh östlich gegen das Ende des Sabandjasees und den Saccariastrom erstreckt, und der hier als Sabandjadagh bezeichnet wird. Die neue Bahn umgeht diesen Rücken an seinem Fuße und nähert sich so der Stadt Adabazar, die man fern in der Tiefe sieht und

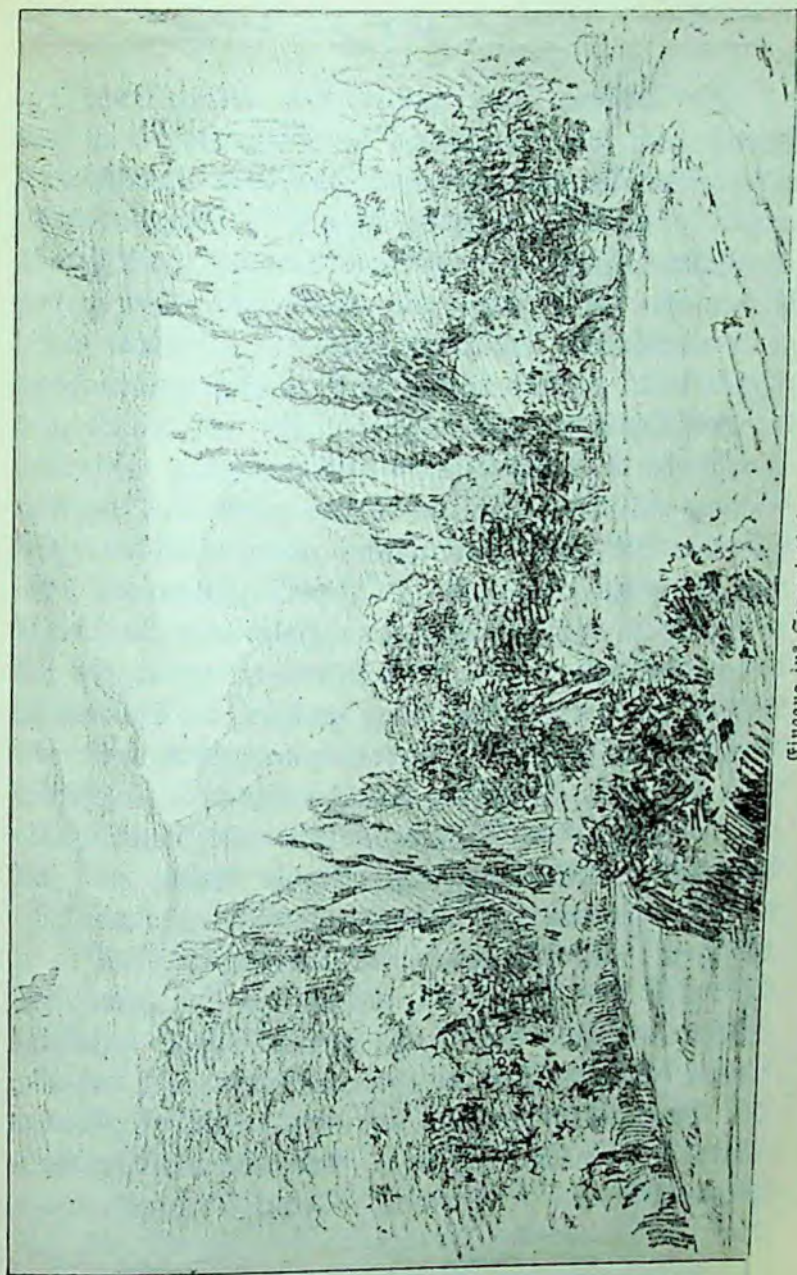
von welcher Zekiriah Bey behauptete, sie sei größer und reicher als Ismid. Zur Rechten der Chaussee begleitete uns das wohlkultivierte Thal und drüben am Hange der hohen Berge dehnten sich zwei schmutze Dörfer aus, Lasfiöj — das Lasendorf — und Hadji Merdjimanianfiöj, dessen Höfe sich weit unter den Bäumen zerstreuten. Die „Herrenhäuser“ waren meist weiß mit Kalk getüncht und nahmen sich daher mit ihren flachen, überstehenden Dächern, von fern gesehen, recht stattlich aus. Sie aus der Nähe zu mustern, fehlte uns leider die Zeit.

Bald hatten wir die Wasserscheide zwischen Sabandja und dem Saccaria erreicht. Sie bot einen großartig schönen Blick nach rückwärts auf den See und seine Umgebung. Dann führte die Straße eine Strecke weit ziemlich eben auf dem Rücken durch Wald und Buschwerk hin, vorüber an dem damals begonnenen Bau einer Zweigchaussee in der Richtung nach Adabazar,¹⁾ und nun zum jenseitigen Hange an den Rand des Saccariathales hinunter. Es mag sein, daß an diesem Morgen die noch regentriefende Landschaft besonders grün und frisch aussah, daß die seit gestern hochgeschwollenen Bergwasser ihr mehr Leben als gewöhnlich verliehen, aber unvergeßlich wird mir der erste Einblick bleiben, den ich hier plötzlich ins unbekannte Innere des Landes that. Vor mir lag das tiefe dunkle Thal und ein wildromantisches Waldgebirge, drüben am Fuße gewaltiger Berge und jenseits des Stromes, fast im Laub versteckt, ein großes Dorf,

¹⁾ Welche natürlich mit der Eröffnung der Eisenbahn ihre Bedeutung verlieren mußte und seitdem aufgegeben worden ist.

Schahinbeyköj, diesseits tief unter uns in der Schlucht am rauschenden Altschai ein anderes, Mehmet Ali Beyköj.¹⁾ Wald, Felsen, grüne Felder und Wiesen dazwischen, einzelne unter Bäumen hervorlugende Wohnsitze füllten das Landschaftsbild vollkommen aus; nirgend störte Kahlheit und Dürre das Auge. Auch Baudirektor Rapp hielt einen Augenblick still, obgleich er dieselbe Aussicht schon öfters genossen hatte, und gönnte ihr einige Minuten Zeit, trotz aller gebotenen Eile. Dann stiegen wir auf neuen Windungen zum Altschai hinab und überschritten ihn auf guter hölzerner Brücke. Hinter derselben wendete sich unser Weg scharf links zum Saccariathal, in dem wir die Chauffee von Adabazar nach Geivé erreichten. Auf dieser nun traten wir in das herrliche Gebirgsthäl ein, das der Saccaria in seinem Durchbruch zwischen Gökdagh und dem Mt Sofu-dagh bildet. Der Strom, hier etwa 80 Meter breit, rollt seine Gewässer mit großer Gewalt dem Schwarzen Meere entgegen. Er ist ein echtes Kind der Berge, der Sangarius der Alten. Obschon er auf der Hochebene entspringt, eilen ihm doch hier beim Durchströmen der Randgebirge noch von allen Seiten bedeutende Wasser zu. Zwischen den Brückenpfeilern bei Geivé hat er 5 Meter Geschwindigkeit und deshalb auch den mittleren Bogen der von Sultan Selim III. erbauten Steinbrücke eines Tages wieder fortgerissen, so daß man die Lücke jetzt nur mit Holz überdeckt hat.

¹⁾ Die meisten Dörfer tragen hier den Namen ihrer Herren, der tscherkessischen Bey's.



Gingang ins Saccharathal.

Die mittlere Tiefe des Bettes beträgt etwa drei Meter; doch soll der Wechsel im Wasserstande ein ganz außerordentlicher sein und an sechs Meter Unterschied erreichen. Im Mittellaufe durchbricht er in engen unzugänglichen Schluchten die Gebirgsketten des Hochplateaus, so daß sein Lauf bis in die neueste Zeit hinein noch große unbekannte Strecken enthielt.¹⁾ Jedenfalls bildet er eine nicht zu unterschätzende Verteidigungslinie gegen den von Osten kommenden Feind, wie ein bei Samsun, Sinope oder Tregli gelandetes russisches Heer. Seine Bedeutung für die Hauptstadt könnte groß sein, wenn er sich nicht dem Schwarzen Meere, sondern durch den See von Sabandja dem Golf von Ismid zugewendet hätte, so daß er zum Hinabflößen von Holz und Getreide zu dienen vermöchte. Zumal im Altertum wäre dies für Byzanz von größter Bedeutung gewesen, wo Stürme der Hauptstadt zu Zeiten die Getreidezufuhr von den pontischen Gestaden abschnitten, auf die sie doch angewiesen war. Mangel an Nahrungsmitteln aber war gleichbedeutend mit Erhebung des niederen Volks, und das alternde Rhomäerreich, welches alle Einbrüche der Barbaren in seine Grenzprovinzen überdauerte, durfte es nicht auf eine Revolte in den Gassen der Hauptstadt ankommen lassen, die seiner Herrschaft stets gefährlich wurde. Daher schon seit grauer Vorzeit die Versuche, den Sangarius abzuleiten und ihn durch den Sophon Thymne — den Sabandjasee — dem nikomedischen Golfe zuzuwenden.

¹⁾ Sie sind nunmehr durch W. v. Dieß vollständig erforscht.

Ein Denkmal dieser Versuche ist die Steinbrücke des Justinian, die dieser etwa um 553 n. Chr. begann und bis 561 vollendete. Sie liegt etwa drei Kilometer nördlich der Bahnlinie, am Ostende des Sees, unfern der Station Adabazar und ist leicht von dieser aus zu erreichen. Das gewaltige Monument, das noch recht gut erhalten ist, macht heute, wo es fast ganz im Trockenen, zwischen öden Höhen liegt, auf den Beschauer einen sehr merkwürdigen Eindruck. Auf Nimmerwiederkehr entschwundene Größe spricht hier lebendig zu uns. 427 Meter lang spannt die Brücke sich von Abhang zu Abhang hinüber, aus Kalksteinblöcken erbaut oben mit großen Quadern belegt. Acht Bogen, ein jeder mit 23 Meter lichter Öffnung, waren zum Wasserdurchlaß bestimmt. Arkaden standen zu beiden Seiten. Ein Thor oder Triumphbogen im Westen, ein hoher Vorbau mit tiefer Nische im Osten, für Reisende und die an der Brücke wartenden Lasttiere angelegt, sind noch heute theils unversehrt, theils deutlich erkennbar, ein Beweis, daß der größte aller byzantinischen Kaiser hier etwas schaffen wollte, das seiner römischen Vorfahren würdig sei. Einst trug die Brücke eine Inschrift: „Auch du, Sangarius, dessen ungestümer Lauf durch diese Wölbungen gebrochen ist, fließest nun hin, Sklave einer Herrscherthat, wie das stolze Hesperien und die medischen Völker und alle barbarischen Horden. Einst Empörer gegen die Schiffe, einst unbezähmt, liegst du jetzt in den Fesseln unbeugsamen Gesteins.“ Dennoch ist es wahrscheinlich, daß die Bogen des Sangarius niemals unter dieser Brücke hinrollten. Durch dieselbe zieht sich gegenwärtig

das schmale Band des Tschark Su in der Mitte hindurch, des nördlichen Abflusses des Sabandjasees, und so wird es immer gewesen sein. Die Annahme, daß der jetzt $2\frac{1}{4}$ Kilometer weiter östlich fließende Sangarius damals einen anderen Lauf gehabt habe, wird durch keine Spur in der umliegenden Landschaft wahrscheinlich gemacht. Die andere, daß Justinian den großen Bau erst auf trockenem Grunde vollenden und dann den Strom in frisch gegrabenem Kanalbette nach der Brücke ablenken wollte, liegt zu fern, um gelten zu dürfen. So bleibt nur die dritte Lösung übrig, daß eben der Strom eine ganz veränderte Richtung zu erhalten bestimmt war. Wer genau zusieht, dem kann es auch nicht entgehen, daß die gemauerten Brückenpfeiler nach Süden hin, also nach der Richtung, aus welcher jetzt der Saccaria kommt, rund, nach Norden, der Stromrichtung abgekehrt, dagegen scharf zugespitzt sind als Flut- und Eisbrecher. Von dort her wurden die Wasser erwartet, die unter der Brücke durchfließen sollten. Mutmaßlich ist es die Absicht gewesen, den Strom weiter unterhalb erst nach Osten, dann im Bogen nach Süden durch die Brücke und in den Sabandjasee zu leiten, von wo dann ein zweiter Kanal zum nikomedischen Golfe geführt hätte. Es scheint, daß diese Hypothese auch mit den Niveauverhältnissen übereinstimmt; denn erst das unterhalb gelegene Adabazar liegt auf derselben Höhe wie der Sabandjasee, nämlich 36 Meter über dem Meere. Geradezu östlich dieses Sees, wo die trennende Landstrecke allerdings am kürzesten gewesen wäre, scheint der Saccaria merklich höher als jener zu liegen. Bei direktem Durchstich würde des=

halb das Gefälle zu stark geworden sein, welches sich jedoch durch eine große Schleife erst nach Norden und dann nach Süden zurück hätte mildern lassen. Zwischen Brücke und Strom liegt eine isolierte Höhe mit sanften Abhängen nördlich gegen Adabazar hin. Die Vorstellung ist wohl zulässig, daß sie von dem geplanten künstlichen Flußbette hätte umgangen werden sollen. Scheint es nun dem zu widersprechen, daß auch der Tscharkssu sein Gefälle von Süd gegen Nord hat, so ist dasselbe doch ein so außerordentlich geringes, daß es auf der kurzen Strecke durch Ausgrabung wohl ins Gegentheil hätte verkehrt werden können.

Doch auch diese Vermutung bedürfte noch einer genaueren Untersuchung, um zur Gewißheit zu werden. Sie aber ward mir, wie so Vieles, das ich gedacht und gewünscht, vom Schicksal nicht mehr gegönnt. Vielleicht weist meine Andeutung einem unabhängigeren Forscher den Weg zur Justiniansbrücke.

Die Landschaft im Saccariathale, dem wir nun aufwärts folgten, blieb vom höchsten Reiz. Waldbedeckte Berghänge strebten zu beiden Seiten empor, Felsspitzen und Zacken lugten aus dem grünen Laube heraus; die ganze Scenerie hätte in die Boralpen gepaßt, nur fehlten die Tannen. Bis hoch hinauf herrschte der Laubwald vor; im Thale unten ist der Nußbaum und die Kastanie am häufigsten. Zwei Kilometer südlich vom Eingange machten wir vor einer ganz schmuck aussehenden Gruppe von Gebäuden an der Chauffee halt — dem aus zwei Gehöften bestehenden Balaban-Han, Blockhäuser im Schweizerstil mit überstehendem Dach, im Innern freilich

noch etwas provisorisch aussehend, da der Handji¹⁾ erst seit dem Eisenbahnbau auf Vergrößerung Bedacht zu nehmen begann. Ein junger Mann im Fez trat uns entgegen und redete uns im guten Französisch an — ein Tüdschar²⁾ aus Geïwé, der sich auf der Geschäftsreise nach Stambul befand und bald darauf sein Pferdchen bestieg, um den Weg in dem beliebten eifertigen Paßgange fortzusetzen. Im oberen Stockwerke entdeckten wir ein reinliches Gastzimmer mit Tisch, Stuhl und Divan. Bald stand kaltes Fleisch, Brot, Käse, Butter und guter türkischer Landwein vor uns, dem wir alle Ehre anthaten. Es ging in der Wildnis ganz zivilisiert her.

Ich sagte Bekiriah Bey einiges Schmeichelhafte über die landschaftlichen Reize seiner Heimat und berührte damit bei ihm eine wohlanklingende Saite. Er konnte mir von der Schönheit der Hochwälder am Kestepe nicht genug erzählen und riet mir schlankweg, dort in seiner Nähe ein Tschiftlik zu kaufen, um mit ihm in den Schluchten des Gökdagh Hirsche und Rehe, ja, wenn das Glück gut sei, hin und wieder sogar einen Bären zu schießen. Lag doch sein Dorf Maschukiékiöj gerade am Rande der besten Jagdreviere. Besonders pries er mir die Bergwasser an, und „vom Wasser sind alle Dinge lebendig“.

Das Gebiet des Gökdagh bildet einen Kaza, einen Kreis, für sich: „Balaban Kasassi“, dessen größter Teil mit den schönsten Wäldern dem Sultan gehört, der dort

¹⁾ Gasthofsbesitzer oder Inhaber.

²⁾ Kaufmann.

ausgedehnte Landgüter besitzt. Das brachte Zefiriah ganz plötzlich auf den Gedanken, daß sein Padiſchah mir dieses Gebiet ſchenken ſolle, das ihm ohnehin nichts einbrächte, während der Privatmann bei guter Wiſtſchaft bis zu ſieben Prozent Rente vom Bodenwert ziehen könne. Nach ſeiner feſten Überzeugung bedurfte es meinerſeits nur eines Briefes an den Großherrn, und die Sache wäre gemacht. Kein Türke wird ſich den Gedanken nehmen laſſen, daß ſein Beherrſcher „Hünfiar“ — der Glücksſpender — ſo viel verſchenken könne, als ihm irgend in den Sinn kommt; denn nach ſeiner Vorſtellung iſt derſelbe unermößlich reich. Auch von den ausgedehnten Matten des Keltpe berichtete Zefiriah, deren übrigens ſchon Hammer erwähnt.

Nach kurzer Raſt brachen wir wieder auf; denn Eiſenbahningenieure pflegen nicht viel Zeit übrig zu haben, wenigſtens nicht diejenigen unter Baubirektor Rapps Leitung. Dicht hinter dem Balaban-Han bei dem nahen Tſcherkeſſendorf Dovandjikioj ſollten wir den Saccaria überſchreiten. Wenn man dem alten Prokop hätte trauen wollen, war's ein gewagtes Unternehmen. „Der Sanguarius“, weiß jener zu berichten, „deſſen Strömung ſo reißennd iſt, deſſen Tiefe einen Abgrund bildet und deſſen Breite nur mit dem Ocean verglichen werden kann, hat nie eine Brücke geduldet. Diejenigen, welche kühn genug waren, ihn zu überſchreiten, verbanden mehrere Boote miteinander und begaben ſich darauf. Aber das geſchah nicht ohne Gefahr; denn der Fluß zerriß die Stricke, zerſtreute die Boote und zog die Menſchen in die Tiefe.“ Aber Prokop war ein Hofgelehrter und ſchrieb „ad

majorem Justiniani gloriam“, da sind lebhafteste Farben erlaubt. Diese Schilderung sollte auch nur die Einleitung zur Beschreibung der uns schon bekannten Brücke bilden. Wir ließen uns also nicht abschrecken.

Die Fähre lag schon bereit am Ufer, doch nie sah ich ein primitiveres Fahrzeug. Sie bestand einfach aus einem Floß mit erhöhtem Rande und einem darin wie ein Mast eingerammten Pfahle. Dieser Pfahl legte sich gegen ein, über den Waldstrom gespanntes Tau, und das Ganze ward so, einmal vom Ufer losgelassen, durch den Druck des Wassers zur anderen Seite getrieben, wobei der alte tscherkessische Fährmann mit einer langen Stange das Fahrzeug in der Bewegung erhielt. Glücklicherweise kamen wir hinüber. So mögen auch schon die alten Bithynier über den Sangarius gegangen sein, wenn sie gegen östliche Völkerschaften zogen. Unsere deutschen Reitpferde würden freilich am Ufer gestreift haben; die geduldigen orientalischen Tiere aber sprangen gehorsam über den Rand auf die Fähre. Nur Herrn Kapps Schimmel machte einige Schwierigkeiten, ließ sich aber endlich doch durch ein paar „heide oghlum“¹⁾ und einige Peitschenhiebe von Bekiriah zum Einsteigen bewegen.

Drüben ging es weiter zwischen Bergwand und Strom unter dichtem Laubdache bei Reschid Beys Tschiftlik vorbei zur Tschoban Kaleh, einem alten Gemäuer aus der Römerzeit, welches man für die auf beiden Seiten des Saccaria stehen gebliebenen Eckpfeiler einer Brücke

¹⁾ „Vorwärts, mein Sohn!“ — der gewöhnliche Zuruf zum Antreiben.



Landschaft aus dem Saccarlathele. (Photographie von Verggren.)

halten würden, wenn nur die Spuren einer Straße da wären, für deren Übergang diese Brücke hätte dienen können.

Unter den Bergen am linken Ufer fällt bald besonders der Kırıktepe auf, der nach des Tscherkessen Meinung ebenso hoch sein soll als der Keltepe. Bis weit hinauf klettern in den Thälern die Dörfer und Gehöfte, so namentlich bei Bıtschikioj, dem „Schneidemühlendorf“, das leider eifrig an der Waldvernichtung ist. Die Bodenkultur scheint nicht gering zu sein; weiße Häuser blicken fast überall aus den Bäumen hervor, und daneben liegen saftig grüne Felder.

Wir überschritten, am rechten Ufer vorwärtzreitend, nach einiger Zeit das ziemlich breite, aber flache Tashlydere¹⁾, sahen droben auf hoher Bergspitze über uns Schaschlykioj, „das Dorf, über das man sich wundert“, und drüben, jenseits des Saccaria, den Ort Tschatalpoiras²⁾, am Fuße des Kırıktepe. Dann ward das Thal offener und freier, von Gärten und Feldern erfüllt, zumal von schönem Getreide, hauptsächlich Gerste, doch auch Weizen. Die Chaussee, welche dauernd am linken Ufer bleibt, klemmt sich häufig eng zwischen Felswand und Strom hindurch und war, obgleich noch neu, an vielen Stellen schon wieder zusammengestürzt — das Schicksal aller türkischen Chausseen teilend, denen die regelmäßige Unterhaltung fehlt. Trotzdem erschien der Verkehr recht lebhaft; zahlreiches Fuhrwerk kam von

¹⁾ Das steinige Fließ.

²⁾ Der Ort, an dem sich der Nordwind spaltet.

Geirwé herab, bunt bemalte Planwagen mit gelben Rädern. Der Sinn des Orientalen für die Farbe verleugnet sich sogar an seinem Gerät nicht; er zeigt sich überall. Auch die roten Fez und Leibshawls unserer berittenen Begleiter, die vor uns durchs grüne Laub leuchteten, übten auf das Auge eine ganz angenehme Wirkung aus.

Endlich sahen wir den Köprübaschyhan vor uns an der Brücke Sultan Selims¹⁾, die von dem unvermeidlichen Karakol am diesseitigen Eingange beschützt wird. Im Han wohnte bereits der Ingenieur, ein Herr de Violini; und ein betriebsamer Italiener war dabei, das alte enge Gebäude in ein größeres Gasthaus zu erweitern, welches selbstverständlich an „modernem Komfort“ nichts zu wünschen übrig lassen sollte. Freundlich wurden wir empfangen, in sauberen Zimmern untergebracht und opulent bewirtet. Bei den Eisenbahnern lebt man immer gut. Herr de Violini hatte selbst ein Harmonium mitgeführt, das zu später Stunde den Nachtigallen eifrig Konkurrenz machte und schon die höchste Bewunderung seiner türkischen Nachbarn erregt hatte. In der Gesellschaft fand sich noch ein Ingenieur Petersen mit seiner jungen Frau ein, und auch der zweite Abend unserer Reise verfloß in munterer Unterhaltung. —

Bei Geirwé verläßt die Chaussee nach Angora das Thal des Saccaria, durchzieht das seitwärts am rechten Ufer gelegene Städtchen und steigt dann die

¹⁾ Sie liegt an der Stelle einer älteren, schon von Sultan Bajazid erbauten Brücke.

Berge hinan nach Tarakly, das wir bei der Rückkehr berühren sollten.

Unser Nachtquartier galt ehemals für ein gefährliches Fiebernest. „Eine Nacht in Geirwé bringt dem Fremden den Tod,“ pflegte man zu sagen. Das war nun freilich arge Übertreibung und Verleumdung; die wieder steigende Bodenkultur hat die Gegend gesünder gemacht. Im Köprübaşchhan war jedenfalls von einer Fieberatmosphäre nichts zu merken. Auch lag schon im Altertume an gleicher Stelle eine Stadt Tateion. Die Seidenkultur nimmt hier ihren Anfang; selbst Baumwolle wird in der Umgegend gebaut, seit der große Sezessionskrieg in Amerika dafür einen Absatz ermöglichte. Es sollen an 3000 Ballen jährlich ausgeführt werden. Ein merkwürdiger Temperaturwechsel machte sich hier fühlbar; ein weit südlicheres Klima beginnt; denn das Gebirge hält die rauhen Nordwinde vom Schwarzen Meere ab, und auch das enge und viel gewundene Thal des Saccariadurchbruchs gewährt ihnen keinen Einlaß.

Übrigens sollte die Station nicht verlassen werden, ohne daß eine zweite Depesche mich einholte. Sie trug die Unterschrift meiner Frau: „Wenn du zurückkehren kannst, so wäre dies besser.“ Doch dann folgten die Worte: „Wir sind alle wohl.“

Ich sah das Blatt an, erriet den Verfasser, schob es in die Tasche und schrieb nach Hause: „Wer mir depeschieren wolle, solle es künftig unter seinem eigenen Namen thun.“

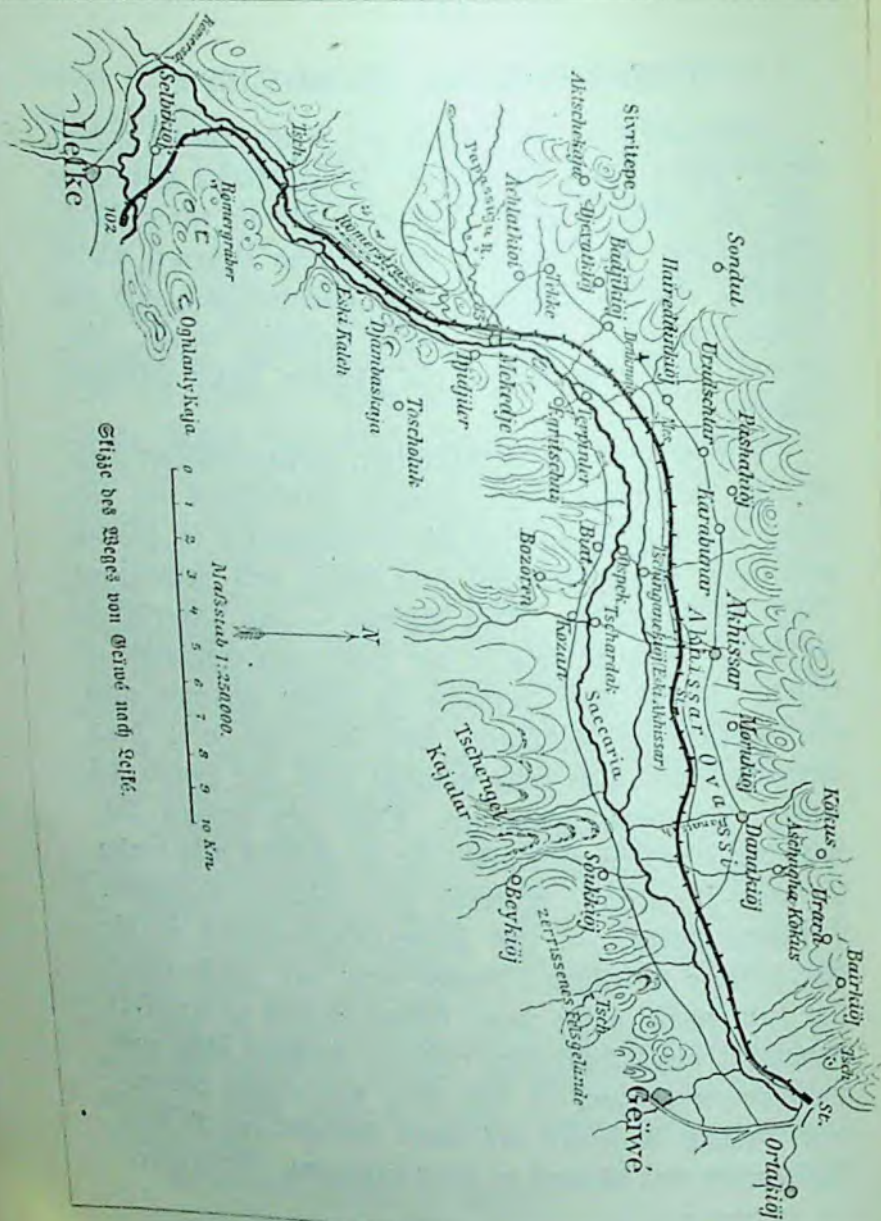
Dann war Frieden im Landel

3. Nach Eski den 22. Mai 1889.

Gute Ordnung im Troß ist auf Reisen ebenso wichtig, wie bei einem Heere im Kriege. Unsere kleine Karawane theilte sich meist in zwei Gruppen. Voran ritten Kapp, Zefiriah und ich, begleitet von meinem getreuen Weiß Tschauß, einem türkischen Kavallerieunteroffizier, und den Ingenieuren, deren Strecke gerade besichtigt wurde. Unabhängig von uns folgte die Bagage unter Mitscho's Führung.

Mitscho war ein vierschrötiger, hochgewachsener Dalmatiner, in grauer Jacke, grauen Beinkleidern mit Revolver und einigen anderen Mordinstrumenten im Gürtel, gewaltigem Schlapphut auf dem Kopfe und gewaltigem Durste in der Kehle. Sein Szepter — die Tscherkessenpeitsche — hielt er stets in der Hand und gebrauchte es redlich. Dafür aber herrschte in seiner Kolonne auch eine vortreffliche Disziplin, und das that not; denn immerhin kam eine ganz stattliche Zahl von Leuten bei unseren Tragtieren zusammen. Ohne den heiligen Respekt vor dem Führer würden sie ihr Geschäft *alla turka* *jawasch-jawasch*¹⁾ betreiben und endlosen Aufenthalt verursacht haben. — Ein solcher Reisemarschall ist für eine größere Gesellschaft Goldes wert; der Türke eignet sich dazu meist nicht; denn erstens begreift er die Notwendigkeit von Pünktlichkeit und Eile durchaus nicht, und zweitens verabscheut er das doch nun einmal notwendige barsche Auftreten als einen Ausdruck von Leidenschaftlichkeit und Mangel an guter Erziehung. Der Tscher-

¹⁾ Gemach — gemacht!



Erzählung des Lebens von Gräfin nach Selbst-

fesse läßt es an Energie nicht fehlen, aber er will von oben her stets als „Herr“ behandelt werden und seinen Leuten gegenüber auch als solcher auftreten. Das ergiebt leicht Konflikte und womöglich blutigen Streit. Als einzelner Reisebegleiter ist er freilich vorzüglich und sein Schutzbefohlener sicher gegen Fährnis. Die Dalmatiner gelten als besonders gute Diener solcher Art; denn sie vereinigen Gewaltthätigkeit und Besonnenheit in richtiger Mischung. Mitscho war noch dazu eigentlich ein Edelmann, wenn auch nur ein verarmter. In seiner Heimat besaß er hoch in den Felsen irgend ein Eulennest, von dem er gern sprach. Dorthin wollte er zurückkehren, wenn er hier in der Fremde etwas Geld erworben und genug zurückgelegt hätte, um das alte Gemäuer ausbessern zu lassen und dann darin zu leben. Zwischen ihm und Zefiriah hatte sich schnell ein kameradschaftliches Verhältniß hergestellt und als Dritter im Bunde kam Weiß Tschau hinzu. Meine Kinder hatten ihn daheim wegen seines Aussehens „die untergehende Sonne der Seminolen“ getauft. Und in der That hätte er, mit Fellen angethan, einen Federschmuck auf dem Kopfe, einen vortrefflichen Indianerhauptling abgegeben. Seine Gesichtsfarbe war rotbraun genug dazu. Die großen abstehenden Ohren, die kleinen Augen, die hervorstehenden breiten Backenknochen, und vor allen Dingen der große Mund, der sich bei freudlichem Grinsen schnurstracks von einem Ohr zum anderen dehnte — alles paßte ganz für die Rolle. Aber es war die treueste Seele von der Welt und der beste Pferdepfleger, den ich je im Dienste gehabt — dabei von echt türkischer Genügsamkeit. Ich hatte ihm anbe-

fohlen, sich auf eine längere Reise einzurichten und auch seinen „Samurlut“¹⁾ — seinen Mantel — mitzunehmen. Dennoch erschien er ohne denselben. Weiß Tschauſch war nämlich, trotz der bescheidenen äußeren Vorzüge, welche die Natur ihm mit auf den Weg gegeben, doch eitel und liebte es sehr, seine kurzen D-Beinchen in recht engen Hosen und seinen zu groß geratenen Oberkörper in recht kurzem und knappem Waffenrock zu zeigen, aus dem die großen Hände lang herabhingen. Der Himmel aber schonte uns nicht und näßte uns mehrfach bis auf die Haut. Der arme Teufel, der sich dann jedesmal stillvergnügt nur am Feuer trocknete, dauerte mich daher, und in Eskischehr trieb ich wollene Unterkleider zum Wechseln und eine Tasse für ihn auf, die er mit der üblichen Danksgungen in Empfang nahm. Ich war dann auch beruhigt. Als wir aber vierzehn Tage später heimkehrten, die Pferde wieder im Stalle standen und Weiß alles geordnet hatte, da trat er in mein Zimmer und reichte mir das unberührte Paket hin.

„Das sind die Sachen, Herr, — die du mir in Eskischehr zum Aufheben gegeben hast.“ —

Und wenn ich ihn fragte, ob er auch ein Unterkommen gefunden habe, war die stehende Antwort: „jatadjak jer war!“ „Einen Ort, wo ich schlafen werde, giebt's schon.“²⁾

Mit solchen Soldaten läßt sich gut Krieg führen. —

¹⁾ Eigentlich Jaghmurlut; doch wird das „gh“ nicht ausgesprochen.

²⁾ Wörtlich: „Ein schlafen werdender Ort existiert.“

Wir von der vorderen Gruppe ritten früh voraus, die Saptiehs, deren Begleitung uns nur eine Last war, zur Bagage schickend. Diese folgte, sobald sie bereit war, überholte uns während der Mittagsrast, war an Ort und Stelle, wenn wir bei der Nachtstation eintrafen und hatte sich bereits eingerichtet. Blieben wir im Freien, so war das Zelt schon aufgeschlagen.

Ehe wir selbst abritten, trat Mitscho regelmäßig an Herrn Rapps Pferd heran und sah nach, ob alles in Ordnung sei.

„Avete San Petro?“ fragte er dann einen Tag wie den andern zum Schluß, und wenn sein Gebieter mit einem eiligen „si—si—signore“ geantwortet, wünschte er uns einen glücklichen Ritt.

Ich konnte es nicht unterlassen, zu fragen, ob Sanct Peter ein Schutzheiliger für Reisende sei und Rapp ihn in effigie mit sich führe.

„San Petro — das ist der Revolver — so nennt ihn wenigstens der Dalmatiner, weil er bestimmt ist, anderen Leuten die Himmelsthür aufzuschließen!“

San Petro begleitete uns treulich — doch haben wir ihn nicht gebraucht. —

Um 6¹/₂ Uhr morgens waren wir im Sattel und ritten das von hier ab breite Thal des Saccaria gegen Akhissar hinauf, welches zwar durch die hohe und düstere Felskette der Tschengelsajalar¹⁾ wie abgeschlossen erscheint, sich aber am linken Stromufer an derselben vorüber noch weit westlich bis gegen Mekedje hin erstreckt. Es ist

¹⁾ Hakenselsen. Dicht daneben liegt das Dorf Tschengel.

fruchtbar, wohlangebaut und baumbestanden. Weizen und Gerste wechseln mit Mohnfeldern ab, die mit ihren bunten Blüthenglocken sich inmitten des Grünen lebhaft abheben. An den Berghängen steigen Maulbeerpflanzungen empor, weniger Wein. Breitfronige Nußbäume gewährten uns öfters Schatten. Eine Reihe von fern ganz schmuck aussehender Dörfer begleitet den Fuß der Berge zu beiden Seiten, beweisend, daß die Gegend nicht übel bevölkert ist. Sie darf selbst als verhältnismäßig wohlhabend bezeichnet werden. Zumal nimmt sich Akhissar¹⁾ mit den ersten Seidenspinnereien, die ich zu Gesicht bekam, und einigen im Villenstil neu gebauten Häusern recht gut aus. Das Städtchen hat an 1500 Einwohner, während Geimé, das wir gleich anfangs jenseits des Stromes zur Linken ließen, deren 3—4000 besitzt. Für beide ist die Seidenzucht Haupterwerbsquelle. Näher am Strome fehlen am linken Ufer die Ortschaften; denn der Boden soll dort sumpfig und die Luft fieberig sein. Das eine Dorf, welches wir durchritten, Eski Akhissar oder auch Tschinganéfiöj²⁾ genannt, machte in der That einen sehr toten Eindruck und trug die sichtbarsten Spuren des Verfalls. Nichts Melancholischeres, als solch' ein absterbender Ort, deren man auf türkischen Boden ja genugsam sieht. Von weitem wird man des wahren Zustandes nicht gleich inne, da auch andere Dörfer vielfach grau in grau erscheinen. Aber beim Näherkommen gewahrt man die umgefallenen Einfriedigungen, die verwilderten

¹⁾ Weissenburg.

²⁾ Zigeunerdorf.

distelgefüllten Gärten, klaffende Breschen in den Wänden, leere Häuser ohne Thür und Fenster, selbst an der Moschee ein paar Schäden und keine Menschenseele, oder höchstens ein paar verdrießliche Alte, denen wohl der Wechsel der Wohnstätte nicht mehr der Mühe wert erschien. Übrigens darf man aus solchem Anblick nicht ohne weiteres auf Verschwinden der Bevölkerung schließen; sie hat oft nur einen gesünderen Platz gesucht. So sollen auch hier die Einwohner nach Akhissar gezogen sein, oder vielmehr, dies Städtchen selbst hat in alter Zeit näher am Saccaria gelegen und später erst den Platz gewechselt. Die vielen Störche, die man überall auf den Feldern stolzieren und auf den halb zusammengebrochenen Dachsparren sich ihre Nester bauen, oder die alten wieder beziehen sieht, lassen auf feuchten Boden und ein ergiebiges Froschjagdrevier schließen.

Bis dahin waren wir meist der alten Bahndammanschüttung gefolgt, welche an den ersten unter Pressels Leitung von der Regierung selbst begonnenen Versuch erinnert, die Türkei mit einem ausgedehnten Schienennetze zu versehen. In der Zeit des allgemeinen Gründer- und Taumels unternommen, viel zu großartig angelegt und alla turka mit unnötiger Verschwendung betrieben, endete er mit dem allgemeinen Staatsbankerott vor dem letzten Kriege. Die Millionen waren zerronnen und die Eisenbahnen nicht entstanden, welche deren Zinsen tragen und das Land zum Reichthum erheben sollten. — Von dem ziemlich hohen Damme aus hatten wir die vollkommenste Übersicht über die Thalsohle gehabt, und uns zumal an dem üppigen Wuchs der Gerste und des Mohns

erfreut. Auch zahlreiche Vieh- und Pferdeherden waren hier und weiter oberhalb im Thale zu sehen.

Von Eski Akhissar ab begann eine weite Wiesenfläche und reizte meinen Pony, der sehr viel Ähnlichkeit mit seinen irischen Vettern besaß, auch von derselben Gekunst beherrscht wurde, zu einem flotten Galopp. Das ließ auch Zefiriah's Thatendrang plötzlich erwachen. Das Tscherkessenblut kam ins Rollen; im Nu hatte er seinen Säbel aus der Scheide und jagte mit lautem Sauchzen hinter mir her, rechts und links tausende Tiefenstöße an die Gräser austeilend. Zum Glück war mein „Puck“ erheblich schneller, als sein junges schmales Tscherkessenpferdchen, sonst hätte er mir sicherlich in seiner Begeisterung Eins ausgewischt. Triumphierend erzählte er mir hinterdrein, daß er im letzten Kriege bei solcher Gelegenheit ein fliehendes Schweinchen mit einem einzigen Schlage mitten durchgehauen habe — für einen Obersten und Kommandeur eines freiwilligen Kavallerieregiments — denn das war er gewesen — ein recht jugendlicher Streich.

Gleich darauf passierten wir auf einer Holzbrücke das tief in den Lehm Boden eingeschnittene Papasjuju¹⁾ und erreichten sodann, durch einen prächtig frischen Nußbaumhain reitend, Mekedje, unseren Frühstückshalteplatz.

Das Saccariathal zwischen Geirvé und Mekedje erinnerte mich etwas an das Saönethal bei Dijon. Die Scenerie hat manches Ähnliche; nur begleiten hier die Ebene auf beiden Seiten hohe Bergwände, wie dort nur

¹⁾ Das Pfaffenwasser.

im Westen. Beide Gebirgsränder sind hier übrigens durchaus verschieden. Am rechten Ufer treten sie ganz nahe an den Fluß heran und erheben sich schroff bis zu etwa 4 und 5000 Fuß. Das Gestein muß Jurakalk sein; denn die Zacken und Spitzen, die es bildet, tragen so wunderbare Formen, daß man versucht ist, sie für Ruinen und künstliche Bauten zu halten. Dicht am Flusse sogar stehen vereinzelt Felstürme und Mauern, welche uns täuschen könnten und den flüchtigen Beschauer an Menschenwerk glauben machen. — Am linken Ufer treten die Berge drei Kilometer zurück und bilden wechselvolle, aber regelmäßige Kuppen und Regel, an deren Fuß und auf halber Höhe sich die Dörferkette hinzieht. Auch sie mögen sich wohl bis über 3000 Fuß erheben. Die Thalsole bei Mekedjé liegt nur 85 Meter über dem Meere; man hat also bei den Bergen fast den vollen Anblick ihrer Höhe. Leider konnte ich nur einen Eigennamen für die Berghäupter erfahren, denjenigen des durch seine schöne Kegelform auffallenden Sivritepe¹⁾ westlich von Mekedjé. An seinem Südfuß, im Thale des hier aus den Bergen kommenden Papasbujü, liegt übrigens die ausgedehnte Ruine eines byzantinischen Sperrforts, das in späterer Zeit von den Türken umgebaut, mit Moschee und Bad versehen wurde. Wir fanden aber damals nicht die Zeit, sie zu besuchen.

In Mekedjé kochte uns der Bakal²⁾ mit dem Allerweltsnamen Anasthas schnell ein paar Eier. Brot, Käse

¹⁾ Spitzberg.

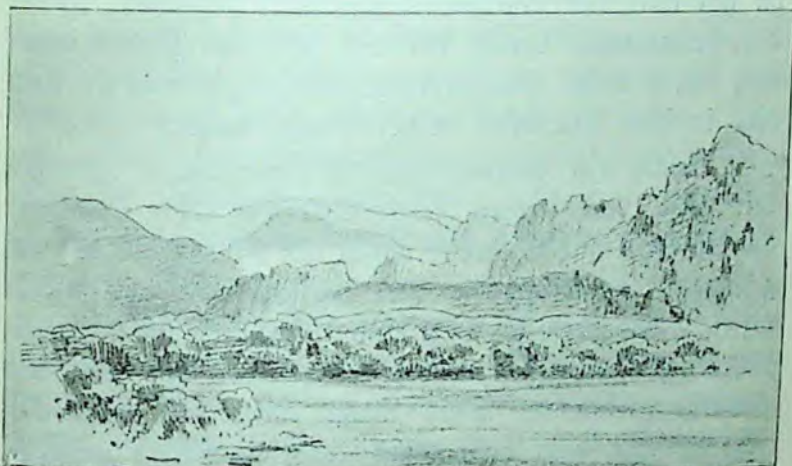
²⁾ Krämer.

und etwas Fleisch mit rotem Landwein dazu, — das gab ein vortreffliches Frühstück. Dann ging die Reise weiter und zunächst auf einer ebenso primitiven Fähr, wie beim Balabanhau wieder über den Saccaria zum rechten Ufer zurück, dort aber in den ersten engen Durchbruch des Stroms durch das Surakaltgebirge hinein. Zu beiden Seiten bilden, direkt vom Flusse an 600 bis 1000 Fuß aufstrebende Felsen die wunderlichsten Formen. An einer etwas breiteren Stelle stehen zwei isolierte Kalksteinriesen einander gegenüber. Es sind die Djambas-kajalar¹⁾, weil dort ein Djambas in alten Zeiten sein Seil über den Strom gespannt haben und hinübergegangen sein soll. Es ist eine Sächsishe Schweiz in größerem Stile, die wir hier vor uns haben, doch ohne den schönen Tannenschmuck. — Drüben am linken Ufer sieht man die Spuren einer alten Römerstraße, welche etwas auf die Höhe gerückt, vor dem Hochwasser geschützt war und die vorspringenden Ecken in Felsthoren durchschreitet. Ein altes Gemäuer, ein Römerbau wohl, ganz wie Tschoban Kaleh im Balabanthale, liegt dabei. Auch eine merkwürdige rhomboidisch geformte Höhle wurde dort sichtbar, deren Untersuchung wir Forschern von Fach überlassen mußten.

Vor dem Dorfe Selbitiöj, wo das Thal offener wird, fanden wir an unserem, dem rechten Ufer, in den Fels gehauen, vier Römergräber. 6—7 Stufen führten am Abhange hinauf zu regelmäßig geformten viereckigen

¹⁾ Djambas = Kunstreiter, Seiltänzer, Gaukler. Raja = Fels, Klippe.

Vertiefungen im Stein, die $2\frac{1}{2}$ Fuß breit, 6 Fuß lang waren — den Särgen, auf deren Vorderseite außen sich noch Spuren von antiken Skulpturen erkennen ließen. Auch Säulenstümpfe sind dort bei den ersten Erdarbeiten aufgedeckt worden. Unzweifelhaft lag hier am Paßeingange eine antike Ansiedelung, deren Namen jedoch keine Karte des Altertums verrät.



Blick von Lesté in die gegenüberliegenden Berge am Saccaria.

Dann treten wir in einen ziemlich weiten runden Thalkessel ein, der wieder von bizarren Klippen, Kegeln und Zacken umstanden ist. Im Hintergrunde aber ragen auf allen Seiten hohe Gebirge empor. An einer Stelle zwischen Geiwé und Mesedjé waren sogar die schneebedeckten Häupter des Olymp einmal sichtbar geworden, aber wieder verschwunden. Hier fällt zu unserer Linken

ein hoher Regelberg auf, der Oghlanlykaja¹⁾ und ein anderer mit einer Burg auf seiner Höhe, aber keiner von Menschenhand erbauten, sondern nur einer natürlichen aus Jurakalk; — überall lugen Spitzen und Zacken hervor, in denen man gern herumstreifen möchte, um Entdeckungsfahrten zu machen. Eine merkwürdige Einöde von grauem, gelbem und rötlichem Gestein umgiebt uns, wo aber in der Tiefe fruchtbare Erde angeschwemmt ist, da hat auch der Landmann sein Werk begonnen. In der Durchbruchsenge waren wir auf schmalen Pfaden mehrfach durch dichte Maulbeerpflanzungen gekommen. Auch hier in dem Thalkessel ist der Boden beackert.

Durch ein kümmerliches Fichtenwäldchen gelangen wir nach dem kleinen Dorfe Seldjitiöj (oder Selbikioj), wo ein erfindungsreicher Mochtar mit Röhren aus dünnen, gehöhlten Baumstämmen eine Wasserleitung hat anlegen lassen. Sie versorgt Dorf und Umgegend mit vortreflichem Wasser, das mehrere Kilometer weit aus dem Gebirge herkommt. Rapp machte mich auf die freilich sehr einfache, aber doch höchst sinnreiche Anlage aufmerksam, die ihn, den Fachmann, redlich erfreute. Besonders war die Regulierung des Laufes durch regelmäßig wiederkehrende Öffnungen wohl durchdacht. Zwei Röhren stiegen von Zeit zu Zeit aus der Leitung senkrecht auf und waren oben offen. Um diese beiden offenen Röhren war nun ein kleines Bassin von Holz angebracht, in welches das überlaufende Wasser hinausstrat, und aus dem es auch wieder weiter abfloß, so daß Luft, die sich etwa in

¹⁾ Etwa „Steinabensfels“.

die Leitung gedrängt hatte, an solchen Stellen entweichen konnte. Bei plötzlichen Verstopfungen war zudem sofort festzustellen, wo die Störung lag. Das Modell hatten vielleicht die gemauerten Suterasi¹⁾ bei Konstantinopel abgegeben, aber jedenfalls war die Nachbildung gelungen, auf die schlichteste Weise, doch dem Zwecke entsprechend und völlig ausreichend.

Nur die Pferde waren mit der Einrichtung unzufrieden; denn die Bassins lagen — wohl absichtlich — etwas zu hoch, als daß sie Kopf und Maul genug über die Wasserfläche zu heben vermochten, um den bei der Hitze des Tages gewiß achtbaren Durst zu löschen. Nur mein „Buck“, der überhaupt ein intelligentes Vieh war, bekam das Kunststück endlich fertig. Er legte den Kopf auf die Seite und sog das Wasser mit dem Maulwinkel ein — so ging's.

Seldjitiöj liegt dem Saccaria ganz nahe, ist aber von seinem Ufer doch durch eine schmale Felsbank getrennt, um welche sich der Fluß im weiten Bogen herum-schlingt, während die Eisenbahn diesen auf der inneren Seite der Bank, die dort auf ebenen Wiesen steht, leicht abzuschneiden vermag.

Auf einer Fährre am Ostende der Felsbank — diesmal auf einer ganz respektablen — gingen wir dann wieder über den Saccaria zurück nach dem gegenüberliegenden Städtchen Leffé, dem alten Leukae, wo uns das gastliche Haus des Sektionschefs, eines Herrn Koptschinsky, aufnahm — ein schönes alttürkisches Haus, in dem

¹⁾ Wasserröhr.

auch eine liebenswürdige Herrin, eine Deutsch-Ungarin aus Kaschau, waltete.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags waren wir eingetroffen, um 2 Uhr saß Rapp bereits bei der Arbeit, die um 7 Uhr fertig sein sollte. Ich begann meine Aufzeichnungen, um früher frei zu werden und mich noch etwas unserer freundlichen Wirtin widmen zu können.

Die Beschreibung von Lesté bleibt daher für morgen.

4. Nach Biledjif den 23. Mai 1889

In Lesté spielt nicht der Mensch, sondern der Seidenwurm die Hauptrolle. Wenn man vom Saccaria zum Städtchen hinaufsteigt, das sich an den Fuß der Berge des linken Ufers schmiegt, so fesseln droben im höchstgelegenen Viertel stattliche, blau und weiß getünchte Gebäude den Blick. Es sind Seidenspinnereien, zweistöckige lustige Gebäude, mit hübschen, grünberankten Veranden, und wer ihre Bestimmung nicht kennt, ist verwundert, hier Leute zu finden, die sich eine so ansehnliche Behausung gönnen dürfen. Könnte man sie doch ohne weiteres in das Villenviertel irgend einer europäischen Mittelstadt versetzen. Sieht man aber näher zu, so entdeckt man, daß die Familie, die darin wohnt, sich in ein bis zwei Zimmern zusammengedrängt hat, um alle übrigen Räume der Seidenwurmzucht zu widmen. Hausflure und Dachböden sind in guten Jahren gleichfalls besetzt. Im Innern werden hölzerne lustige Gerüste errichtet, die bis zur Decke reichen und um die ringsherum nur ein

schmäler Gang übrigbleibt. In das Gerüst werden gleichsam Stockwerke aus Zweigen und Geäste von etwa einem Fuß Höhe eingezogen. Auf einer Unterlage von frischen Maulbeerblättern, oder auch von grobem Papier werden dort die Würmer ausgebreitet und dann wieder mit Laub überdeckt. Als behaglich situierte Rentiers überlassen sie sich dann dem befriedigenden Prozeß der Ernährung, bis sie vom Faullenzertum lebensmüde geworden, sich in die eigene Behausung einspinnen, um so endlich als Kokons der Mitwelt nützlich zu werden. Ihre Freßlust soll ungeheuer sein, die grüne Blätterdecke muß mehrfach des Tages erneuert werden, und während der Zeit der Verpuppung der Tierchen giebt es nicht wenig zu thun. Große Aufmerksamkeit erfordert es übrigens, die kranken Würmer in der Masse sogleich zu erkennen und Epidemien zu vermeiden, die sich bei der sybaritischen Lebensweise der Patienten reißend schnell verbreiten sollen. In Brussa ist unter Aufsicht des deutschen Konsuls Scholer durch die internationale Staatsschuldenverwaltung eine große Schule eröffnet worden, in welcher alle diese Dinge gelehrt werden.

Bei dem außerordentlichen Bedarf an Maulbeerlaub werden auch alle Gärten und Gärtchen bis auf das letzte Bodenstück mit Maulbeerbäumen bepflanzt und nichts bleibt für den Menschen übrig. Selbst die Kirschen, die man uns vorsekte, waren aus Isnik bezogen, da in der einst obstreichen Gegend um Leske herum sogar die Fruchtbäume und Sträucher allmählich der Seidenzucht zum Opfer gefallen waren.

Auch aus unserem Hause hatten erst die Baubüreaus

die Seidenwürmer vertrieben. Die Miete war daher ziemlich hoch ausgefallen; sie betrug 60 Pfund türkisch¹⁾ jährlich — gewiß für ein kleines anatolisches Städtchen ein stattlicher Preis. Dazu hatte der Mieter noch alle Kosten für Ausbesserungen und innere Einrichtung zu tragen. Aber ein behagliches Heim ist bei angestrenzter Thätigkeit, wie sie die Ingenieure im fremden Lande ausüben, eine Nothwendigkeit, und das war hier erreicht. Das geräumige Haus mit weiter kühler Halle, breiten Treppen und großen lustigen Zimmern machte einen recht wohnlichen Eindruck. Grün schimmerte zu allen Fenstern hinein und selbst hier, noch am Ende des Städtchens, ließen sich die Nachtigallen hören. Vorn lag zwischen den beiden vorspringenden Flügeln der Front ein kleines mauerumschlossenes Vorgärtchen; hinter dem Hause ein schattiger Hof.

In Europa verbindet man mit der Vorstellung von einem kleinen asiatischen Städtchen meist das Bild von einer Art Tatarendorf mit niedrigen Hütten, verfallenen Moscheen und Bädern und den verräucherten Han's, von denen die Reisenden so viel erzählen. Auch ich hatte ähnliche Erwartungen mitgebracht und war angenehm überrascht, statt dessen freundliche Orte im Grün verborgen, oft mit ganz ansehnlichen, zwei- und dreistöckigen Häusern, rebenumrankten Veranden und Hallen zu finden, welche lebhaft an thüringische oder schlesische Bergdörfer erinnern. Wie schon in Gemlik findet man auch hier es vielfach, daß die Leute über die Straßen von Häuserreihe

¹⁾ Rund 1100 Mark.

zu Häuserreihe Drahtneze spinnen und sie mit Wein überziehen, um durch das grüne Dach im Sommer Schatten zu gewinnen. Zu beiden Seiten liegen die offenen Läden, und man geht so in einem lustigen Bazar spazieren. Das Pflaster, der „point noir“ von Stambul, ist in Lesté ganz leidlich, obschon die Zahl der Pflastertreter geringer ist, und auch im Punkte der Reinlichkeit wird die Hauptstadt doch von der Provinz überflügelt.

Manchmal dachte ich mir, daß es gar nicht übel sein könne, in einem solchen Städtchen zu leben. Ruhe hat man jedenfalls, und — „el tēni min el rahman“! Freilich mit dem geistigen Austausch mag es übel bestellt sein. Die Post kommt nur selten, im besten Falle zweimal wöchentlich, an. Die Einheimischen sprechen vom Geschäft, d. h. hier von den Seidenwürmern, von deren Befinden, ihrem Appetit und ihren Aussichten. Es giebt im Vilajet Hudavendighiar¹⁾, so hat man berechnet, 600 000 Millionen Seidenwürmer, und jeder Seidenwurm soll 5000 Meter Faden spinnen. Die Unterhaltung darüber, die sich meist ähnlich lang ausspinnt, muß natürlich mit der Zeit ermüdend wirken. Die vereinzelt Europäer, die sich dauernd in solchem Örtchen zusammenfinden und die anfangs ein jeder etwas Neues mitbringen, erschöpfen sich natürlich mit der Zeit, und dann wird der Unterhaltungsstoff knapp. Die Männer freilich haben zu thun und widmen ihre Zeit der Arbeit draußen. Schlimmer ergeht's den Damen, denen diese Abwechslung nicht geboten wird, und denen für die Freistunden die

¹⁾ Das Vilajet von Brussa.

Leihbibliotheken fehlen. Da kann's kaum anders sein, als daß sie sich mit Leidenschaft auf die mitgebrachten Bücher stürzen und am Ende meuchlings eine gar nicht unbedeutliche Kenntniß der klassischen Litteratur erwerben. So geschah's mir mehrfach im Innern Anatoliens, daß ich „keines Überfalls gewärtig“ mich ganz plötzlich in ein Gespräch über Schiller, Goethe, Shakespeare oder Molière und Corneille verwickelt sah. Paul de Coq scheint dieser Korona übrigens vielfach hinzugerechnet zu werden.

Die weniger gefährlichen Frauen lernen auf die Jagd gehen, reiten, den Revolver handhaben und mit ihren Männern in Felsen und Bergen herumstreifen. Unter Umständen können solche Künste ganz nützlich werden. Übrigens möchte ich bemerken, daß unsere deutschen Damen, wenigstens soweit meine Beobachtungen im Orient reichen, durchaus nicht weniger Anlagen zum Sport besitzen, als ihre englischen, amerikanischen oder anderen Schwestern. In Brussa war eine deutsche Reiterin, Frau S., die beste Pfadfinderin für die Fußsteige und Schleichwege auf den Olymp; am Bosporus eine andere Landsmännin, Frau W., der bewährteste Steuermann bei Bootfahrten durch die Strudel und Strömungen des Bosporus; in Moda war es eine würdige deutsche Großmama, Frau Z., welche der Jugend voran hin und zurück über die 1 $\frac{1}{2}$ Kilometer breite Bucht schwamm, und eine andere Landsmännin, Frau v. H., erwarb sich sogar durch kühne Segelpartien bei den Barkadjis¹⁾ den ehrenden Beinamen der „korkmas madam“.²⁾

¹⁾ Barkenführer.

²⁾ Die Madame ohne Furcht.

Bei Leské war's in letzter Zeit, zumal in der Sacariaenge, die wir passiert hatten, bunt hergegangen und Herr Koptschinsky, ein ehemaliger polnischer Insurgent, der den Guerillakrieg kannte, ritt meist, wie er versicherte, den Revolver mit dem Riemen am Handgelenk, da man sonst bei einem Angriff nicht mehr dazu käme, ihn zu gebrauchen.

Als er sich in Leské einrichtete und die Arbeiten in Gang brachte, erkundigte er sich, wie es landesüblich ist, nach dem einflußreichsten Tscherkessen der Gegend. Man nannte ihm Suleïman Bey, den er rufen ließ, um einen Vertrag mit ihm zu schließen, damit er die Sicherheit der Bahnarbeiter übernehme.

Suleïman Bey, ein noch junger, hoch aufgeschossener und vornehm aussehender Mann, kam und brachte seine Leute mit. Er ging auf den Vorschlag ein — natürlich gegen eine angemessene Entschädigung für den Ausfall in seinen Einnahmen. „Deine Leute sollen Ruhe haben.“ Mit dieser Versicherung war Herr Koptschinsky zufrieden.

Anderen Tags aber war gerade in der Umgegend von Leské der Teufel los, die Post überfallen, ein Kaufmann völlig ausgeplündert u. dergl. m. Einem Rathrdjy hatten Tscherkessen ein paar wertvolle Maultiere fortgenommen; aus einem Han waren Pferde verschwunden, Marktleute durch Strauchritter auf der Landstraße von ihren eben gemachten Einnahmen wieder befreit worden, kurz und gut, die entsetzlichste Unsicherheit hatte sich auf allen Straßen kundgethan, und als das Ärgste vom Argen erschien, daß Suleïmans eigene Leute als die Übelthäter bezeichnet wurden.

Entriistet ließ Herr Koptschinski ihn rufen. „Hältst du so dein Wort, Suleïman Bey?“

„Ist deinen Leuten etwas geschehen?“ fragte der Tschertesse gelassen.

„Nein — das gerade nicht, aber

„Bezahlst du mich etwa auch für die andern?“ Sprach's, wandte sich und ging, von seiner Vertragstreue überzeugt.

Der bevorstehende Eisenbahnbau brachte schon einiges Leben ins Land. Kleine Unternehmer, Händler und Gastwirte schossen gleichsam mit den ersten Pfählen aus dem Boden. Den Ingenieuren waren sie meist schon bekannt, und Herr Rapp, der zuvor in Serbien, sodann auf den Anschlußlinien nach Üsküb und Tatar Basardjif thätig gewesen, fand hier dieselben Gesichter wieder, die auch dort seinen Weg gekreuzt. Durch die Straßen von Lefké streifend, stieß ich auf Leute, die ich deutsch reden hörte und daher ansprach. Es waren drei Deutsch-Ungarn, die ein „Hotel“ gründen wollten. Aber man forderte ihnen für recht schadhafte Häuser 60 türkische Pfund Miete, für ein Jahr vorausbezahlt, und 50 Pfund für Reparaturen ab — ein Beweis, daß die guten Leute von Lefké es, wie andere lieben, ohne Arbeit viel zu verdienen. Selbst ein behäbiger Stambul-Effendi war aus der Hauptstadt gekommen, da er einen Bauplatz in Lefké besaß, um mit dem vertrauten Armenier, den jeder Türke zwar geringschätzt, aber bei solchen Gelegenheiten doch braucht, zu überlegen, was sich bei den veränderten Umständen etwa davon herauschlagen ließe.



Von Lefké ritten wir den nächsten Morgen, ohne die Föhre zu benutzen, am linken Ufer den Saccaria aufwärts. Ich war besonders gespannt auf die berühmte „Gorge du Saccaria“, von der ich so viel durch die Ingenieure gehört, da man anfangs die Absicht gehegt hatte, dem Strome auch dort noch weiter aufwärts mit der Bahnlinie zu folgen. Zunächst aber bot sich keinerlei Aussicht auf irgend einen Engpaß. Der Weg führte von der Stadt aus durch Wiesen und Felder das ziemlich breite Thal hinauf, um einen hohen Berg herum, auf dessen Gipfel eine Baumgruppe einen Aussichtspunkt zu verraten scheint. Wäre es im deutschen Vaterlande, so läge dort oben ganz sicher ein „Café Bellevue“ oder ein städtisches „Belvedere“, vom Verschönerungsverein mit Anlagen umgeben. Bagdjehissar=Bair¹⁾ heißt der Ort.

Nach einer Viertelstunde kamen wir an einer recht hübschen Tscheschme vorüber, die irgend ein Reicher gegründet hat. Es ist gewiß eine lobenswerte Sitte im Orient, als eine wohlthätige und gottgefällige Gabe solche Quellbrunnen am Wege zu gründen. Gegenüber auf einem Bergrücken liegt malerisch das Dorf Lefké=Jenidjeköj (etwa: Neustadt=Lefké). Dann drängt sich plötzlich von unserer Rechten der Berg mit steil abfallenden Felsmassen bis dicht an den Strom heran, und der Weg ist in den Stein gehauen. Zur Linken stürzt der Hang 30 bis 40 Fuß steil zum Wasser ab, rechts steigt ebenso die Wand empor. Erst etwa $\frac{3}{4}$ Stunden hinter Lefké lassen

¹⁾ Gartenschloßhöhe.

die Berge von ihrer Zudringlichkeit ab und treten auch am linken Ufer zurück. Das Thal erweitert sich zu einem Kessel, welchen die „Ajanilar Tepeler“ umringen, hübsch geformte, aber kahle Regelberge. Drüben ziehen sich am Ufer niedrige Ketten, wechselnd 200—400 Fuß hoch, entlang; dahinter erheben sich stattliche Berge in allen möglichen Formen. Im Thale kamen wir bald bei einem einsamen öde ausschauenden Vorwerk vorüber, Chodja İli Tschifteler, und hatte mir Sekiriah Bey im Saccaria-thale bei Balaban Lust gemacht, türkischer Tschiftlidji zu werden, so verging mir diese Lust hier wieder schnell. Freilich sicherer mag es hier sein, als im Tscherkessen- und Grusierlande am Gökdagh, schon darum, weil es hier nichts zu rauben giebt. Am Fuße der Ajanilar Tepeler ritten wir auch an einer zweiten Fährre vorüber, deren Seil selbst noch erhalten war, während das der Fährre von Lesté, seit einiger Zeit zerrissen, erst noch ersetzt werden sollte, wenn der Fährmann die nötigen Ersparnisse gemacht haben würde — ländlich, sittlich!

Weiter südlich wird das Thal wieder schmaler; von beiden Seiten her drängen sich die Felsen an den Strom heran, der Bodenstreifen dazwischen aber ist äußerst fruchtbar und dicht mit Maulbeerpflanzungen bedeckt. Eine künstliche Anlage bewässert die ganze Thalsohle, die in kleine, von Hecken, Wasserrinnen oder niedrigen Dämmen umschlossene Felder geteilt ist. Unstreitig herrscht hier eine hohe Kultur und sehr sorgfältiger Anbau. Dann folgt ein runder Kessel am linken Ufer, an dessen Rande sich die Straße hinzieht, bei dem Boroghlu Tschiftlik vorüber, im Bogen die Gärten umgehend. Man trennt

sich dadurch vom Saccaria, der den Blicken durch den niedrigen Maulbeerwald entzogen wird.

Drüben am rechten Ufer erkennt man an der Stelle, wo der Weg den Fluß verläßt, ein Tekke (türkisches Kloster) und unfern davon das nicht unbedeutende Dorf Paschalar an die Bergwand geklemmt; Medeli, einen anderen Ort, von dem unser Führer sprach, konnten unsere Blicke nicht erreichen. Weiter südlich, dem Thalkessel gegenüber, begleitet eine hohe und steile Felswand das rechte Ufer. Sie ist freilich zerrissen und zerklüftet. Aber niemand entdeckt, selbst von der geringen Entfernung aus, die man von der Landstraße bis dorthin hat, einen Spalt, durch den sich ein großer Strom hindurchzuzwängen vermag. Und dennoch liegt dort die berühmte „Gorge du Saccaria“, aus welcher der bis auf 75 Meter zusammengeknürte Fluß hervorbricht. Das weite Thal aber, in dem wir wanderten, setzt sich ununterbrochen gegen Süden fort, und da auch ein Gewässer auf seiner Sohle hinströmt, so kann der Reisende, der nicht beachtet, daß dieses urplötzlich kleiner geworden ist, glauben, sich noch im Saccariathale zu befinden. Thatsächlich hat er schon das des Karassu betreten, der sich, ein wenig unterhalb der Enge, in den Saccaria ergießt. So konnte es auch geschehen, daß Tschihatschef sich anfangs täuschte, den rechten Saccaria überjah, ihn aus dem Karassuthale kommen ließ, um ihn weiter oberhalb gar aus dem des Bursak herzuleiten.

Wir beschlossen, die Enge zu besuchen, bogen von unserem Wege ab und arbeiteten uns zur Durchbruchsstelle hin. Der Fluß ist dort für gewöhnlich, auf felsigem Bette hinströmend, nur $1\frac{1}{4}$ — $3\frac{1}{2}$ Meter tief, steigt bei



Die Enge des Saccaria bei Bezierhan.

Hochwasser aber noch um 5—6 Meter und gebärdet sich als ein echter unbezähmbarer Gebirgsstrom. Seine Wasser schießen mit etwa 5 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde dahin, fortwährende Wirbel erzeugend. Es ist ein schauerlich schöner Anblick, der zur Zeit der Hochwasser geradezu imposant sein muß. Rechts und links läßt das Wasser keinen Fuß breit Raum frei. Es muß sich förmlich zwischen den Felswänden aufstürmen, um mit verdoppelter Gewalt aus dem steinernen Thor hervorstürzen. Ein herrliches Echo wiederholte drei- und vierfach unsere Rufe des Erstaunens und wir freuten uns, den kurzen Weg seitwärts der Straße durch das Rußbaum- und Maulbeerbüsch, über Wasserleitungsgräben und Hecken, auch durch den Karassu hindurch nicht gescheut zu haben, um das zu sehen. Noch sind wenig Europäer an diesem merkwürdigen Orte gewesen.

Befriedigt setzten wir unseren Weg fort, den immer dichter eingengten Karassu hinauf durch die Maulbeerplantagen hin. Ihm folgte auch, den Saccaria verlassend, um ihn erst weit oberhalb bei Beylik Köprü wieder zu erreichen und zu überschreiten, die Eisenbahnlinie. Zur Rechten blickt man übrigens noch in ein anderes Thal hinein, welches sich gegen das des Karassu am linken Ufer öffnet und bedeutender zu sein scheint, als jenes. Es wurde uns als das Sarmaschidere bezeichnet, in welchem man auf halber Höhe zwischen Bäumen das Dorf Baırkioj gewahrt; zwei andere Ortschaften Görünen (oder Güniüberen) und Sarmaschik liegen dicht daneben. Das ganze Gebiet hier, so weit wir es übersehen, ist gut bebaut und bevölkert. Überall arbeiten die Leute in den

Plantagen, Türken und Griechen — welche in dieser Gegend meist türkisch sprechen, wie es sonst nur bei den Armeniern Sitte ist — bunt durcheinander. Auch türkische Frauen helfen wacker mit, alle im schwarzen Fez mit weißem Taschmak.¹⁾ Hohe Kalkfelsen geleiten den Karassu, dessen Sohle ganz mit Laub bedeckt ist; Spizen und Zacken ragen darüber hinaus. Aber Weiß Tschauisch, mein Kavallerist, behauptet doch, sein memleket²⁾ sei noch viel schöner, und ich müsse es durchaus einmal besuchen.

Ein wenig nach 11 Uhr vormittags langten wir in Bezierhan an, wo uns Ingenieur Pouillaude aus Biledjif empfing. Das Dorf liegt in einem Kessel, der freier und offener ist, als das Thal weiter unterhalb. Es soll 150 Häuser besitzen und schmiegt sich an den Hang des linken Ufers. Griechen und Türken wohnen hier friedfertig beisammen, die ersteren in der großen Majorität. Der Muchtar war selbst ein Grieche und gab uns bereitwillig und in sehr klarer Weise Auskunft über den nahen, reichen Distrikt von Gölbazar, der damals seinen Einzug in die europäisch-geographische Wissenschaft noch nicht gehalten hatte.³⁾ Die Kiepert'sche Karte deutete nur den Hauptort an, der aber lediglich allgemeiner Marktplatz und sonst wenig bedeutend sein soll. Er zählt nur 120—150 Häuser, während die „Mahié,“⁴⁾ die dazu ge-

¹⁾ Das Tuch zum Verhüllen des Gesichts.

²⁾ Heimatland.

³⁾ Seitdem von W. v. Dieß mehrfach bereist.

⁴⁾ Unterabteilung des Kreises (kasa), oft aber auch selbständig

hört, 92 Dörfer umfaßt, von welchen manche bis zu 400 Wohnstätten besizen sollen.

In Bezierhan waren mehrere Ingenieure der Sektion angestellt, unter ihnen auch Herr Meißner, ein Sachse, der sich aber draußen auf der Strecke bei der Arbeit befand. So hatte sich denn auch der Han schon modernisiert und besaß im oberen Stockwerk — wie neuerdings meist alle diese Dorf-Gasthöfe — ein Zimmer mit Rohrmatten, Divan, Tischen und Stühlen. Es machte einen ganz freundlichen Eindruck. Jedenfalls entsinne ich mich, vor 33 Jahren an der polnischen Grenze, in ermländischen Bauernquartieren, auch später als Topograph in masurischen Dörfern und kleinen Städtchen weit schlechter untergebracht gewesen zu sein, als hier Herr Meißner im anatolischen Bezierhan.

Einst hat der heut stille Ort glänzendere Zeiten erlebt. Er bildete eine der Hauptstationen der großen Post- und Karawanenstraße von Stambul nach Scham.¹⁾ Noch heute stehen die Ruinen des weitläufigen Han's da, der ehemals täglich den zahlreich Durchreisenden Aufnahme gewährte. Hoch gewölbte Bogen führen hinein; auf Pfeilern ruhen die noch unversehrten Deckengewölbe. Die Herde und die Plattformen, auf denen sich die Reisenden aus Kissen und Decken ihr Lager am Feuer zurechtmachten, sind wohl erhalten, aber alles ist leer; denn der Verkehr hat heutzutage andere Richtungen genommen. Selbst die Fahrstraße von Bezierhan nach dem

neben einem solchen als Unterabteilung des Sandjaks (Regierungsbezirks).

¹⁾ Damaskus.

nahen Biledjif verläßt hier das Thal und führt über die Plateauhöhe am linken Karassuufer hinweg. Wir indessen folgten, wie die Eisenbahnlinie es thun sollte, dem Lauf des Flusses und versenkten uns bald von neuem in das Maulbeer- und Nußbaumdickicht.

Die Wasser des Karassu sind geschickt durch schmale Leitungen über die ganze Thalsohle verteilt, welche dicht von kleinen Gräben und Dämmen durchzogen wird. Meist reitet man auf einem dieser Dämme, der als Fußweg dient, entlang, zur einen Seite das Laubgewirr, zur anderen senkrecht ansteigenden Fels. Nur so geschickte Pferdchen, wie die orientalischen, vermögen auf solchen Pfaden flott vorwärts zu kommen. In freier Natur aufgewachsen, kennen sie alle Gefahren und die Schwierigkeit des Bodens. Sie heften das Auge auf ihren Weg, die beste Stelle zum Niedersetzen des Hufes wählend, während unser Pferd, von Jugend an mit dem Kopf auf Schrittlänge gegen eine Wand gestellt, seiner natürlichen Intelligenz gewaltsam beraubt wird. Als ich vor Jahren in dem Bericht der Miß Isabel Bird über ihre Reisen im Felsengebirge las, daß ihr Pony fragwürdige Brücken erst mit dem Vorderhuf betastete, ehe er sich hinaufwagte oder sie umging, hielt ich das lediglich für Erzählungsschmuck. Bei einem kleinen arabischen Schimmel, den ich jahrelang geritten, und den ich auch damals nach Angora mitnahm, fand ich jedoch zu meiner Verwunderung dasselbe. Auch er untersuchte verdächtige Übergänge stets, ehe er sich ihnen anvertraute. Als ich einst im Winter von einem Ausflug am frühen Morgen heimkehrte, hatte der Frost die Bäche mit dünner Eisdecke überzogen.

Kamysch¹⁾ stammte weit aus dem Süden und sah augenscheinlich Eis zum erstenmale; denn er blieb vor dem festen Wasser stehen, beroch es, schnob und gab deutlich zu erkennen, daß er sich in ungeahnter Verlegenheit befände. Dann betastete er vorsichtig die Eisdecke und erschrak heftig, als diese durchbrach, um gleich darauf mit einem weiten Bogensatz über sie hinweg aus andere Ufer zu springen.

In einer Thalerweiterung grüßten uns bald auf nahem Bergvorsprunge recht stattlich aussehende zweistöckige Gebäude. Aber die Fenster waren mit Tüchern verhängt und die Stattlichkeit entpuppte sich als eitler Schein. Auch diese Bauten gehörten den Seidenraupen und boten dem menschlichen Geschlecht kein Obdach; der Reisende, der, hierher verirrt, ein Nachtquartier gesucht hätte, würde darin keinen leeren Winkel gefunden haben; denn das ganze Innere war mit den bekannten Maulbeerlaub-Gerüsten ausgefüllt. Selbst die rechtmäßigen Eigentümer kampierten daneben im Freien. Drei solche Gehöfte liegen im Karassuthale: Aschagha-, Orta- und Sofary-Baghbin Damlary, d. h. etwa die Unter-, Mittel- und Ober-Weinbergs-Dächer. Es ist jedenfalls sehr bezeichnend, die Häuser dieser Gegend lediglich „Dächer“ zu nennen.

Eine kurze Strecke weiter trafen wir auch Herrn Meißner an der Arbeit, den ich fragte, ob ihm das Felsenthal mit dem vielen Grün nicht lebhaft seine sächsischen

¹⁾ Kamysch = das Schilf, Name für ein besonders gewandtes und geschmeidiges Pferd.

Heimat ins Gedächtnis rufe; doch meinte er, daß er sich der Skorpione, Schlangen und Seidenwürmer halber darin nicht so recht heimisch fühlen könne. Auch fehlte es an einem Hotel, wie „Forsthaus“ und „Dampfschiff“ zu Schandau am Elbufer.

Immer enger und wildromantischer wurde das Thal, immer dichter der grüne Wust, unter dessen Laubdach wir damals hinritten;¹⁾ alles sproßte und wucherte durcheinander, und dennoch nennt man dieses Land arm. Droben breitete der Nußbaum sein gastliches Dach aus, darunter gediehen noch Kirschen und unter diesen wieder das Maulbeergesträuch. Den schmalen Pfad aber faßten fruchtschwere Brombeerhecken ein; dazwischen rauschten und stürmten die Wildwasser des Karassu dahin, dessen Bett meist zum Aufstiege durch die Schlucht benützt wird. Die letzten Regengüsse hatten den Fluß besonders hoch anschwellen lassen und machten ihn weit reißender, als er es gewöhnlich schon ist. Endlich nahmen uns Fels und Flut den letzten Fußbreit gebahnten Weges hinweg. Die wilde Kluft verengert sich bis auf 38 Meter von Wand zu Wand, und wir mußten in die brausenden Wasser hinein, über große Steine und Blöcke hinweg. Halb schwimmend, halb watend, arbeiteten die Pferde sich durch, ohne zu scheuen oder zu stutzen. Dann ging's mit geschickten Sätzen ein Stück den Gang hinauf über Klippen und Vorsprünge hinweg und wieder hinunter auf geradezu

¹⁾ Leider haben diese interessante Wildnis und ihre reiche Vegetation später dem Bahnbau zum Opfer fallen müssen, der die Säuberung der Thalsohle zur Notwendigkeit machte. Heute ist wenig mehr von jener Üppigkeit zu sehen.



Die Karasschlucht vor Eröffnung der anatolischen Bahn.

unglaublichen Pfaden. Puck machte verzweifelte Sprünge, bei denen sein behäbiges Embonpoint, das freilich während dieser Reise noch stark schwinden sollte, recht störend wirkte; aber endlich waren wir glücklich über die ärgsten Hindernisse hinweg und hatten das Dickicht durchbrochen. Wieder hieß es: hinein in den Fluß, wieder hindurch und herauf und herab. Sechs bis achtmal hintereinander durchritten wir den Karassu, so daß Bekiriah Bey, voll Freude über die wilde Partie, sich nicht mehr halten konnte und laut ausrief: „Bunlar tscherkeslik dir,“ „das ist ein Tschereffenstück“.

Endlich öffneten sich die himmelanstrebenden Wände, und auf hohem Felsblock winkte Karatschai, ein kleines Dörfchen, bei welchem die Enge oberhalb beginnt, uns entgegen. Wir verließen hier den Karassu und erstiegen auf gewundenen Pfaden das Plateau zu unserer Rechten, um über dieses hinweg geradeswegs auf Biledjif loszureiten, das sich von weitem schon durch seine auf den Höhen liegenden Seidenfabriken ankündigte.

Biledjif ist ein überraschend freundliches Städtchen für jeden, der seine Erwartungen zuvor auf ein türkisches Niveau abgestimmt hat und keine ungerecht hohen Anforderungen stellt. Die Straßen sehen sauber aus, viel sauberer jedenfalls als die von Stambul. Große zwei- und dreistöckige Häuser liegen zu beiden Seiten, alle verziert mit den rund emporgeschweiften Simsien und Balkonen von ähnlicher Form, wie schon die alten türkischen Konaks sie zeigen. Bäume und Brunnen stehen in den Straßen, geräumige Hans deuten auf ziemlich regen Verkehr. Über dem Orte thront ein schloßähnliches Ge-

bäude, mit hübschen Gartenanlagen davor — es ist das Regierungsgebäude; denn Bilebjik ist Sitz eines Mu-
tessarifs¹⁾, der Pascharang bekleidet. Die türkischen „Hüt-
jümet“ Konaks²⁾ sind im allgemeinen nicht ohne Luxus
gebaut und nehmen sich meist recht stattlich aus, wenn



Blick auf Karatschai am oberen Ende der Karassinschlucht.

ihnen auch die monumentale Solidität unserer Post- und
anderen Verwaltungspaläste fehlt.

Der Nachahmungstrieb und der Einfluß des gouver-

¹⁾ Regierungspräsident, damals Fuad-Pascha, jetzt Regierungs-
präsident von Kutahia.

²⁾ Regierungskanal (=Palais, Herrenhaus).



Küstaden des Karafju bei Karatschaj.

nementalen Beispiels machten sich in der Stadt schon geltend. Überall wurde gebaut und soviel Schmuck an die Häuser gewendet, als die bescheidenen Mittel erlaubten. Die Bauart ist bei dem vortrefflichen Klima die einfachste und leichteste von der Welt, wenn man etwa die japanischen Strohmatthäuser ausnimmt. Hohe Gebäude mit mehreren Stockwerken hatte man zunächst aus sehr lustigem Gehölz bis oben hinauf fertiggestellt und überdacht, so daß sie in der Entstehung aussahen wie große Vogelbauer, wobei jedoch nicht an unser solides Fachwerk zu denken ist. Geflecht wäre ein viel bezeichnenderer Ausdruck. Das Gerüst wird dann mit Lehm beworfen, und das Haus ist fertig, sobald dieser trocknet. Die Treppen werden vielfach außerhalb unter den bedeckten Veranden angebracht. Könnte man den Leuten allgemein die Gewohnheit einimpfen, ihre Häuser mit Kalk abzuräumen, so würde das Ganze einen höchst freundlichen und stattlichen Eindruck machen. Die roten Ziegeldächer und die weißen von Veranden, Balkons und Frontispices unterbrochenen Mauern, oft mit grün umrankten Fenstern, würden uns an manchen hübschen Badeort in der Heimat erinnern.

Über das Plateau von Biledjif einreitend, glaubt man die Stadt flach gelegen, aber bald entdeckt man, daß sie am Rande tiefer Felschluchten erbaut ist, welche schroff hinabstürzen. Aber auch diese sind mit Häusern, Bädern und Moscheen gefüllt, so daß wir es mit einer oberen und einer unteren Stadt zu thun haben. Die Bahnlinie bleibt in einiger Entfernung auf der Sohle des Karassuthales, in welches man durch die dorthin sich öffnenden Spalten hinausblickt. Den größeren Vorteil

von dem neuen Schienenwege hat auch das Industrie-
städtchen Köplü, das drunten am Zusammenfluß des
Sorghun und des Karassu, nur wenige Kilometer von
Biledjif entfernt, liegt.

Biledjif soll zu Anfang dieses Jahrhunderts be-
deutender gewesen sein. Damals stand die Kultur der
Seidenraupe auf ihrer Höhe, später folgte ein tiefer Ver-



Blick von Biledjif aus ins Karassuthal.

fall und erst in neuerer Zeit die Wiederbelebung. Immer
ist es für jene Kultur eine Art Mittelpunkt geblieben.
Die Stadt selbst zählt noch 13, die nächste Umgebung
weitere 18 Seidenspinnereien, sämtlich mit Dampf be-
trieben. Auch einzelne Webereien von ehemals hoch-
berühmten Damast-Brokattstoffen bestehen noch, deren ich
eine besuchte. Ein enger halbdunkler Raum beherbergte
den wunderbar kunstvoll mit Tausenden von ausgepannten

Fäden versehenen Webstuhl; ein alter Türke saß davor, schweigsam und ernst, und webte ein farbenprächtiges Muster. — Als ich der Arbeit eine Weile zugeesehen, war ich überzeugt, daß ein einziger großer Vorhang für einen Haremsaal des Großherrn ein Menschenleben an Arbeitszeit erfordern müsse. Mit den Alten stirbt die Kunst jezt aus, der jungen Generation ist sie zu mühsam und zeitraubend. Ein Webstuhl nach dem anderen bleibt stehen, weil niemand mehr da ist, ihn zu bedienen.

In der ersten türkischen Geschichte hat Biledjiz eine Rolle gespielt. Im Altertum dagegen lag an seiner Stelle wohl keine Ansiedelung. Vergeblich sucht man nach Antiquitäten. Nur auf dem Marktplaze steht ein gut erhaltener römischer Sarkophag, der als Becken für den Hauptbrunnen der Stadt hat dienen müssen. Drei Medaillontöpfe an der einen Längseite und je zwei auf Steelen gestützte Amorfiguren auf den kurzen Seiten — spätrömische Arbeit ohne hohen Kunstwert — bilden seinen Schmuck. Die zweite Längseite ist in neuerer Zeit abgeschliffen und mit einer türkischen Inschrift versehen worden.

Als ein Fortschritt in der Zivilisation kann es gelten, daß die Leute in der Stadt uns geflissentlich zu dem Brunnen führten, um ihn uns mit einem gewissen Stolge zu zeigen und von der Mühe zu erzählen, mit welcher sie den Sarkophag auf Rollen vom Fundorte aus bis zu seiner jetzigen Stelle geschleppt hätten. Der erste Anflug einer Werthschätzung der Antike war vorhanden. Dafür sprach auch die moralische Entrüstung, mit der man einen Vorfall erzählte, der sich dort ereignete. Zu

der Zeit, als der Eisenbahn wegen die ersten europäischen „mühendis“¹⁾ in die Gegend kamen, gewahrten die sittsamen und wohlgezogenen Einwohner von Biledjif eines frühen Morgens zu ihrem Entsetzen in dem Sarkophag vor dem Brunnen etwas Außergewöhnliches — nämlich einen splitternackten Engländer, von dem der goldene Kneifer mit der Nase, auf welcher derselbe saß, und die beiden Hände mit einer Zeitung über die Wasserfläche emportauchten. „Adjaib bir schejj!“²⁾ Diese unerhörte Entweihung hatte einen großen Eindruck hinterlassen. Ich erfuhr noch, daß der Sarkophag von einem Orte hergeholt worden sei, der „Beschiftasch“³⁾ heißt, etwa eine halbe Stunde von Biledjif entfernt sei, und daß dort noch ein zweiter ähnlicher Sarkophag stände, welcher auf der einen Langseite eine Inschrift von drei Zeilen aufweise. Diese sollte nach Angabe meines Gewährsmannes „Franzisdje“ sein, also in Wirklichkeit wohl lateinisch; denn die griechischen Schriftzeichen sind dort überall als solche bekannt.

Ich fand damals nicht die Zeit zu näherer Untersuchung. Diese gewährte mir erst eine zweite Anwesenheit in Biledjif. Der Ort liegt starke zwei Kilometer südwestlich der Stadt am Wege nach Apaslik. Dort steht der zweite Sarkophag, noch mit seinem Deckel versehen, aber an der Seite aufgebrochen auf granitenem Sockel, dicht zur Rechten an der Straße. Der Stein war jedoch so verwittert und mit Flechten bedeckt, daß ein Ent-

1) Ingenieure.

2) Dasselbe, wie das englische shoking.

3) Wiegenstein.

ziffern der Inschrift unmöglich erschien. Der ganze Fund hat keinerlei Kunstwert; die Formen verraten eine wenig schöne Arbeit. Mehr fesselte mich die Frage, wie die beiden Sarkophage, die hier ursprünglich neben einander gestanden, in diese Einöde gekommen sein könnten. Unstreitig mußte irgend eine antike Wohnstätte in der Nähe gelegen haben. Bald entdeckte ich auch dicht bei unserem Standpunkte eine größere Anzahl aufgeschichteter Steinhausen. Diese bestanden zum Teil aus zerschlagenen Blöcken, und ich gewann die Überzeugung, mich am Orte einer antiken Nekropole zu befinden, deren Gräber im Laufe der Zeit gewaltsam eröffnet worden waren. Wo eine Nekropole sich befindet, muß eine Stadtstelle in der Nähe sein. Diese war bei einer Umschau denn auch leicht zu finden. Sie liegt zur Linken der Straße nach Apasliß in der Richtung dorthin ein wenig vorwärts der Sarkophagstelle, auf einem parallel mit dem Wege laufenden Plateau von etwa 500 Meter Längenausdehnung. Am Nordostende desselben, dem Besucher des Sarkophags zunächst entgegentretend, erkennt man einen etwas erhöhten Vorsprung, der durch eine auf dem Boden noch deutlich sichtbare Linie von der Hochfläche getrennt ist, und unserer Phantasie ist es wohl gestattet, dort die Nekropolis hinzusetzen. Gegen Ost und Süd fallen bedeutende Abhänge zur Tiefe, welche terrassenförmige Absätze zeigen, und die wohl der Untersuchung wert sein würden. Doch auch dazu fehlte mir wieder die Zeit. „El adjeletin min el scheitan!“

Meine Zweifel, ob ich mich nicht etwa täuschte und, wie es dem Dilettanten wohl ergehen kann, irgend eine

moderne Bauspur für eine antike Stätte gehalten habe, hat Dr. Alfred Koerte freundlich gehoben. Als er dort war, deckten Bauern bei Anlage eines Grabens gerade eine antike Wasserleitung auf. Für unbedeutend möchte ich die ehemalige Stadt nicht halten, gehören die verdächtigen Terrassenabsätze wirklich noch dazu, so dürfte man auf 20000 oder 30000 Einwohner schließen. Dennoch habe ich den Namen, selbst durch Korrespondenz mit dem Altmeister anatolischer Forschung, Professor Dr. Kiepert nicht feststellen können. Er mag überhaupt noch unbekannt sein.¹⁾ Und dergleichen Stätten giebt es in Anatolien noch in großer Zahl, ein Jahrhundert emsiger Forschung würde diese Fundgrube für die Kenntniss des Alterthums kaum erschöpfen.

Im Hause des Herrn Boulliaude fanden wir wiederum die beste Aufnahme. Madame Boulliaude, eine noch sehr junge blonde Dame, die schon in Serbien — ich glaube ihrem Heimatlande — und später in Korinth beim Kanalbau mit ihrem Gatten unter Kapp'scher Fahne gestanden, die aber auch Wien, Paris und die übrige große Welt kennen gelernt hatte, bot alles auf, uns Biledjik so behaglich zu machen, als nur möglich und es uns vergessen zu lassen, daß wir uns nun schon ziemlich tief in Vorderasien befänden.

Ein Besuch beim Muteffarif, der das Gespräch sehr bald auf die wichtigste Angelegenheit des Tages, die Expropriationen für den Bahnbau, brachte, welche ihren

¹⁾ Die Erforschung der Stadtstelle durch einen Archäologen stand in neuerer Zeit in Aussicht, scheint sich aber noch nicht verwirklicht zu haben.

Weg mitten durch die Maulbeerplantagen suchen mußte, füllte den ersten Abend, Arbeiten und Konferenzen mit den Ingenieuren der Bahn und dem des Sandjaks, Mahmud Effendi, der über Lage von Orten und Straßen, sowie über die Möglichkeit, die bestehenden Karten zu vervollständigen, gute Auskunft gab, den folgenden Tag. Herr Kapp machte mit Ingenieur Poulliaude noch einen Ausflug ins Sorgundere, wo große Kunstbauten entstehen sollten. Ich selbst wanderte nach gethaner Arbeit in Biledjik umher und besuchte dabei auch einige der großen Hans. Es lohnt einen Blick hineinzuthun, und die früheren Begriffe von diesen anatolischen Gasthäusern, wenigstens in bezug auf die größeren und wohlhabenderen Städtchen zu berichtigen.

Ein weitläufiges zweistöckiges Gebäude läßt uns durch ein breites Portal in den viereckigen Hof eintreten, der von einer Platane verschattet wird. Zur Linken liegt unten das Geschäftszimmer der Besizers, rechts eine Reihe geräumiger Gastzimmer mit dem Laden des Bafals — für die anspruchsloseren Durchreisenden. Um den Hof laufen im Innern Veranden, und von denselben aus tritt man in die Logierzimmer für gewähltere Gäste, welche in langen Reihen nebeneinander drei Seiten des Vierecks einnehmen. Die Veranden, von denen man ins grüne Laub der Platane, hin und wieder sogar auf einen plätschernden Springbrunnen hinabschaut, sind dem „kef“ nach gethaner Arbeit gewidmet. Sitzen, rauchen, Kaffee trinken und — schweigen, sind dem Orientalen „des Lebens Hochgenuß“. Dazu genügen der hübsche Platz und die freie Luft vollkommen. Die Logierzimmer selbst

sind sehr einfach, aber hinreichend ausgestattet, weiß getüncht, mit Strohmatte belegt, mit zwei eisernen Betten von ganz behäbigen Abmessungen versehen. Spiegel, Tisch und ein paar Stühle hatten sich gleichfalls eingefunden. Angeblich sollten die lieben Tierchen, für die der Einheimische gelegentlich den Schmeichelnamen *tachta kusu*¹⁾ anwendet, wir Wilden aus Europa aber weniger zärtliche Gefühle hegen, gänzlich verbannt sein. Wenigstens antwortete der Handji auf unsere Frage „*tachta kusu musu joq mu?*“²⁾ mit scheinheiliger Entrüstung.

Seit dem letzten unglücklichen Kriege sind in Anatolien mehr als 5000 Kilometer Eisenbahnen gebaut, hauptsächlich ein Verdienst des Großvezierats von Saïd Pascha, genannt Rütüşük Saïd, der kleine Saïd, und mit den Chaussees begann schon vor den Eisenbahnen die Kultur ins Land zu bringen. Die Umwandlung hat sich freilich auch bezüglich der Preise geltend gemacht, die schon heute einen europäischen Zuschnitt annehmen.

Besonders stattlich ist der Han der Seidenhändler, auf dessen Hof sich ein eigener, ganz geschmackvoll erbauter Kiosk befindet, der zur Zeit des Marktes als Börse dient. Im unteren Stockwerke liegen weite Konferenz- und Geschäftszimmer mit roten Divans an den Wänden, Fenstervorhängen und Teppichen. Sie waren verschlossen, wurden mir aber bereitwillig eröffnet. Aus

¹⁾ Das Holzlämmchen, richtig: *tachta biti* = das Holzinsekt, die Wanze.

²⁾ Giebt's hier keine Holzlämmchen? Im Scherz wiederholt der Türke oft ein Wort, ihm den Anfangsbuchstaben *M* gehend. Die Form erinnert an unser *Kreti=Plati*.

freiwilliger Übereinkunft steuert die Zunft zur Unterhaltung des Gebäudes bei; der Handji schien, soweit ich ihn verstand, nur Pächter zu sein. — Jedenfalls ist die Zeit nicht mehr fern, wo der Reisende, der auf den größeren Verkehrswegen bleibt, nicht mehr nötig hat, mit einem Troß von Packpferden, Zelten und Feldbetten durchs Land zu ziehen. Mit der Ernährung ist es freilich schlimmer bestellt; die Küche ist überall griechisch und daher nicht jedermanns Sache. Der Europäer thut gut, sich in dieser Hinsicht wenigstens für den Notfall vorzusehen.

Viledjif hat acht Moscheen und soll heute 2500 Hane¹⁾, d. h. „Feuerstellen“ haben, jede von einer Familie bewohnt. Da man diese durchschnittlich zu fünf Personen annimmt, so ergäbe die Rechnung 12500 Einwohner, was der Wahrheit nahe liegen wird. Die Majorität bilden noch die Türken; doch ist ein guter Bestandteil der Bevölkerung schon armenisch. Weniger ist das griechische Element vertreten. Meist wird noch die farbige nationale Tracht getragen, und auch die Frauen sieht man in weiten, bequemen bis zum Knöchel herabreichenden Beinkleidern. Namentlich für das Bergsteigen ist das sicherlich praktisch, und schlanken jugendlichen Gestalten stehen sie besser, als europäische Damenkleider mit ihren Stoffaufbauschungen an Stellen, wo sie nicht hingehören.

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit den bekannten „Han“ = Gasthof.

5. Nach Vozühüf den 25. Mai 1889.

Von Biledjif steigen zwei Chaussees in südlicher Richtung zum Karassu hinab. Die eine senkt sich durch die Unterstadt schnell in die tiefe Schlucht, überschreitet den Fluß und führt nach dem Städtchen Sögüd, wo die Türbe¹⁾ Erthogrul Bey's, des Begründers der osmanischen Macht, verehrt wird. Die andere windet sich erst am hohen Berghange entlang, um bei dem im Grunde gelegenen Dorfe Aschaghakiöj²⁾, ganz nahe bei Köplü, das Thal zu erreichen. Köplü ist ein Seidenspinnerstädtchen, das schon stark im Aufblühen war, ehe die Bahn kam. Überall wurde gebaut, eine neue Spinnerei nach der anderen errichtet, Straßen frisch angelegt, die meisten von Wasserarmen durchflossen und einige mit Grün überspannt. Nur die Straßenpflasterung ließ dort, wo wir die neue Stadt durchritten, noch alles zu wünschen übrig — sie existierte eben gar nicht. Dafür überraschte uns mitten im Städtchen ein hübsches orientalisches Bild — eine ruhende Kamelskarawane. Die Tiere hatten sich unter der Vorhalle eines Hans oder wo sonst irgend Schatten zu finden war, niedergethan, um Kräfte für den Weitermarsch zu sammeln. Ihre Lasten waren gleichmäßig mit roten Teppichen belegt, und das Ganze sah recht schmuck aus. Die Katyrdjis³⁾ saßen der Herde gegenüber vor dem Café und sahen der Ruhe ihrer Tiere mit etwas mißvergnügten Sinnen zu. Der Fastenmonat Ramazan

¹⁾ Grabgewölbe, Mausoleum.

²⁾ Unterdorf.

³⁾ Maultiertreiber, Karawanenführer.



Stizze des Weges von Biledjik nach Bozüyük.

verbot es ihnen, einen Kameh zu schlürfen und eine Pfeife zu „trinken“¹⁾, da während des Tages jeder Genuß, ja selbst ein Schluck Wasser strenge verpönt ist. Zwischen den ruhenden Lasttieren standen gravitatisch die kleinen Esel, welche als Sektionsführer jedem Karawanenteil voranschreiten. Sie machten ein sehr philosophisches Gesicht, blinzelten schläfrig vor sich hin und warteten geduldig des Augenblicks, wo sie wieder mit Ernst und Würde ihres Amtes zu walten hatten. Man behauptet, daß die Esel vorangehen müßten, weil sonst die Kamele aus Ehrgeiz und Eifersucht sich den ersten Platz streitig machten. Einfacher scheint die Lösung, daß die Führer, welche die Abteilungen leiten, sich des Esels als Reittier bedienen. Sicher ist jedenfalls, daß dieser sich unter allen Umständen an der Spitze befindet, und das hat den sehr regen urwüchsigen Humor des niederen türkischen Volkes zu einer politischen Satire gereizt.

In Anatolien herrscht bei Muhamedanern der Aberglaube, daß, wenn ein Sterbender schwer mit dem Tode ringt, dies daran läge, daß unter den Lebenden jemand sei, dem er ein Unrecht gethan, und der ihm noch nicht verziehen habe. Die Seele, so heißt es, könne nicht entweichen, ehe ihr nicht Vergebung geworden sei. So ging es denn eines Tages einem reichen Katyrdjy²⁾, einem allgemein beliebten und geachteten Manne. Das Leben mochte nicht entfliehen, so schwer er auch litt. Man rief

¹⁾ Der Türke sagt: „tütün itschmek“ Tabak „trinken“, nicht „rauchen“.

²⁾ In diesem Falle Karawanenbesitzer.

seine Freunde, seine Bekannten, keiner hatte ihm etwas zu vergeben; denn er gehörte zu den Gerechten.

Da fiel jemand darauf, daß er möglicherweise seine Kamele, deren er viele und sehr brave besaß, beleidigt haben könne — und man holte die Kamele ans Sterbelager.

Ein erfahrener Kathrdjy versteht die Sprache der Kamele, und so begann denn gar bald das Gespräch. Der Sterbende selbst fragte die Tiere, ob er ihnen etwas zu Leide gethan, das sie ihm noch nicht verzeihen hätten?

Das größte und flügste von ihnen nahm denn auch das Wort.

„Du hast uns oft nicht gut behandelt,“ sprach es, „du hast uns hungern und dursten lassen, doch daran waren wir gewöhnt; wir wissen, daß es unser Loos ist — dafür sind wir Kamele, wir haben es dir verziehen.“

„Du hast uns auch oft zu schwere Lasten aufgelegt, allein, das war dein Geschäft — wir haben es dir verziehen.“

„Eins aber, das haben wir nicht verdient, und das können wir dir nicht verzeihen: Du hast uns Zeit unseres Lebens durch Esel anführen lassen!“

In solchen Scherzen und Schlagworten macht sich der Mißmut der schlichten, aber klugen und scharf beobachtenden anatolischen Türken mit den Mängeln der Verwaltung auf ihre gutmütige Art einmal Luft — gewiß eine maßvolle Genugthuung.

Die Kamelskarawane erinnerte uns übrigens daran, wo wir waren, sonst wären wir wieder versucht gewesen,

uns irgendwo in Deutschland zu wähen. Am meisten erinnerte Köplü mich; an langgestreckte thüringische Bergdörfer, wie Ruhla bei Eisenach und ähnliche.

Reges Treiben herrschte im ganzen Städtchen. Als ich später wiederkam, während der Bahnbau im vollen Gange war, hatte sich dort etwas wie amerikanisches Leben entwickelt. Eben war der Bahnhof Biledjik dem Verkehr übergeben worden, und die ersten Züge trafen regelmäßig ein. Wie die Pilze waren die Häuser an der Station aus dem Boden geschossen, Cafés, Schänken, Magazine, Läden und selbst zwei Hotels entstanden, welche die stolzen Namen „Souvenir“ und „de l'Europe“ trugen — eines davon führte freilich noch daneben den wenig schmeichelhaften Beinamen „Zur unermüdlichen Wange“; es war trotzdem das besuchtere. In den Straßen drängte sich eine bunte Menge: Türken, Griechen, Armenier, Tscherkessen, Montenegriner, Kroaten, Italiener, Franzosen und Deutsche — die letzteren in nicht geringer Anzahl, so daß man oft, auch außerhalb Köplüs durch einen Gruß in der Muttersprache überrascht wurde.

Lange Wagenzüge, vornehmlich mit Getreide beladen, trafen aus dem Innern ein. Die Nachricht, daß die Bahn, an deren Zustandekommen man so lange beharrlich gezweifelt, nun wirklich doch eröffnet worden sei, hatte sich schnell durchs Land verbreitet, und man beeilte sich, aus der vollendeten Thatsache seinen Nutzen zu ziehen. Die Zufuhr war bedeutender, als man erwartet, und die provisorisch hergestellten Unterkunftsräume erwiesen sich als durchaus unzureichend für die ankommenden Waren. Daß es oft ziemlich entfernte Gegenden gewesen, die ihr

Erzeugnisse zur neuen Bahn entsendet, konnte man an den Ochsenkarren auf Blockrädern erkennen, die aus den Küstenprovinzen längst schon verschwunden sind und nur noch im tiefen Innern ihr unberechtigtes Dasein fristen.

Die „Spuren des Verfalls“, welche jeder moderne Orientreisende sich verpflichtet fühlt, mit behaglicher Breite zu schildern, waren — abgesehen von der üblichen Vernachlässigung verlassener Gebäude — hier beim besten Willen nicht zu entdecken. Auch lehrte der Augenschein, daß es mit dem „allgemeinen Rückgange“, über den man so viel Klagen hört, seine eigene Bewandnis habe. In Bezug auf die Seidenindustrie muß er bestritten werden, wenngleich die Einheimischen selbst ihn auch gelegentlich in grellen Farben schildern. Eines der Übel, an dem das öffentliche Leben der Türkei leidet, ist ein leichter Pessimismus. Zumal ein Teil der jungen Welt, welcher den schnelleren Fortschritt des Abendlandes kennen gelernt hat, mit dem der Orient zur Zeit allerdings keinen Vergleich aushält, ist demselben verfallen. Es gab dort goldene Zeiten, wo großer Verdienst mit leichter Mühe aus den Reichtümern des Landes zu ziehen war, wo man von seinem Anlagekapital 25 Prozent, ja 50 Prozent im Jahre an Ertrag haben konnte. Diese Zeiten sind freilich für immer vorüber, und daher hört man so oft die Parole: „C'est fini de la Turquie, c'est fini de nous, c'est fini du commerce de soie, c'est fini de tout“ u. s. w. Aber einen reichlichen Ertrag pflegen auch heute noch gut geleitete Unternehmungen im Orient abzuwerfen. Nur erfordern sie schon mehr Mühe, Aufwand von Kraft und Zeit, sowie längere Dauer. Das

Letzte ist es hauptsächlich, was den Leuten nicht in den Kopf will; auf 10, 15, 20 Jahre hin denkt und disponiert der Orientale nicht gerne im voraus. Zefiriah Bey erzählte mir, daß er eine Mühle, die ich bei einem Besuche in Maschukielioj besichtigte, mit 4000 Frank's Anlagekapital erbaut habe, und daß dieselbe ihm eine jährliche Pacht von nicht weniger als 900 Franken eintrüge. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, meinte er, daß man in fünf Jahren sein Kapital aus einem solchen Unternehmen zurückgezogen haben müsse, sonst könne man nicht bestehen. Daß das sehr angenehm ist, läßt sich nicht bestreiten, aber ebenso wenig zugeben, daß man anders „nicht bestehen“ könne.

Eine Wiederbelebung des Reiches müßte mit der Ausrottung der überall herrschenden oberflächlichen Schwarzseherei beginnen, die keine Freude am bescheidenen Erfolge aufkommen läßt und somit den Fortschritt hindert. Auch auf politischem Gebiete macht sie sich schädlich geltend — doch das gehört hier nicht her. Davon ein anderes Mal.

Die Eisenbahnlinie unternimmt, um zu sanftem Anstieg den nötigen Entwicklungsraum zu gewinnen, bei Rööpli einen Abstecher ins Sorgundere und erscheint, nachdem sie den Felskegel an der Gabel beider Flüsschen umschlungen, in schwindelnder Höhe, wieder am Abhange des Karassu, dem sie nun folgt. Schon damals stellte ich mir lebhaft vor, welch' eine schauerlich schöne Fahrt es dort oben sein müsse, wenn erst einmal der Zug durch's Thal brausen würde.

Dieses ist auch hinter Rööpli noch höchst romantisch; nichts erinnert dabei an den Süden, selbst die Cyprisse,

der türkische Baum par excellence, fehlt hier. Die Chaussee windet sich in der Tiefe der Schlucht neben dem wasserreichen Karassu dahin, zweimal das Ufer wechselnd. Das Rauschen des Flusses, der mehrfach in Kaskaden über die Steinblöcke hinwegstürzt, begleitete uns unausgesetzt.

Dann werden die Thäleränder zu beiden Seiten niedriger, der Blick freier, die Ebene am Flusse breiter. Die Straße steigt schnell zur Paßhöhe hinan; doch erreichten wir sie an diesem Tage nicht mehr ganz. Die pittoreske Felschlucht löst sich allmählich in eine flache Berg- und Waldgegend auf. Als wir das Dorf Karakioj, das zu unserer Linken blieb, passiert hatten, vereinigte sich unsere Straße mit der großen Chaussee Brussa-Ezischehr, und wir wendeten uns mit dieser nach einiger Zeit westlich. Das Hochplateau des Innern war erreicht, die Mulde, in der die Straße hinführt, sanft und breit geworden; leider verschwand auch der prächtige Baumwuchs. Anfangs begleitete uns noch niederer Wald, der übrigens wildreich sein und Hirsche, Rehe, ja selbst Wölfe und ab und zu auch einen Bären beherbergen soll. Bald aber wird das Gelände kahl. Von Zeit zu Zeit erheben sich abenteuerlich geformte Kalkfelsen aus den, uns in respektvoller Entfernung begleitenden Hügeln und dicht vor Bozüyük tritt uns ein eigentümlicher Inselberg entgegen, der droben zwei große viereckige Kammern enthält, die von Menschenhand in den Fels gehauen sind.

Endlich, als wir um die vordere Kante dieses Inselberges bogen, erreichten wir unser Ziel. Bozüyük war damals noch ein ärmliches Dorf, ausschließlich Nachtstation für die Karawanen, die aus dem Innern kommen.

Daher ist es auch überragt von stattlichen Han's, sowie von einer bedeutenden Moschee, welche Kassim Pascha, der Gründer des Ortes, gebaut hat, der hier den Reisenden einen Ruheplatz bieten wollte. Die Einheimischen erklärten mir dann auch den Namen als „bos jük“ „brich die Last“, „wirf die Last ab“, so daß wir ihn uns ins Deutsche etwa mit den bekannten Gasthofshildern „Sprech an“, „zur Einfuhr“, oder „Ausspannung“ übersetzen könnten, Ich halte „Boz-üyük“ oder „Boz-hüyük“ „der graue Hügel“ für wahrscheinlicher, und zwar wegen der Nähe des grauen Felsenhügels, an dem wir eben vorübergeritten.

Als sich am Abend die blauen und violetten Tinten des südlichen Himmels über die Berge ausgoßen und dann im Abenddusse die Lichter am Minaretkranze der Moschee Kassim Pascha's aufflamnten, da machte auch Bozüyük einen ganz freundlichen Eindruck; — nicht minder am frühen Morgen, als wir es wieder verließen, und die Kuppel der Moschee mit dem Halbmonde darüber ihre Vergoldung in der aufgehenden Sonne funkeln ließ, die ganze Landschaft aber in klar durchsichtigen Äther getaucht war.

6. Nach Eskishehr den 26. Mai 1889.

Die Natur ändert sich hinter Eskishehr nicht, das Thal bleibt flach und breit, ist aber schon wohlbebauet, von Feldern und Wiesen bedeckt, durch die sich ein kleiner Bach hinzieht. Der Boden ist fruchtbar. Nach einigen Kilometern ostwärts gabelt sich die Straße; links geht der gerade Weg über Poiria, auch Beïrambey oder Beï-

rambeyly¹⁾ genannt, und über Tschukurhissar²⁾ nach Eskischehr.³⁾ Er sollte demnächst zur Chauffee umgebaut werden, womit auf ziemlich erheblichen Strecken schon der Anfang gemacht war. Zu unserer Rechten biegt die Chauffee, der wir gefolgt, und die nach Kutahia führt, scharf zum südlichen Thalrande hinüber. Dort öffnet sich ihr ein flacher Paß, durch den hinauf sie zur Wasser-



Skizze des Weges von Bozsjüt
nach Gelsichehr.

scheide emporsteigt. Zunächst führte sie uns an einem Tscherkessendorfe vorüber, Alfbunar, oder auch, wie es nach seinem Bey heißt, Kassarbehtioj, einem nicht unbedeutenden Orte. Die Tscherkessendörfer der Hochebene von Gaskishehr sind ganz anderer Art, als diejenigen vor

¹⁾ Weiram, das bekannte muhamedanische Fest, zugleich auch Eigennamen, von dem wohl der Dorfname abgeleitet ist.

2) Tiefen- oder Grabenschloß.

³⁾ Altstadt.

Sabandja. Die Herrenhäuser fehlen. Niedrige Hütten, alle von gleichmäßig länglicher Form, mit Wänden von Lehm oder auch nur Flechtwerk von niedrigen Strauchzäunen umgeben, stehen ziemlich regellos neben einander. Wo ein Bey seinen Sitz hat, da findet man wohl ein größeres Wohnhaus, lang und niedrig, wie die anderen, aber mit einer Veranda oder offenen Halle in der Mitte. Aller Laubschmuck fehlt, und so bieten diese Orte meist einen recht trostlosen Anblick dar.

Der Bey von Akbunar, der gerade vor seinem Hause stand, kam, als er unserer ansichtig wurde, auf uns zu, um uns auf seinem Boden zu begrüßen. Er trug die tscherkessische Pelzmütze und über dem Hemde einen faltigen dunklen Rock mit rotem Besatz. Es war ein Mann von etwa 50 Jahren, mit grau meliertem Barte, kleinen stechenden Augen und scharf markierten Zügen. Mit erstaunlicher Leichtigkeit sprang er über den Zaun seines Gehöftes hinweg und schritt auf uns zu, uns mit vielem Anstande einladend, bei ihm zu rasten. Wieder drängte sich mir der Vergleich mit der verarmten polnischen Schlachta auf. Es ist dasselbe Gemisch von Armut und Grandezza dort, wie hier. — Unser Bey Bekiriah schien von seinen Landsleuten der Hochebene nicht viel zu halten. Er nannte sie mit einer gewissen Verachtung „Kabarden“, während er selbst einer viel vornehmeren Kabyle angehörte, deren Verwandtschaft selbst bis in das großherrliche Palais hinaufreichte, nämlich derjenigen der „Übüch“.

Dicht hinter Kassar Bey's Residenz erreichten wir die Paßhöhe auf einer unbedeutenden Bodenanschwellung. Sie liegt 877,3 Meter über dem Meere. Von hier senkt

sich die Bahnlinie sanft in die langgestreckte Ebene von Eskischehr hinab. Zunächst aber durchschritten wir diese direkt südlich in gerader Richtung auf das Städtchen Inönü los, hinter welchem sich eine schroffe Felswand erhebt, die dort einen weithin sich erstreckenden abschließenden Rand bildet. Inönü heißt wörtlich „vor den Höhlen“, und thatsächlich zeigt die Felswand wunderbare Höhlenbildungen, die, von der Chaussee aus gesehen, etwa hundert Fuß über den Dächern der Häuser zu liegen scheinen. Man glaubt auf den ersten Blick, daß sie von Menschenhand geschaffen seien; doch soll der Furakakt der wahre Baumeister sein.

Auch in das Land der Tumulus kamen wir hier bereits, jener Zeugen der rätselhaften prähistorischen Kultur eines Volkes, das sich auf seinen Zügen vom hohen Norden bis tief nach Asien hinein ausgedehnt haben muß. Der erste stand als Vorposten schon zu unserer Rechten vor dem Eingange von Bozüyük; jetzt aber erblickten wir von Zeit zu Zeit auf den Bergen, doch auch auf der Thalsohle ähnliche Regel, die noch keines Forschers Spaten durchwühlt hatte.¹⁾ Die Landleute wissen zu erzählen, daß viel Geld darin läge — tout comme chez nous!

Nach kurzem Halt in Inönü setzten wir unseren Weg, der Ebene folgend, gegen Eskischehr fort. Die trägen Wasser des Sary Esu,²⁾ als dessen Name uns zu Inönü auch Sirabja Esu angegeben worden war, durchziehen jene Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum Bursak,

¹⁾ Die Eröffnung wird nur in seltenen Fällen gestattet.

²⁾ Gelbwasser.



an dem die Stadt liegt. Eine Strecke weit folgten wir noch der Chaussee, welche drei Kilometer hinter Inönü von neuem die Richtung gegen Süden einschlägt und in den Bergen verschwindet. Auf dieser kurzen Strecke fesselten Dampfwolken unsere Aufmerksamkeit, welche aus einem von der Felswand zur Rechten herabkommenden Spalt emporstiegen. Eine sehr hübsche Scene entwickelte sich dort unerwartet vor unseren Augen. In der Tiefe des senkrecht eingeschnittenen Wasserrisses floß eine heiße Quelle dahin und an ihren Ufer waren an 60 bis 80 Mädchen und junge Frauen mit Waschen beschäftigt. Ein paar verwiterte Duennas saßen auf einer höheren Steinstufe und überwachten mit strengem Blick nicht nur die Wäsche, sondern jedenfalls auch die Tugend der Wäscherinnen. Ihr Außeres war durchaus geeignet, kühne Annäherungsversuche im Reime zu ersticken und jeden Frevler eiligst zu verschrecken. Ein alter Mann mit langem weißen Bart hielt weiter oben die Wacht. Es schien aber, daß wir, als Fremde, für ungefährlich galten; denn man duldete unsere Gegenwart, als wir anhielten, ohne Protest. Anfangs freilich entstand unter der jungen Schar einiges Kreischen und ein Hin- und Herlaufen, das von der befehlenden Bassstimme der einen Alten geleitet wurde. Als aber jede Schöne sich mit ihrem Taschmak, den einige abgelegt, wieder bewaffnet hatte, nahm das Scherzen, Lachen und Erzählen, das wir unterbrochen, seinen Fortgang. Die farbigen Gewänder, die weißen Shawls, die hübschen schlanken Gestalten, geschäftig am dampfenden Wasser hantierend, dazu die pittoreske Umgebung der Felschlucht, die Cerberusgruppe darüber — dieß alles

ließ mich bedauern, daß Allah mich ohne hinreichendes Zeichentalent gelassen, und daß auch kein verborgener Photographenapparat vorhanden war. Unsere Anwesenheit erregte natürlich die Neugier, und wir hörten eine ganze Reihe von lustigen Diskussionen über unsere Person mit an. Zumal ich und mein Weiß-Tschausch in unseren Militäruniformen waren Gegenstand besonderen Kopferbrechens. Was uns wohl herführen mochte? Endlich kamen die drei Hegen dahin überein, daß wir Deserteure wären. „Firare etnischler“! ¹⁾ So ganz unrecht hatte sie ja nun gerade nicht; doch waren wir nur Deserteure auf Zeit und Wiederkehr.

Der Alte erklärte uns die Scene dahin, daß heute Waschtag für Snönü sei. Die heißen Wasser der Quelle eigneten sich vortrefflich für die Wäsche, und die Dörfer in der Runde hatten sich gütlich über deren Benutzung an je einem Wochentage geeinigt. So ordnet sich vieles im Innern ohne Autorität, ohne geschriebenes Recht und ohne Polizei — zumal da, wo, wie hier, die türkischen Gemeinden in der Mehrheit sind.

Mit dem üblichen Allaha Ismarladyt ²⁾ schieden wir, bogen dann von der Chaussee ab, und im flotten Trab, zu dem die weiten Wiesenflächen lebhaft einluden, ging es dahin. Wir kamen zunächst durch ein großes, noch elender als Akbunar aussehendes Tschertessendorf Otlukköj. das gleichfalls von Kabarden bewohnt war. Auf meine an einen, etwas stattlicher als die anderen aussehenden,

¹⁾ Sie sind desertiert.

²⁾ Gott befohlen.

Mann gerichtete Frage, ob er der Bey des Ortes sei, gab er mit einem trübseligen Lächeln zur Antwort: „Hier giebt es keinen Bey; wir sind alle Arme.“ Zefiriah würdigte diese Landsleute kaum eines Blickes. Auch darin bleibt sich die Welt an all ihren Enden gleich, daß das eine Geschöpf Gottes das andere verachtet und sich selbst als ein höheres Wesen dünkt.

Dann überschritten wir auf einer halb verfallenen Holzbrücke den Sary-Su und ritten am linken Ufer weiter. Wir kamen an einem Tartaren-Tschiftlik vorüber, das zur Hälfte nur aus Erdhütten, man möchte sagen, aus gehöhlten Erdhäufen bestand. Am Brunnen davor war ein altes Weib mit Wasserschöpfen beschäftigt, und die achtungswerte Hitze an diesem Tage bewog uns, sie um einen Trunk aus dem Eimer anzufragen. Sie duldete ihn, aber die verwitterte, in dunkle Lumpen gehüllte Gestalt, die sich ohnehin den Taschmak fest über ihre braunen Züge schlug, drehte sich um und kehrte uns den Rücken zu, solange wir schöpften.

Neu war uns das Bild zahlreicher Kamelsherden, die hier auf den Wiesen weideten und durch die wir hindurch galoppierten, ohne daß sie Notiz von uns nahmen.

Gegen Eskischehr hin wurde die Gegend etwas freundlicher und augenscheinlich wohlhabender, wenn sie auch reizlos blieb. Vor allen Dingen war sie fast baumlos. Einige größere Gehöfte verrieten die Nähe der Stadt, und endlich lag, als der Sary-Su aus seiner südöstlichen in eine scharf östliche Richtung umbogen war, auf einige Kilometer Entfernung Eskischehr vor uns.

Dr. Alfred Körte hat die Stadt geschildert, wie sie

heute geworden ist. Damals war sie noch weit einfacher, kleiner, orientalischer. In ihrer Lage freilich erinnerte sie mich lebhaft an märkische Mittelstädtchen, etwa wie Rauen, doch wohlverstanden, wie diese vor fast dreißig Jahren aussahen, als ich sie zuerst kennen lernte. Selbst der breite Damm durch Wiesen, der nach Überschreitung eines Wasserarmes auf das an den mäßigen Berghang gelehnte Städtchen zuläuft, fehlte nicht. Nur die Windmühlen auf der Höhe hinter der Stadt vermißte das Auge.

Doch als wir nun einritten, da setzte uns gleich das erste Bild in Erstaunen, das sich uns darbot. Über die Bursakbrücke kam uns eine Kavalkade entgegen, eine Anzahl Herren in fränkischer Tracht, freilich mit dem Fetz auf dem Kopfe — zwischen ihnen zwei elegante Reiterinnen im Hut und in der Amazone.

Auch hier also hatte die abendländische Civilisation bereits Einzug gehalten, noch ehe die Eisenbahn mit ihrem alles nivellierenden Einflusse selber da war.

In Eskişehir vereinigen sich eine Anzahl von Karawanenstraßen, die aus dem Innern kommen, und die Stadt hatte daher einen sehr lebhaften Verkehr. Lange Züge von Kamelen und schwerfälligen Büffelwagen kamen und gingen unausgesetzt. Die buntesten Trachten mischten sich im Menschengewühl, und was Anatolien an verschiedenen Nationalitäten aufzuweisen hat, fand sich hier zusammen. Zum Teil aus diesem Grunde hatte die Bahnlinie auch den weiten Umweg südlich bis zum Bursak-Thale gemacht.

Wir brachten uns im neuen Han unter, der, an der Pürsai-Brücke gelegen, soeben eröffnet worden war. Den Bau des weitläufigen Gebäudes hatte die Municipalität unternommen und einen Pächter eingesetzt, der den Wirt machte. Alles im Innern war noch frisch und sauber; wir hätten in irgend einem kleinstädtischen Gasthofe der Heimat nicht besser gewohnt. Seither hat sich in Estischehr freilich vieles geändert. Obgleich sich der „Neue Han“ von damals, um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, längst in ein „Hôtel de Stamboul“ umgewandelt hat, ist er doch durch den vorzüglichen Gasthof der Frau Dadia, ja wohl auch durch mehrere andere am Bahnhofe noch überflügelt worden. Wir indes waren recht zufrieden in unseren hellen und einfach europäisch hergerichteten Zimmern.

Wie immer in türkischen Landen, wurden alle freien Augenblicke durch Anstandsvisiten ausgefüllt. Man ist recht zeremoniell in Kleinasien und sehr höflich, da man die Zeit dazu hat. Erst waren wir beim Raïmakam, dem Landrat. Pünktlich eine halbe Stunde darauf — dies erfordert die Sitte — war der Raïmakam bei uns. Dann kamen die Notabilitäten der Stadt.

Das Gesprächsthema war natürlich die Eisenbahn und vor allen Dingen die Bahnhofsfraße, welche ganz Estischehr in Bewegung setzte. Dieses bestand damals aus zwei Vierteln, der alten Stadt an der Berglehne und der neuen am Pürsai gegen die Wiesen hin. Ihm hatte sich schon ein ausgedehntes Muhadjir-Viertel¹⁾ an-

¹⁾ Flüchtlinge aus den abgetretenen Provinzen.

geschlossen. Wenn nun dort noch der Bahnhof entstand, so war es um die Altstadt geschehen, die doch das größere Anrecht zu haben vermeinte. Alt- und Neustadt sind durch eine lange Straße verbunden und durch einen weiten freien Platz getrennt, der jederzeit einem Kriegslager gleicht, mit Zelten, Wagen, Büffeln, Kamelen und Pferden; denn er gehört den Karavanen und den Reisenden, die im Freien bleiben. Dorthin nun wollten die städtischen Konservativen die Bahnhofsanlage haben; die Fortschrittspartei neigte für das freiere Wiesengelände, wo Raum zur Ausdehnung war. Beide Parteien waren aber darin einig und davon ganz überzeugt, daß die Eisenbahn eigentlich um Estischehr's halber da sei, und daß die Interessen der Stadt selbstverständlich ausschlaggebend wären.

Wie gewöhnlich in dieser schlechten Welt, siegten die Fortschrittler; denn Estischehr war schon ausersahen, die Hauptwerkstätten und Material-Stapelhäuser des ganzen Netzes zu erhalten und der Raum zwischen den beiden Städten war hierfür zu eng.

Wie oft hatte ich zuvor von dem finsternen Fanatismus der Muhamedaner gehört und gelesen, der sich angeblich allen Fortschritten der Zivilisation widersetzen sollte. Nichts davon war hier zu verspüren; man stritt über die Frage mit derselben Liebe hin und her, wie man es etwa in Treuenbriege, Allenstein oder sonst irgendwo im deutschen Vaterlande gethan haben würde. Für ein Teufelswerk haben die Eisenbahn wohl höchstens die Katyrdjys auf dem Lagerplatz erklärt; wer würde denn auch an einem Konkurrenten gern etwas Gutes lassen?

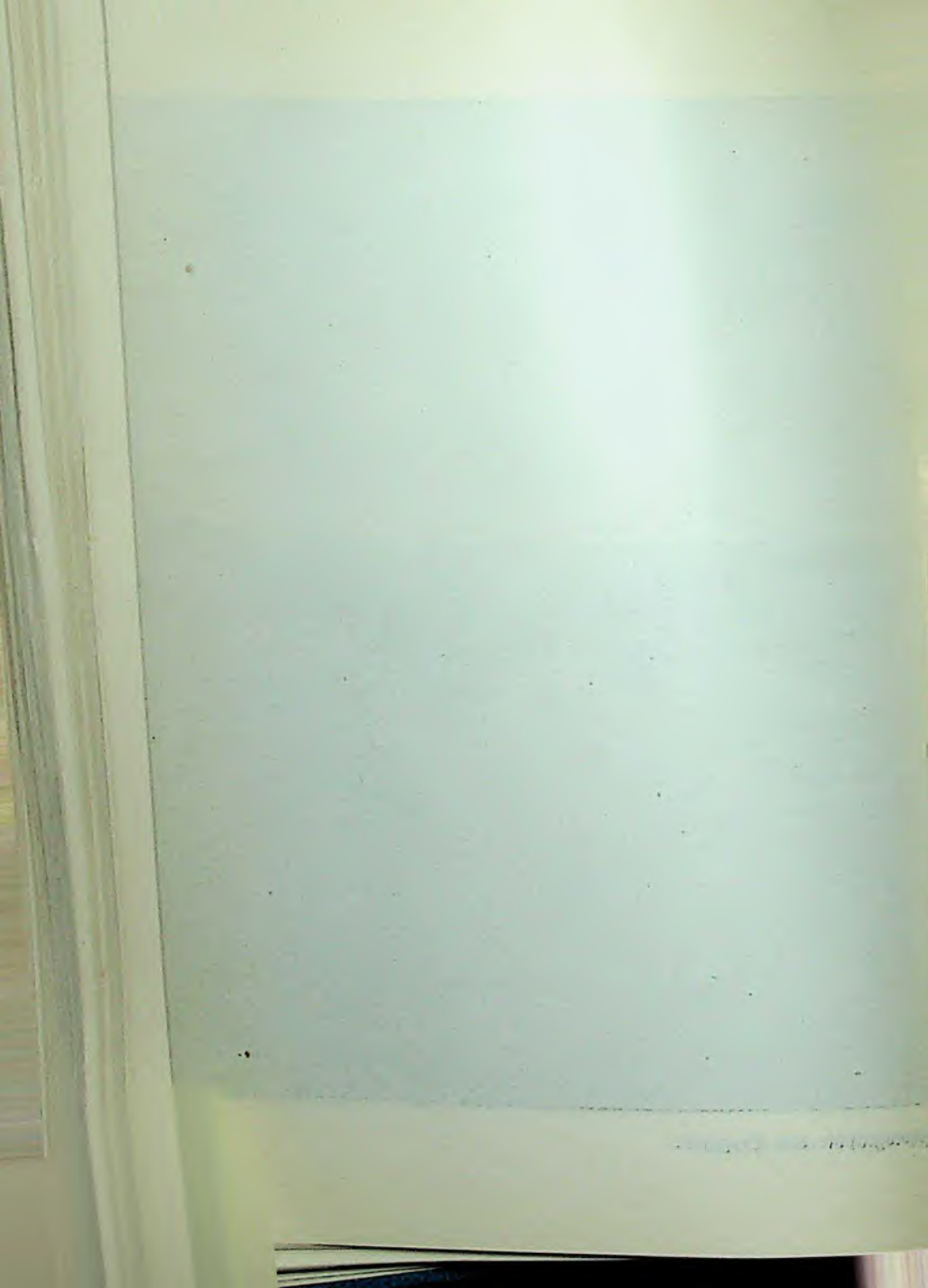
Auch auf die Entwaldung des Landes kam die Rede, und der Kaïmakam, der volles Verständniß für diesen Übelstand, sowie dessen verhängnisvolle Folgen hatte, erzählte, daß er alles thue, um die Bepflanzung wieder zu fördern — schon sei es ihm gelungen, in seinem Kreise an 10000 Bäumchen heranziehen zu lassen. Erstaunlich war das hohe Ansehen, in welchem dieser Mann stand. Nicht ein einziger von all den Leuten, die wir trafen, sprach ohne Verehrung von ihm. Leider habe ich seinen Namen vergessen, und ich begegnete demselben später nicht in der Liste der hohen Verwaltungsbeamten. Solche Leute pflegen keine Karriere zu machen. Ganz in gleichem Rufe stand Fuad Pascha, der Mütessarif von Biledjik. Es fehlt also auch in der Türkei nicht an Beamten, welche die Liebe und Achtung ihrer Schutzbefohlenen verdienen und sie sich zu erwerben wissen; doch suche man sie mehr in der Provinz, als gerade in Stambul.

Auch ein Großgrundbesitzer der Gegend fand sich ein und war natürlich der Meinung, Baudirektor Rapp thue am besten, die Bahnlinie möglichst weit durch sein Gebiet zu legen, wenngleich dasselbe auch fruchtbarer und besser angebaut sei, als die Ländereien der umwohnenden türkischen und tartarischen Bauern, so daß er eine höhere Entschädigung beanspruchen dürfe, als jene. Was würde die „Vossische Zeitung“ dazu sagen, daß es auch in diesen sonst noch so jungfräulichen Gefilden schon „begehrliche Agrarier“ gab.

Den Abend brachten wir theils im Hause des Ingenieurs de Bollini, theils in einem Salon von Etsi-schehr zu, und zwar in einem wirklichen und recht



Panorama von Estischehr. (Photographie von Berggren.)



eleganten Salon, dem der Madame Mikael Effendi C., einer Dame, von deren Liebenswürdigkeit und Geist ich zuvor schon viel gehört und die in jenen Tagen ein ganz besonderes Interesse durch die große Ähnlichkeit mit einer vielgenannten Schönheit erregte, welche das Glück und Unglück eines reich begabten Fürsten geworden war. Herr Mikael Effendi C. hatte in Leipzig studiert, sprach deutsch und kannte unser Vaterland sehr wohl. Sein Beruf als Besitzer bedeutender Meerschamgruben hatte ihn hierher zurückgeführt, und er brachte seine junge Frau, eine Athenerin, die aber in Paris und Wien aufgewachsen und ganz geeignet war, in der großen Welt zu leben, mit nach Eskishehr, wo sie nun als einsamer Stern der europäischen oder, wenn man will, christlichen Kolonie leuchtete. Im Hause ging es fast ganz deutsch her, und es heimelte uns eigentümlich an, das blonde Töchterchen der Madame C. von seiner Wiener Kinderfrau nicht Sappho, sondern „s'Zappfer'l“ nennen zu hören.

Ein musikalischer Arzt fand sich ein, Freund des Hauses, ein Italiener und seit Jahren in Eskishehr thätig; es wurde Musik gemacht, geplaudert und der Thee eingenommen, und der Abend verfloß uns, als seien wir in Berlin, Stuttgart, Wien, Hamburg oder sonst irgendwo daheim.

Immer hat mich während meines Aufenthalts in der Türkei der vielfach uns entgegentretende Gegensatz des unverfälscht Orientalischen und des modern Europäischen stark gefesselt. Er giebt dem Lande ein besonderes Gepräge. Noch ist viel vom patriarchalischen Leben vorhanden, wie es uns aus der alten Schrift vor Augen

steht; viel noch von ursprünglicher Kraft und Wildheit, selbst der ungebändigten Röheit eines Naturvolkes. Aber inmitten dieser Welt sind wir nicht genötigt, auf unsere Gewöhnung an abendländische Sitte, an die Errungenschaften einer hochentwickelten Kultur zu verzichten. Nahe lagen mir solche Gedanken, als wir nach der musikalischen Soirée unseren Weg zum neuen Han durch die ruhenden Kamelkaravanen suchten, zwischen denen wildaussehende Gestalten um flackernde Feuer saßen, während eben der „Muezzin“¹⁾ vom Minaret herab die Gläubigen zum „ikindi“, dem zweiten Nachtgebete, aufrief. Freilich, der Gegensatz mag sich in unseren Tagen der Gilpost-Zivilisation in allen Weltteilen wiederholen. Einen musikalischen Abend im Kreise feingebildeter Frauen wird man heute vielleicht auch am Zambesi und Limpopo in der Urwildnis mitmachen können; — aber hier ist das Alte, Scheidende, dem Modernen Weichende farbenprächtiger, eigentümlicher, selbständiger als in den neuen Welten, welche sich europäischen Kulturpionieren sonst eröffnen.

Nichts hat mir den im Orient bestehenden Kontrast lebhafter vor Augen geführt, als eine Photographie aus den pontischen Gebirgen bei Trapezunt, welche Dr. Naumann neuerdings in seinem Reisewerke²⁾ veröffentlichte. — Hatte dort in der Wildnis eine Jagd auf zwei Räuber stattgefunden, die tagelang in Wald und Felsen andauerte, bis endlich das Aufgebot der Umgegend die beiden eingeengt und man sie wie schädliches Getier unbarmherzig

¹⁾ Der Gebetsrufer.

²⁾ Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. Leipzig 1893.

niederschloß. Aber kaum war die harte blutige Scene vorüber, als sich auch schon der Photograph aus Trapezunt mit dem Apparat in der Hand präsentierte und die „Herrschaften“ bat, sich gefälligst zu gruppieren. Gegen einen Felsblock wurden die beiden Erschossenen gelehnt, vor ihnen aber die elenden Dinge, Kleidersefen, Hausgerät u. s. w. ausgebreitet, die sie geraubt, und für die sie ihr Leben gelassen. Rechts und links stellten sich die Jäger auf, ersichtlich vom Photographen nach den Regeln der Kunst gruppiert, ein jeder mit verschiedener Gebärde. Ja, einzelnen Gesichtern glaubt man es anzusehen, daß jener ihnen, kurz ehe er den Apparat öffnete, noch einmal eiligst zurief: „Etwas freundlicher, wenn ich bitten darf.“

Aber der Ausdruck ist bei allen ein durchaus naiver, augenscheinlich hatte keiner der Beteiligten eine Ahnung davon, wie sehr der Anblick dieser barbarischen Scene das Gefühl des verfeinerten Kulturmenschen verletzen muß. Ihnen war die Jagd auf Menschen ein Sport, wie ein anderer, und gewiß sah keiner von ihnen ein, warum er nicht eine hübsche Photographie davon nach Hause bringen sollte. —

Am nächsten Tage unternahmen wir in größerer Gesellschaft mit der Familie Mikael Effendi einen Ritt den Pursak hinauf nach Karadja Schehir, einer Trümmerstätte auf hohem Bergvorsprunge über dem Fluß, 10 Kilometer oberhalb Eskischehir. Sie wurde uns als „Dorila“, die Stätte des alten Dorylaeum vorgestellt. Mit einer gewissen Andacht blickten wir auf die Mauerreste, das Fundament einer Burg auf der äußersten

Spitze und Steinhaufen dahinter, die sich über die Hochfläche breiteten. Das Ganze machte mir einen verdächtig modernen Eindruck, namentlich waren nirgends die mächtigen Baustücke des Altertums zu sehen, sondern durchweg nur Bruch- und Feldsteine. Aber mein archäologisches Gewissen war noch durchaus nicht sehr zart, und ich nahm ruhig an, Dorila sei Dorylaeum, schon der Ähnlichkeit des Namens halber. Seither ist es freilich längst abgesetzt und der Ort des alten Dorylaeum unzweifelhaft durch Dr. Koerte in Schar-Hühük nördlich Eskishehr erkannt worden. Die Wissenschaft ist damit reicher, aber die Stadt um einen Ausflug ärmer geworden. Man hat einen, wenn auch nicht schönen, so doch recht interessanten Blick von dort ins obere Bursakthal, seine Felsen und Berge. Heute aber kümmert sich niemand mehr um Karadja-Schehir,¹⁾ das eine befestigte Niederlassung aus der ersten Osmanenzeit ist.

Den berühmten Meerschäumgruben, den einzigen, die es auf der Erde giebt, einen Besuch abzustatten, fehlte uns leider die Zeit. Dr. Koerte hat sie in seinen anatolischen Skizzen genau beschrieben.

7. Nach Dorai am 28. Mai 1889

Mit der Sonne brachen wir am nächsten Tage auf. Unser Weg war ziemlich weit; denn, wenn das Bursak-

¹⁾ Die türkische Karte von Anatolien schreibt Karaschehr = „Schwarzstadt“, was auch die Bedeutung von „Unglücks- oder Verhängnisstadt“ haben kann.

thal, daß wir nun hinabritten, auf allen Karten auch noch als „unbekannt“ punktiert war, so bot es doch weder dem Bau noch der vorangehenden Erkundung Schwierigkeiten dar.

Ich hatte mir unter dem Punktierten unzugängliche Felsengen vorgestellt ähnlich der Gorge du Saccaria; denn meine Achtung vor der geographischen Wissenschaft war so groß, daß ich annahm, nur solche könnten von ihr noch nicht aufgeheßt sein. Um so erstaunter war ich, ein breites Wiesenthal mit natürlichen, aber guten Fahrwegen vor mir zu sehen, das mich an die Pregelniederung meiner ostpreussischen Heimat erinnert haben würde, wenn nicht die Berge zu beiden Seiten höher gewesen wären. Diese traten freilich anfangs so weit zurück, namentlich zu unserer Linken nördlich des Pursak, daß sie halb im blauen Dufte des Morgens verschwanden. Zur Rechten begleiteten uns vereinzelt Hügel, dort üjök oder hüjök genannt, von dem einer, der Karadja Hüjök, unzweifelhaft ein Tumulus, von Menschenhand geformt zu sein scheint. Ein anderer, Fassy-hüjök d. h. der Ebenen-, der abgeplattete Hügel trug auf der Höhe ein Dorf. Auch am Tschiftlik Mahmud Bey's, des „begehrlichen Agrariers“ von gestern, kamen wir vorüber. Er erinnerte schon an einen nordischen Landsitz, da er viel ausgedehnter war, als die türkischen Farmen es gewöhnlich sind. Zahlreiche Herden großen und kleinen Viehs belebten das Bild, zumal bei dem Dorfe Tschalolum, wo Hunderte von Kälbern weideten. Soll doch auch der Name etwas wie „gute Weide“ bedeuten.

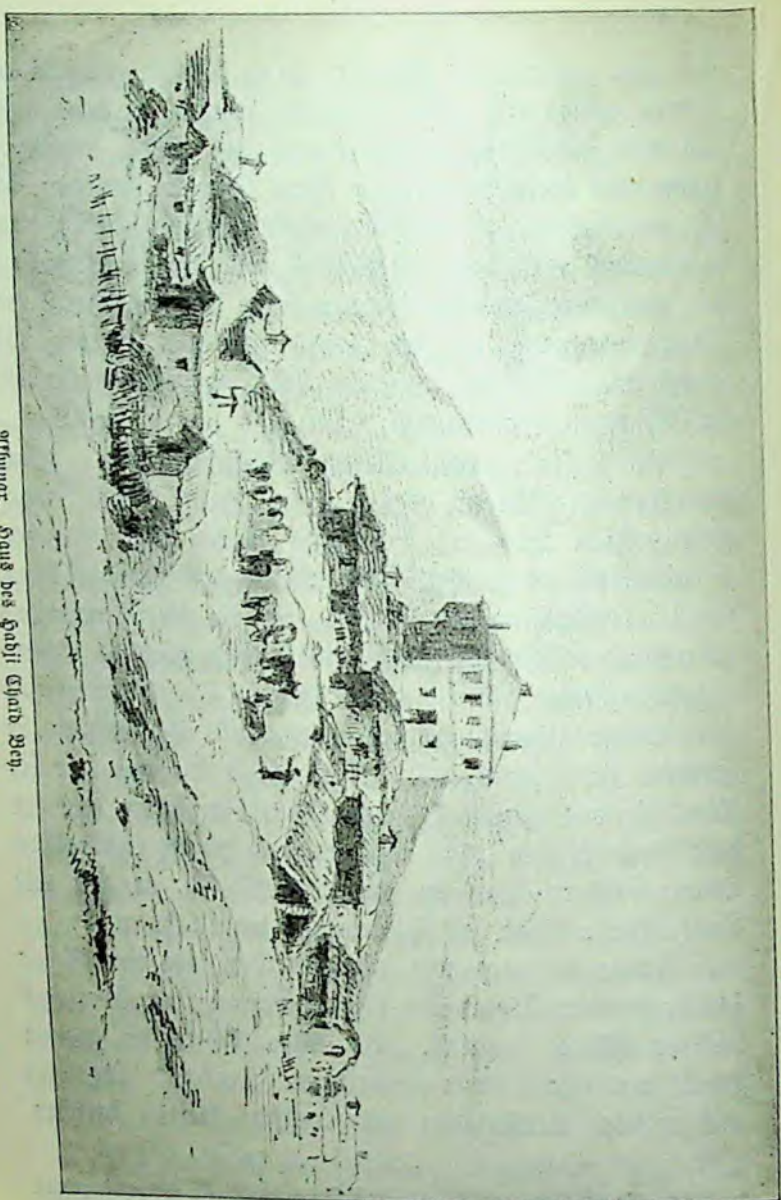
Das landschaftliche Gemälde ringsumher war nicht unfreundlich, und unwillkürlich dachte ich mir, daß man

auch hier, auf eigener Scholle, ganz leidlich müsse leben können. Als aber die Scenerie immer dieselbe blieb und nur die Berge in der Ferne noch öder, trostloser, grauer und unbestimmter in ihren Formen wurden, als ich, um Notizen zu machen, allein zurückgeblieben war, da überkam mich doch ein Gefühl von dumpfer Verlassenheit, und mir fielen die Worte unserer schönen Wirtin von gestern ein, welche auf die Frage eines der Unsern, wie sie sich in Eskishehr eingelebt habe, mit einem Lächeln der Resignation antwortete: „On finit par s'abrutir.“

Bei einem ansehnlicheren Tscherkessen-Gute, heute Bahnstation, Akbunar, dessen Herr, Hadji Chaïd Bey,¹⁾ nicht daheim war und sich nicht blicken ließ, vorüber, erreichten wir Kara Hüyük die Stätte des alten Mideon, die sich deutlich mitten im Thale als ein die Ebene etwas überragendes Viereck erkennen läßt; doch blieb zu Untersuchungen keine Zeit. In den Bergen südlich davon soll eine Stätte liegen, an der man antike Säulenstücke in größerer Zahl findet. Die Mittagsrast machten wir bei Akpuksiöj, das gleichfalls eine Eisenbahnstation erhalten hat; doch blieben wir nicht in dem wenig einladenden Dorfe, sondern wandten uns den Wiesen zu, wo wir eine Gruppe schwarzer Tatarenzelte wahrnahmen..

Raum näherten wir uns denselben, als eine Schar schwarzbrauner Kinder uns schon umsprang, um die Zügel unserer Pferde bittend. Ein alter Mann im grauen Bart und Haar mit gewaltigem Turban, angethan mit weiten Pluderhosen und leichtem Kaftan darüber,

¹⁾ Chaïd Bey, der Pilger, d. h. der nach Mekka Gewallfahrtete.



Stömmat. Haus des Gadj Gharb Bey.

ermutigte uns, als er sah, daß wir zögerten, sie ihnen zu geben. „Bizim tschudschuglar atdan korkmas“, „Unsere Kinder fürchten sich vor den Pferden nicht.“ Und die kleine Schar zog bereits mit unseren Tieren auf der Weide umher, als wir noch mit dem Alten die übliche Begrüßung austauschten:

„Hosch geldinis — sefa geldinis“

„Eiwallah! Hosch bulduk — sefa bulduk.“¹⁾

Eine ganze Anzahl ziemlich wilder Gestalten umringten uns bald, und an den dunkeln stehenden Augen, den dichten schwarzen Locken erkannten wir Kurden, doch waren auch einige Zigeuner darunter. Der Alte stellte sich als ein Djambas vor, ein herumziehender Pferdehändler, und lud uns ein, während der größten Hitze in seinem Zelte zu rasten. Schnell war sein bester Teppich herbeigeschafft und am Boden ausgebreitet, ringsum wurden Kissen gelegt und wir lagerten uns, während unser Gastfreund mit untergeschlagenen Beinen an einem Ende des viereckigen, auf einer Seite offenen Zeltes saß und zunächst schweigend seinen Tschibuk rauchte. Die jüngere Gesellschaft zog sich in ein zweites Zelt zurück, wo Welsch-Tschausch sich populär machte und wahrscheinlich von Stambul erzählte; denn Kurden und Zigeuner horchten erstaunt Mund und Nase auf.

Vortrefflicher Kaffee wurde gebracht, und der alte Djambas begann zu erzählen, daß er zum Stamme des Hadji Abdi Bey gehöre, der in Nähe hinter Sani Dsche

¹⁾ „Seid willkommen, seid zu unserer Freude gekommen.“

„Danke! — wir haben es gut getroffen, zu unserer Freude getroffen.“

hause. Das sei, so meinte er, doch wohl der reichste Mann der Welt; denn er gebiete um Angora herum allein über 1000 Zelte und besitze 20000 Schafe, oder gar noch mehr. Und dann schilderte er uns weiter die Pracht seines Staatszelts, die Schönheit seiner Pferde, die Üppigkeit und das Gedeihen seiner Herden u. s. w. fest überzeugt, daß auch wir von Hadji Abdi Bey's Macht und Reichthum den ungeheuerlichsten Begriff erhalten würden.

Die schwarzen Zelte auf grünem Plan in der glühenden Sonne, die zottigen bunten Gestalten, die Pferde und Kinder, der alte Djambas, das gab zusammen eine ganz bunte Scene, die für mich, den Neuling, viel Reiz hatte. Aber lächeln mußte ich doch im stillen, wenn ich mir vorstellte, was beispielsweise mein Gönner, der Kriegsminister, sagen würde, der jetzt daheim zu Stambul im kühlen, teppichbelegten Brunkgemach saß, wenn er mich hier sähe, ohne jede Not am heißen Mittag im öden Bursakthale zwischen Kurden und Zigeunern liegend, um den Erzählungen von Hadji Abdi's Glanz und Größe zu lauschen. Gewiß hätte der würdige alte Herr, mit dem langen weißen Bart, den klugen Augen und dem geistvollen, immer ernstesten Gesicht, das doch einen freundlichen Zug hatte, den Kopf geschüttelt: „Wallah, billah, herif deli olmusch.“ „Bei Gott, der Kerl ist toll geworden.“ Konnte ich's doch in Stambul so ungleich besser haben.

Am Nachmittage ging's weiter. Wir hatten noch 40 Kilometer zu reiten und mußten uns beeilen. Das Thal wurde öder und grauer, der Himmel düsterer. Schon

wollten wir die Tagesetappe verkürzen und in Pharys Bey bleiben, einem kleinen Dorfe am Bursak, das trotzdem Hauptort eines Kreises ist. Ein Mann trat uns dort aus einem der Häuser entgegen, der uns dringend einlud, Nachtquartier zu nehmen. Dabei verfehlte er nicht, seine Sprachkenntnis leuchten zu lassen, indem er abwechselnd ein paar Brocken deutsch und englisch brauchte. Es war ein kleiner Beamter der Verwaltung von Tschifteler Tschiftlik, dem türkischen Staatshauptgestüt, ein Mann, der vielleicht einst in der Großstadt bessere Tage gekannt hatte. Um seiner Einladung Nachdruck zu geben, versicherte er uns, daß auch Murzaffer Pascha, der Generaldirektor, hier absteige, wenn er zur Inspizierung erscheine. Allein das Gewitter, das am Himmel stand, drohte nur, ohne herabzukommen, und, ungern von dem einmal gesteckten Ziele abweichend, beschlossen wir, weiter zu reiten.

Die Strafe folgte auf dem Fuße; denn wir verfehlten unseren Weg und irrten in sumpfigen Rossgärten mit breiten Wasseradern eine Stunde lang umher, bis wir den Ausweg fanden. Der Anblick des Bursakthales ward immer trostloser, der Boden dürre Heide und die Berge rechts und links immer nackter, graue und weiße Gesteinsmassen. Als wir an dem drüben, jenseits des Bursak gelegenen Dorfe Behlyk Achur vorüber waren, ließ sich auch keine Spur einer menschlichen Wohnung mehr entdecken. Der Himmel hatte sich stark verdüstert, Windstöße fuhren durch das dürre Gestrüpp am Boden, und schwere Tropfen fielen auf den noch erhitzten Boden; die Landschaft wäre ein herrliches Motiv für einen Maler von Heide-Melancholie gewesen.

In der unbestimmten Sorge, das Nachtquartier noch vor völliger Dunkelheit zu erreichen, begann ein jeder zu eilen, der Zug dehnte sich länger und länger über die Ebene aus, und wir verloren einander allmählich aus dem Gesicht.

Es war fast ein Zufall und nebenbei ein Verdienst von Weiß-Tschausch's scharfen Augen, daß wir trotz der hereinbrechenden Finsternis noch unser Ziel Dorai erreichten, das am Hange eines kleinen Hügels mit seinen grauen Lehmhütten und platten Dächern kaum vom Boden zu unterscheiden war. Stimmengewirr hatte uns aufmerksam gemacht; Weg und Steg waren längst verloren. Aber glücklich war Mitscho mit der Bagage vor uns eingetroffen, und unser Zelt erhob sich bereits als grauschimmernde Pyramide im Dunkel der Nacht. Es war auf einem weiten, von Mauern, Zäunen und Hütten umgebenen Platz aufgestellt, das Gepäck abgeladen.

Einer nach dem andern fand sich heran; nur Baudirektor Rapp und Bekiriah Bey fehlten noch. Ich hatte sie im letzten Zwielficht des schnell hereinbrechenden Abends beide nebeneinander eine gute Strecke weit vor uns gesehen. Sie mußten also längst an Dorai vorüber sein. Wenn auch gerade keine Gefahr vorlag, so gehörte eine Nacht im Pursakthale ohne jedes Hilfsmittel auf müdem und hungrigem Pferde doch nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins. So veranlaßte ich denn zunächst die Saptiehs, auf der Spitze des Hügels einen Reisighaufen zusammenzutragen und anzuzünden, und dann begannen wir ein Pelotonfeuer aus allen Revolvern und Karabinern, die wir bei uns hatten. Ein Ausziehen und Suchen wäre ganz vergeblich gewesen.

Lange blieben unsere Signale ohne Antwort; endlich fiel auch in der Ferne ein Schuß, ein zweiter, und nach einiger Zeit ließ sich Bekiriah's Stimme vernehmen.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle versammelt in einer offenen Halle unfern unseres Zeltcs beim flackernden Herdfeuer, das mit zuckenden gespenstigen Lichtern den düstern Hof gelegentlich erleuchtete und außer den Hütten, Mauern und Bäumen, auch dunkle Massen am Boden erkennen ließ, ruhende Büffel, zwischen denen wir unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten, die aber einstweilen von unserer störenden Anwesenheit nicht die mindeste Notiz nahmen.

8. Nach Gzilikweren den 29. Mai 1889

Ziemlich spät erst kamen wir zur Ruhe, und ich lag noch eine Zeitlang wach, in Gedanken mit dem eigenthümlichen Kontraste eines solchen modernen Nomadenlebens beschäftigt, wie wir es in diesen Tagen führen durften. Gestern, nach dem Ritt zum falschen Dorylaeum hatten wir im Salon der Madame Michaël Effendi den ästhetischen Thee eingenommen; heut waren die schlafenden Büffel zwischen den Lehmhütten von Dorai unsere Gesellschaft. Ein eigenthümlicher Reiz liegt in diesem Wechsel, für den Großstädter wenigstens, dem er neu ist.

Sehr früh erwachte ich über ein eigenthümliches, brodelndes Geräusch, das sich ganz regelmäßig an verschiedenen Stellen rings um unser Zelt herum wiederholte. Ich sah auf und erblickte an der vom ersten Tageslicht durchleuchteten Leinwand eine große Zahl runder Schatten-

flecke. Anfangs zerbrach ich mir den Kopf, was das zu bedeuten habe, als aber das Brodeln sich wiederholte, da erkannte ich schnell die an unserer lustigen Behausung unwillig schnüffelnden Büffelschnauzen. Unsere Schlafkameraden waren erwacht und natürlich höchst erstaunt über das weiße kegelförmige Ungetüm, das sich über Nacht in ihrer Mitte aufgetürmt hatte und das zu beseitigen, sie entschlossen schienen. Ein Ruck machte unser Bett erzittern, und ich sah, daß der intelligenteste Kopf aus der schwarzen Bande sich darangemacht hatte, die Pfählchen und Schnüre zu lockern, die jenes festhielten. Schon erwartete ich eine allgemeine Attacke, die uns das Leinwandhaus auf Felddbetten und Häupter geworfen hätte, als sich die zornige Stimme des Hirten hören ließ, der seinen Büffeln alle möglichen und unmöglichen Schmeicheleien zurief. Zuletzt drohte er ihnen sogar, daß er ihre Mütter tödlich beleidigen werde, wenn sie von ihrem ungehörigen Beginnen nicht ablassen würden. Das half; es scheint, daß auch die Büffel ihren point d'honneur haben; langsam zogen sie sich zurück — und wir waren befreit.

Im goldigen Morgenschein machte auch Doraï gar keinen üblen Eindruck. Die Sonne des Südens weiß alles zu verklären. Was auf uns besonders erfrischend wirkte, war das überall fließende Wasser. Mit großem natürlichen Geschick hatten die Bauern hier wie in Selbiköj bei Lesté einen klaren Gebirgsbach durch eine primitive Leitung im Dorfe verteilt, Häuser, Ställe und Höfe damit gespeist. Mit Genuß wuschen wir uns unter einer der Rinnen, aus der ein silberner Strahl herabfiel.

Gilt es, gutes Wasser heranzuschaffen, so scheut der Orientale keine Mühe.

Das Thal des Bursak ist hinter Dorai einförmig wie zuvor, und dennoch war es ein Genuß, in der kühlen Morgenfrische über den Heideboden zwischen öden Bergwänden dahinzureiten. Das behaglichste Gefühl von Sorglosigkeit durchzieht das Wanderleben. Hat man doch nichts zu thun, als zu leben, zu atmen und zu sehen. Unwillkürlich ergiebt man sich einer wohligen Trägheit, weil keine Sorge im Herzen wohnt, als die, am Abend gutes Wasser und frische Weide für die Pferde zu finden. Ich ertappte mich darauf, daß es mich schon störte, die knappen Notizen für diese Reiseschilderung aufzuzeichnen.

Nach einer Stunde Weges hatten wir zu unserer Linken, jenseits des Bursak, das Dorf Salengle uns gegenüber. Kahle Gypsfelsen beginnen, als treue Wächter den öden Flußlauf zu begleiten, den sie um etwa 150 Fuß überragen. Bald nehmen sie die Form von großen Säcken an, die in mehreren Etagen übereinander aufgeschichtet sind. Bei Adéhissar verengert sich dann das Thal zu einer Felschlucht. Schroff abstürzend tritt der Berg von Süden her an das rechte Ufer heran, gekrönt von eigentümlichen Zacken und Mauern. Kaleh, d. h. Beste, nennen die Leute ihn; und es ist wohl möglich, daß auf der sonst quadratisch abgegrenzten Hochfläche, die Ruinen eines alten festen Schlosses zu finden sind. Auch der Name des am Fuße, in einer Schleife des Bursak am linken Ufer gelegenen Dorfes¹⁾ deutet darauf hin. Ein

¹⁾ Adéhissar.

schöner Quellbrunnen, diesem gegenüber am Wege, legt Zeugniß von der Vorsorge der älteren Zeit der Türkenherrschaft für Karawanen und Reisende ab; ein Zug von Humanität hat jene verschollenen Tage des Glanzes durchweht.

Die Hitze war heute bedeutend, und schon gegen 11 Uhr vormittags machten wir Rast in Bozankiöj, einem kleinen Dörfchen, das sich, nachdem wir eben aus einem öden Engpasse zwischen dem Ukkaja, dem weißen Fels, und dem Kawakova, einem gegenüberliegenden Tafelberge, herausgetreten waren, vor uns an die flache Uferlehne schmiegte, sich vom Grau des Bodens kaum unterscheidend. Die Häuser sind dort überall kleine längliche Vierecke, aus Lehm gebaut, von Strauchwerk und Erde bedeckt und mit einem von Strauchwerk gebildeten schmalen Schutzbache vor der Thür, durch die man nur gebückt eintreten kann. Meist besitzen sie nur eine einzige kleine Lichtöffnung, der aber das Glas fehlt. Dieses mag hier wohl ein kostbarer Artikel sein. Selbst an die „mussafir odasi“ ist er nicht gewendet, die man doch sonst nach Kräften ausstattet. Es entspricht orientalischer Gastlichkeit, daß selbst im ärmsten Dorfe diese „mussafir odasi“, das Zimmer für durchkommende Reisende, nicht fehlt. Auch hier stand dasselbe für uns leer und bereit. Die Bauart ist natürlich darauf berechnet, im Sommer die glühende Sonne abzuhalten, und in der That fanden wir's im Innern, als erst das Auge sich an das herrschende Dunkel gewöhnt und ein jeder seinen Platz gefunden hatte, recht angenehm kühl und frisch. Bald lagen wir alle im kurzen, aber behaglichen Schlummer. . .

Pferdegetrappel und Stimmengewirr weckte mich; unsere Lastpferde hatten uns eingeholt, um nach abgekürzter Ruhepause uns von hier aus voraufzugehen und die Abendstation vor uns zu erreichen.

Als ich dann später hinaustrat, um dem Ausbruch zuzuschauen, während die anderen noch ruhten, sah ich Mitscho mitten auf dem kleinen Platz vor unserem Hause in der glühenden Sonne, die allein völlig hinreichend war, das Blut zum Kopfe steigen zu lassen, wie er gerade eine volle Rotweinflasche an den Mund setzte und sie mit einem ungeheuren Zuge leerte.

„Savez vous,“ sagte er mir erläuternd, als er meinen staunenden Schrecken sah, „il y a de la fièvre dans ce sale pays, et il faut prendre des précautions.“

Noch öfters bemerkte ich, daß Mitscho in bezug auf das Fieber sehr „vorsichtig“ war und begriff jetzt auch seine weise Voraussicht, mit der er den meist mit uns vorausreitenden Bekiriah beauftragt, alle leeren Flaschen sorgfältig aufzuheben und zur Nachtstation mitzubringen, wo sie wieder in die Kisten verpackt wurden.

„C'est pour maintenir le calibre,“ hatte er uns auf unsere Frage nach dem Zwecke dieser sonderbaren Maßregel geantwortet, und, als wir ihn darauf aufmerksam gemacht, daß leere Flaschen das „équilibre“ oder mit seinem Worte zu reden, das „calibre“, gegen volle nicht aufrecht erhalten könnten, in seinem Levantiner Französisch gelassen hinzugefügt:

„C'est pourquoi je les remplis.“

Wo es Landwein gab, da füllte er die leeren Flaschen

aus Vorsicht gegen das Fieber. Mir scheint aber, daß ihm auch kleine Verwechselungen begegneten, und daß wir gelegentlich den Antisebrin-Landwein erhielten, und er versehentlich den guten Bordeaux aus der Hauptstadt trank.

Wir folgten um 1 Uhr nachmittags; denn die Kühle konnten wir nicht abwarten.

Wer, sei es auch nur für kurze Zeit, auf einer Reise solch' ein Nomadendasein geführt hat, der versteht das alltägliche Leben des Orientalen, das anfangs wunderbar erscheinen mag. Man gewöhnt sich an die türkische Zeiteinteilung und findet sie zweckmäßig.¹⁾ Man lernt das Tagewerk — und so auch den Marsch — vom Sonnenuntergange nach rückwärts berechnen. Ist die Entfernung groß, so wird früh, ist sie klein, so darf spät aufgebrochen werden. Auch die Gewohnheit, nicht um Mittag, sondern erst am Abend die Hauptmahlzeit zu nehmen, steht damit im Einklang. Selbst die Tiere wurden ehe-
dem zu Mittag niemals getränkt oder gefüttert, eine Methode, die ich noch vorfand, als ich 1883 in türkische Dienste trat, und die ich bewährt fand. Unsere Pferde erschlafften über Mittag auch an den heißesten Tagen nicht; vermißten sie doch nicht die gewohnte Mahlzeit. Das Fastengebot des Ramasanmonats erscheint auf diesem Hintergrunde natürlicher, und erklärlich auch die eigentümliche Einrichtung, daß heute noch die Bureaustunden aller Behörden im Sommer spät, im Winter früh ihren Anfang nehmen. Wie im Zelt stehen die Thüren offen,

¹⁾ Siehe Seite 48.

nur von einem Vorhang gedeckt. Die Uhr verschiebt sich täglich, aber, wer im Freien lebt, hat es leicht, sie zu regeln, wenn er die Sonne am Horizont verschwinden sieht.

Die Notwendigkeit, den Platz für eine Haltestelle auszusuchen, verschaffte uns nachmittags um 3 Uhr eine kurze Ruhepause und einen erquickenden Raveh im Tarentendorfe Bitscher unter dem Schatten eines Daches von dürrer Laube, das jedenfalls weit hergeholt war. Trotzdem waren wir schon zu guter Stunde in Ejilikveren, unserer Nachtstation. Wir hatten gestern geraden Weges an 80 und mit unseren kleinen Seitenabweichungen, sowie den Irrgängen im Rosgarten von Pharsibey, vielleicht an 90 Kilometer zurückgelegt; unsere Pferde ließen Spuren von Müdigkeit merken, und so wurde denn heute ein kürzerer Weg von nur 50 Kilometern gemacht.

Auch Ejilikveren¹⁾ bildet, wie Bozankioj, den Ausgang aus einem Pässe, der vor Bitscher seine engste Stelle, den Kara Boghaz hat; dann wird das Thal breiter; seine Uferhöhen ziehen sich in größere Entfernung zurück und werden niedriger. Ich erstieg eine flache Höhe und überblickte die Ebene gegen den nicht mehr allzu fernen Saccariastrom hin, mit dem sich der Bursak, nahe von Bebi, vereinigt. Von der Abendsonne übergossen, in welcher die Gypsberge bald silbern und rosenrot, bald goldig und blau schimmern, schien das weite Land vor mir reizvoller, als es war. Aber dennoch begann

¹⁾ Ejilikveren, auch Ililikveren, Ililikverend heißt wahrscheinlich soviel als „das Gute gebend“. Kiepert's Ergänzungsblatt zur Karte des vorderen Kleinasien in 1:250 000 schreibt irrtümlich Nitveren.

eine leise Sehnsucht sich fühlbar zu machen, aus der gleichförmigen Ode des Flußthales hinauszukommen.

Mitscho hatte mit seinen Vorsichtsmaßregeln recht gehabt. Der hier den Bau leitende Ingenieur, Herr Cocatrix, klagte, daß das Fieber am Purlak seine Leute dezimiere, und ich fand für meine von Stambul mitgenommenen Vorräte an Chinin bereitwillige Abnehmer. Freilich standen die Zelte der Bauverwaltung tiefer gegen den Purlak hinab, wo das Land sumpfig war. Uns fehlte es nur an gutem Wasser. Zum erstenmale blieben wir auf abgestandenes Flußwasser in Krügen angewiesen, das wie stark verdünnte Milch aussah und fade schmeckte. Mitscho dürfte es nicht unvermischt genossen haben. „Es sei keine trinkbare Quelle vorhanden,“ versicherten die Bauern.

Wieder war unser Zelt im Dorfe aufgeschlagen, und wir verbrachten eine angenehme, ziemlich kühle Nacht.

9. Nach Mallitiöj den 30. Mai 1889

Am Morgen kamen unsere Leute mit der Botschaft, daß ganz nahe am Dorfe eine Quelle gefunden sei, die herrlich klares Wasser liefere. Freilich erklärten die Einwohner dasselbe für „fena“, ¹⁾ aber wir waren überzeugt, es handle sich nur um einen Vorwand, uns davon abzuhalten, daß wir ihren nicht allzu reichlich fließenden Born benutzten, und namentlich durch unsere Pferde das frische

¹⁾ „Schlecht“, „ungefund“.

davorliegende Rasenstück zertreten ließen. So tranken wir denn; es schmeckte herrlich, und wir lachten noch eine Weile über die fehlgeschlagene List unserer Gastfreunde. Aber hätten sie uns begleitet, so würde das Lachen bald auf ihrer Seite gewesen sein; denn es stellte sich heraus, daß wir einen höchst thatkräftigen „Marienbader“ getrunken, der für die Morgenstunden eine völlige Zersplitterung unserer Kolonne herbeiführte.

Den Wassern des Bursakthales darf der Reisende also nicht ohne weiteres trauen.

Breit, flach und öde, gleichmäßig rechts und links von fahlen, einige hundert Fuß hohen Gypsbergen eingefaßt, lag dasselbe vor uns. Wunderbar tot war die Gegend, kein Vogel ließ sich hören. Nur an dem meist mit spärlichem Gras und Flechten aller Art bedeckten Boden liefen große gelbgrau und grün gestreifte Käfer geschäftig hin und her. Sie machten, wie ich bemerkte, auf die Mistkäfer Jagd, die hier auf abgegrasten Weideplätzen häufig vorkamen.

Auf einer Höhe hinter dem Dorfe Sazilar, das wir nach anderthalbstündigem Ritte erreichten, thaten wir den ersten Blick in das vor uns vorüberstreichende Saccariathal. Acht ziemlich bedeutende wohlerhaltene Tumulus liegen dort in der Nähe des Zusammenflusses von Bursak und Saccaria bei einander, während wir sie bis dahin nur vereinzelt zu Gesicht bekommen hatten.

„Es haben Wachtposten darauf gestanden; es sind alte Karakols.“¹⁾

¹⁾ Die in Engen und an sonst für den Verkehr wichtigen Punkten gelegenen festen Wachthäuser oder Thürmchen.

Durch diese Erklärung hatten sich die Einheimischen weit früher als die Gelehrten mit der Tumulusfrage abgefunden. Wäre dieselbe richtig, so würde sie zugleich ein Beweis für das Zutreffen einer anderen Annahme sein, die sich mir unwillkürlich aufdrängte, daß nämlich die Entwaldung des Landes viel älter sein muß, als man gewöhnlich annimmt.

Aber freilich dürften auch die Bursakbauern mit ihrer Deutung noch nicht ganz auf dem rechten Wege sein. Fest steht jedenfalls auch bei ihnen, daß es sich um künstlich angeschüttete, nicht etwa natürliche Regelberge handelt.

Bei Bebi, am Zusammenflusse selbst, dehnen sich schöne Wiesenflächen aus; weiter südlich wird das Land von Neuem öde, der Boden sandig. Wir bogen dorthin ins Saccariathal ein.

Um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr früh standen wir wieder an dem Strome, den wir am 23. bei Bezierhan verlassen. Sieben Kilometer oberhalb Bebi führt eine Brücke über seine, hier weit ruhiger und weniger breit dahinfließenden Gewässer. Sie vermittelt den Übergang der großen Straße von Estischehr über Sivrihissar nach Angora, welche bis dahin alle Reisenden zogen, so das Bursakthal achtlos beiseite lassend.

Nach kurzem Halt an der „Beylik Köprü“ überschritten wir den Saccaria und schlugen die Richtung gen Osten im flachen Thale des Gümüş-*Çu* ein, das jenem nahe oberhalb der Brücke zuströmt und dem auch die Eisenbahn folgen sollte.

Einförmig, baumlos, von kahlen Höhen überragt

bleibt auch hier das Land; kein Ort war zu sehen, kein Mensch begegnete uns. Freilich hatten wir die große Straße wieder verlassen, aber der vielfach nicht unfruchtbare Boden, dem es auch nicht an Wasser fehlte, hätte doch werthtätige Hände anlocken müssen. Nichts von alledem! Wir waren weit und breit das einzig Lebende.

Wir wollten heute noch Mallikioj erreichen, über 80 Kilometer weit von Gijlikweren entfernt, das wir früh verlassen, und da der ebene Boden kein Hindernis bot, so eilten wir flotten Trabes dahin durch die schweigsame, reglose Gegend. Unsere Reitergruppe hatte sich heute durch die Ingenieure von Angora, die uns nach Beylik Köprü entgegengekommen, sowie durch ihre Dienerschaft verstärkt und nahm sich ganz stattlich aus. Die munteren Pferde, die bunten Trachten und Waffen, die im Windhauch flatternden Keffies (die feinen um den Fez geschlungenen seidenen Tücher) auf dem grünen Grunde der welligen Steppe gewährten oft ein ganz anmutiges, von Reit- und Reise-lust belebtes Bild. An Überfälle und Räuberangriffe dachte niemand — bildeten wir doch aller Wahrscheinlichkeit nach weit und breit die stärkste bewaffnete Schar. Uns selbst aber sollte es am nämlichen Abende noch begegnen, ganz ernsthaft für eine Räuberbande gehalten zu werden.

Wir kamen an einem klaren durch die Wiesen fließenden Rinnsal vorüber und gedachten dort unsere Pferde zu tränken. Aber Kamysch, den ich heute ritt, zog die schon gespitzten Lippen jedesmal zurück, wenn er das Wasser berührte; ich stieg ab und entdeckte jetzt erst, daß wir an einer heißen Quelle seien, deren Dampf nur bei der großen

Hitze des Tages nicht zu sehen war. Kosten mochten wir das Wasser nicht bei dem frischen Andenken an unser Abenteuer von Ejilikveren.

Um Mittag rasteten wir an einer kalten Quelle, auf dem Grase in der hellen Sonne liegend. Das Thermometer zeigte 44 Grad Celsius. Vergeblich spähte das Auge nach einem Baume oder Strauch, kein anderer Schatten war zu entdecken, als der unserer grasenden Pferde. Mein Aneroidbarometer besagte, daß wir uns 800 Meter über dem Meere befänden.

Nach einstündiger Rast brachen wir wieder auf und gelangten etwa um 2 Uhr nachmittags nach Polatly, einem ganz ansehnlichen Dorfe mit gutem Wasser und stattlichem Sandsteinbrunnen. Von dem einsamen Han an der Beylik Köprü abgesehen, war dies der erste bewohnte Ort, den wir zu Gesicht bekamen. 25 Kilometer weit hatte unser Ritt durch menschenleere Einsamkeit geführt, und dieselbe Einsamkeit sollte sich auch hinter Polatly wieder vor uns aufthun. Die mehr als 35 Kilometer betragende Strecke bis Mallikioj führte uns an keiner menschlichen Wohnung vorüber.

Langsam stiegen wir von Polatli, der flachen Mulde folgend, in welcher der Quellbach des Gümüş-Su herabfließt, zur Wasserscheide empor. Eine volle Stunde ritten wir stets über fruchtbaren Boden hinweg, der aber, soweit das Auge reichte, unbebaut dalag. Dann war die Höhe erreicht; unsere Barometer gaben 921 Meter über dem Meere an. Von dort ging der Marsch weiter in einer unbedeutenden Senkung, wieder, ohne daß Mensch

oder Tier uns begegneten, fast zwei Stunden lang. Eine kurze Rast wurde noch gehalten, wo die Mulde sich zu einer weiten Ebene öffnet, die nur in großer Entfernung von mäßigen kahlen Höhen umstanden ist. Unsere Leute bezeichneten sie uns als die „Sileli Ovassi.“¹⁾

Underthhalb Stunden weit ging es dann über diese fort; schrankenlos schweifte der Blick über die Wellen hinweg, die sanft ansteigend und fallend, wie die Wogen eines von leichtem Windhauch bewegten Sees, die Ebene durchzogen. Keinen Baum, keinen Strauch entdeckt das suchende Auge, außer hin und wieder, fern in der Tiefe an einem Bachrande. Dennoch könnten diese ausgedehnten Flächen reichen Ertrag hergeben, da es nicht einmal an Wasser fehlte. Rinnsale rieselten durch den ziemlich üppigen Grasswuchs dahin.

Unwillkürlich mußte ich an unsere märkischen Landleute denken, die mit eisernem Fleiße sogar dem Fluglande eine magere Ernte abzugewinnen wissen. Hier war Raum genug für eine Anzahl blühender Ortschaften. Die Kolonisationsfrage kam mir in die Erinnerung, die gerade lebhaft erwogen wurde. Sultan Abdul Hamid II. hat sie später einmal selbst in einer der Audienzen berührt, die er mir erteilte, als er den Wunsch hegte, das deutsche Kapital zum Weiterbau der großen Weltbahn nach Bagdad heranzuziehen. „Er hoffte,“ so äußerte er damals, „daß deutsche Kolonisten sich an dieser neuen internationalen Handelsstraße niederlassen und den anatolischen Bauern und Handwerkern durch ihren Fleiß

¹⁾ Richtig wohl „silsilê ovassi“ die Kettenebene.

und ihre Intelligenz ein fortreißendes Beispiel geben würden, während sie selbst zu Ansehn und Wohlhabenheit, leichter als in der eng gewordenen Heimat, gelangen könnten. So würden zwei befreundete Völker das Gute austauschen, was sie einander zu bieten hätten." Ähnliche Gedanken beschäftigten mich auch während des Rittes. Seitdem ist über die Kolonisationsfrage von deutschen Forschern und Gelehrten viel gestritten und geschrieben worden. Jede Befürwortung hatte tiefsinnige Hinweise auf die Bedenken zur Folge, die das Unternehmen haben müsse, und jetzt, wo die Sache endlich erschöpfend behandelt zu sein scheint — ist der günstige Augenblick auch verstrichen.

Einzelne fremde Kolonisten würden im Innern schwerlich vorwärts kommen, sondern über kurz oder lang, sei es durch räuberischen Überfall, sei es durch die stille Feindseligkeit der Nachbarn in ihrem Besitze vergewaltigt werden. Aber eine größere Gemeinschaft könnte sich wohl behaupten, die in sich selbst Kraft genug hat, schwächere Angriffe abzuwehren. Um die innere Verwaltung der Gemeinden kümmert sich die Regierung nicht; sie überläßt es diesen, sich ihr Haupt, den Muxtar, zu wählen, und die gemeinsamen Angelegenheiten durch das Ältestenkollegium, den „Ichtiar medjlissi“, zu regeln. Sie läßt dem Landvolke große Freiheit und hält sich lediglich an die Ortsvorstände. Nun käme es noch darauf an, bei der Ansiedelung das Aufsehen zu vermeiden, um den im Orient stets so leicht erwachenden Argwohn und der Furcht vor überhand nehmendem Einfluß der Fremden jede Nahrung zu entziehen. Ein Vertrauensmann müßte

die Erwerbung des Grund und Bodens bewirken und dessen Teilung unter die Kolonisten ohne Mitwirkung der Behörden stillschweigend vor sich gehen. Wischen diese sich in die inneren Angelegenheiten der Gemeinschaft, so ist sie bald verloren. Große Einigkeit und neidlose gegenseitige Unterstützung sind erstes Erfordernis für das Gelingen — und darum gerade werden deutsche Kolonisten schwer gedeihen.

Die Versuche, die in neuerer Zeit gemacht worden sind, scheiterten immer daran, daß der innere Hader unter den Ansiedlern ausbrach, und daß ein Teil derselben entweder die türkische Autorität anrief, oder sonst Fremde herbeiholte. So erging es bei Brussa, wo ein deutsches Dörfchen einen vielversprechenden Anfang nahm. Es ward durch Tscherkesen überfallen und zerstört, welche Deutsche gegen Deutsche herbeigerufen hatten. Lieber erduldet der Deutsche fremde Gewalt, als daß er sich freiwillig dem Ansehen eines begabteren oder glücklicheren Landsmannes unterordnet.

Sodann sind wir allzusehr an Bevormundung und Leitung durch eine die Voraussicht besorgende Regierung gewöhnt. Stets verlangten die deutschen Kolonisten, die nach Stambul kamen, verbrieft Rechte, irgendwelche Privilegien, Ausnahmen vom Zehnt, oder die Befugnis zur Ablösung desselben von der Staatsgewalt. Mit dem Appell an diese aber war sogleich eine Schleuse von administrativen Schwierigkeiten geöffnet, deren Flut unüberwindlich wurde. Wo die Ansiedler es sich mit unscheinbarem und geräuschlosem Anfange genügen ließen und untereinander einig blieben, da ruhte auch der Segen

auf ihnen in dem schönen Lande wie bei den Templerkolonien im südlichen Palästina.

Und unsere eigenen Behörden im Auslande, denen die vielfach unklaren und unsicheren Rechtsverhältnisse, die bei solchen Ansiedelungen in den Kauf genommen werden müssen, meist sehr unsympathisch sind, sehen diese nur selten gern. „Glauben Sie mir,“ sagte mir einst ein alterfahrener Beamter des Generalkonsulats in Konstantinopel, den ich als besonders genauen Kenner der dortigen Agrarverhältnisse im Interesse deutscher Auswanderer aus Südrussland um Rat fragte, „man thut immer am besten, den Leuten vom Herkommen abzuraten; denn am Ende haben wir nur Schwierigkeiten davon.“

Ein Generalkonsulat ohne Schutzbefohlene, das war augenscheinlich sein Ideal. Welche tadellos glatte Erledigung aller Büreaugeschäfte ließe sich da erzielen!

Um 6³/₄ Uhr gelangten wir in der Sileli Ova zur Tschirtschirköprüü,¹⁾ über welche die direkt von Beylik Köprü heraufkommende Straße nach Angora führt. Die Gewässer flossen von hier aus bereits alle nach Norden zum Engürü Esu ab; das Gelände senkte sich ersichtlich dort hinunter. Nur eine kurze Strecke folgten wir jener Straße, dann bogen wir zur Linken nach Norden auf kleinen Seitenwegen ab, um Mallikioj, unser Nachtquartier, zu erreichen. Unsere Bagage hatte geradeswegs von Beylik Köprü kommen sollen, ohne den Umweg über

¹⁾ Heimgenbrücke.

Polatly zu machen. Da wir nichts von derselben entdeckten, so glaubten wir sie bereits voraus.

Der Schwüle des Nachmittags war gegen Abend Abkühlung und bedeckter Himmel gefolgt. Ein Gewitter grollte schon seit einiger Zeit über uns. Jetzt brach es los, und der Regen prasselte kräftig herab. Auch die früh hereinbrechende Dunkelheit senkte sich auf die ohnehin schon düstere Landschaft. Bald erkannten wir kaum noch den Weg vor uns — von Mallikioj aber war keine Spur zu sehen, ein anderes schützendes Dach weit und breit nicht vorhanden. Da es jedoch einen anderen betretenen Pfad, als die schmale graue Linie, die vor uns durch Regen und Finsternis schimmerte und sich hin und wieder beim Aufflammen eines Blizes auf eine Strecke weit überblicken ließ, nicht gab, so konnten wir immer noch unsere Richtung verfolgen.

Doch diese führte uns zuletzt an ein breites Gewässer, in dem sie verschwand. Dunkel lag die Fläche vor uns. Daß uns ein sumpfiges Gelände von unserem Ziele trennte, war den Ingenieuren bekannt, nicht aber, daß hier ein solcher Strom zu überschreiten sei. Dennoch entschlossen wir uns, die Pferde hineinzutreiben. Am anderen Ufer fand sich auch unser Weg wieder. Die kahlen Berghänge, an denen nichts den herabrinnenden Regen aufhält, ließen die Wildbbäche so schnell zur Tiefe strömen, daß die Überschwemmung in wenig mehr als einer Viertelstunde erzeugt worden war.

Ein zweiter ansehnlich breiter, aber nur flacher Fluß mußte durchritten werden. Dann aber waren Weg, Richtung, Berge, Thäler, kurz alles dem Auge ent-

schwunden, und die Blitze erschellten nur den wolkenzerrissenen Himmel über uns. Wir waren auf eine Art Insel geraten; Wasserflächen ließen sich ringsum mühsam erkennen. Guter Rat war teuer; schon machten wir uns darauf gefaßt, in der nassen Einöde, zu Pferde sitzend, die Nacht verbringen zu müssen. Wenn wir unser Gepäck bei uns gehabt hätten, würden wir das Zelt aufgeschlagen und leidlich Schutz gefunden haben. So aber bildeten unsere Regenröcke das einzige Dach für uns. Die Meinung wurde laut, wir seien schon an dem Dorfe vorüber und hätten es verfehlt.

Doch soll man unter solchen Umständen niemals die Hoffnung zu früh sinken lassen. Wir trennten uns, um beim Schein der Blitze umherzuspähen, ob nicht die dunkeln Erdhütten von Mallikioj sich doch noch irgendwo entdecken ließen. Plötzlich leuchtete bei einem besonders harten Schlage das ganze Firmament rings umher auf. Herr Fûret, der Adjoint des Divisionsingenieurs Ossent, hatte die gespenstige Silhouette eines Baumes erkannt. Die ganze Gegend besaß aber nur einen einzigen Baum am Dorfeingange von Mallikioj. Er wurde uns zum rettenden Pharos, auf den wir lossteuerten. Nach wenigen Minuten waren wir vor den ersten Häusern des Orts, die wie dunkle geschlossene Mauern vor uns standen.

Gleich das vorderste Gebäude enthielt die Mussafir Dbassi, an die sich sogar nach rückwärts ein geräumiger Stall angeschlossen. Aber niemand ließ sich blicken, kein Mensch, kein Licht im ganzen Dorfe, — alles war anscheinend verschlossen. Inzwischen hatte unsere Anwesenheit die Schäferhunde im Orte geweckt, dumpf knurrend

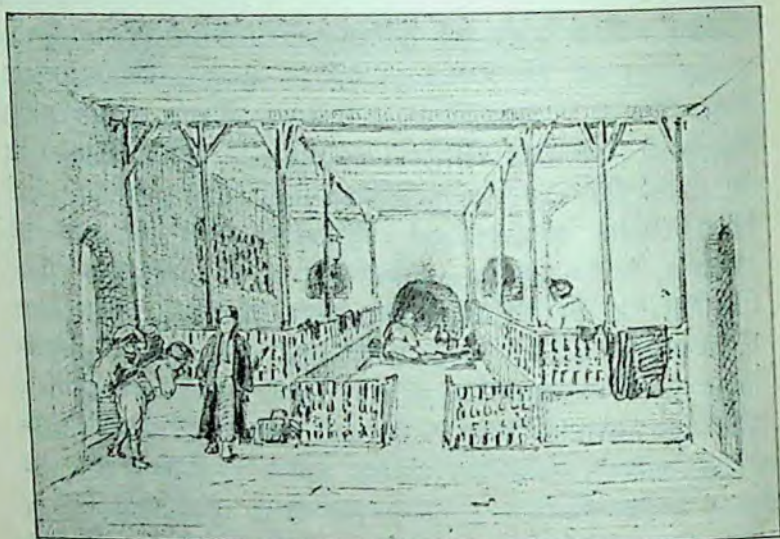
und bellend umringte uns ein Duzend dieser wilden und höchst gefährlichen Bestien, deren eine ohne Mühe den anatolischen Wolf niederringt. Um sie zu verschrecken, Leute herbeizulocken und auch die Verbindung mit unserer Bagage wieder aufzunehmen, die wir vergeblich hier suchten, feuerten wir unsere Karabiner und Revolver ab.

Ein Mordspektakel entstand, gemischt aus Flintenschüssen, Hundegeheul und dem noch unaufhörlich rollenden Donner. Aber niemand außer uns ließ sich sehen. Endlich gelang es, die Thür zu öffnen und zunächst unsere nassen Pferde in den Stall zu ziehen. Dann wurde nach langem Tasten und Suchen auch ein kleines Öllämpchen in einer Mauernische gefunden und angezündet. Bei deren trübem, qualmendem Licht vermochten wir, uns in unserem Nachtquartier umzusehen. Es war, in Betracht der Verhältnisse, gar nicht so übel. Von dem Raume an der Thür, der etwas tiefer lag und zur Stallthüre gerade gegenüber führte, trat man zwei Stufen hinauf zur eigentlichen Oda, die aus einem schmalen Mittelgange bestand, an deren oberem Ende der Kamin und zu deren beiden Seiten ziemlich geräumige Pritschen lagen, von einer Galerie umgeben. Nischen in der Wand dienten zum Aufstellen des kleinen Öllämpchens, von Bündelhölzchen u. dergl. m.

Es gelang uns, mit vorgefundenem dürren Gestrüpp und dem bereitliegenden trockenen Kuhdünger, der in jener Gegend schon als Brennmaterial benutzt wird, ein rauchendes Feuer im Kamin anzuzünden und uns einigermaßen zu trocknen.

Zu essen und zu trinken hatten wir freilich zunächst

nichts; denn der geringe mitgenommene Vorrat war beim Frühstück an der Quelle vor Polatly erschöpft worden. Wir hofften aber noch auf Mitschos Eintreffen. Erst allmählich wurde diese Zuversicht schwächer und schwächer. Einer nach dem anderen trat hinaus, um sich umzusehen, ob in Massikioj nicht irgend etwas Lebendes zu entdecken sein werde.



Türkische Müsafir-Dabası.

Endlich wurde ein Gefangener eingebracht — ein Junge, den die Reugier ans Fensterloch der Müsafir-Dabası getrieben hatte, um zu erspähen, wer die nächtlichen Störenfriede seien. Er mußte uns nun als Parlamentär mit der Dorfbewohnerschaft dienen, und sein Vertrauen wurde natürlich zunächst durch den Bakschiesch gewonnen, der im Orient auch die härteste Rinde bersten

läßt. Er berichtete, daß es heut Beiramsnacht sei und daß alle Männer in ein anderes Dorf gegangen wären, welches eine Djami¹⁾ besäße. Nur Frauen und Kinder waren zurückgeblieben und hatten sich bei unserem Einbruch verborgen, uns für Räuber und das Dorf für überfallen haltend. Er bekam nun den Auftrag, zunächst einmal eine alte „kary“, eine „korkmas kodja kary“ — ein altes Weib, das sich nicht fürchtet, — herbeizuschaffen.

Nach einer Viertelstunde tastete es leise an der Thür. Als wir sie öffneten und den Raum davor mit dem Öllämpchen spärlich erhellten, saß vor uns am Boden die abschreckendste Furie, die je gesehen zu haben, ich mich entsinnen kann. Trotz des noch strömenden Regens war sie nicht zu bewegen, zu uns Männern hineinzu kommen. Das wäre „adjaib“²⁾ gewesen. Sie blieb draußen hocken, den weiten faltigen Rock über den Kopf schlagend. Mit blecherner Stimme fragte sie nach unserem Begehre. Wir verlangten etwas Eßbares, sodann Rissen, Decken und Pferdefutter. Zunächst versicherte sie natürlich, daß das Dorf völlig arm sei und weder eine Decke, noch ein Rissen, noch Eßbares, noch gar Pferdefutter hätte.

Allein unsere bündigsten Beteuerungen, daß wir gut bezahlen würden und ein neuer „Badschisch“ erweichten ihren harten Sinn; sie erklärte am Ende, sie wolle sehen, was sich thun ließe und verschwand im Regen und Dunkel.

¹⁾ Das Gotteshaus. Unser Wort „Moschee“ ist dem Türken unbekannt.

²⁾ shoking, anstößig.

Wieder nach einer Viertelstunde pochte es draußen, und jetzt saß nicht mehr ein altes Weib vor der geöffneten Thür, sondern bereits drei, bald vier, fünf — schließlich ein ganzes Amphitheater graufiger Hexen — jede mit einem Paket unter dem Arm.

Herr Fürtet, der seine Leute hier am besten kannte, hatte bereits alles kleine Geld eingesammelt, das wir bei uns führten, klirrte und klapperte tüchtig damit in der hohlen Faust und ließ dann die Münzen im Schein des Lämpchens vor den Blicken der Alten wie Erbsen aus einer Hand in die andere rollen.

Dann begann eine höchst lustige Auktion.

„Wer giebt ein Kissen. her?“

„Ich — ich — ich!“

„Was soll es kosten für die Nacht?“

„Zwei Piafter.“

„Das ist viel zu viel, wer giebt es billiger?“

„Ich — ich — ich. 70 Para, 60 Para, 50 Para.“

„Gut, Zuschlag — her damit.“ Die Miete wurde vorausbezahlt. Jedes eroberte Stück warf Herr Fürtet über den Kopf hinter sich, wo es von uns mit Jubel in Empfang genommen wurde.

„Eine Decke — was soll sie kosten?“

„100 Para.“

„Biel zu teuer, wer giebt sie billiger?“

„Ich, ich, ich — 90 Para, 80, 70!“

Die Hexen gerieten ins Feuer und fingen untereinander zu streiten an, wobei sie die braunen verdorrten Arme weit aus ihren faltigen Gewändern hervorreckten und lebhaft gestikulierten.

So ging das Unterbieten und Feilschen unter Lärm und Gelächter fort, bis das Nötigste beisammen war. Auch Gerste für die Pferde kam und Milch, Eier und Brot für uns — doch Brot von einer eigenen Art. Als es diejenige der Megären herbeibrachte, welcher die Lieferung in der Submission zugefallen war, hatte es eine vertrackte Ähnlichkeit mit einem Duzend schmutziger, nasser Wischtücher. Es bestand nämlich aus einer Anzahl von großen, grauen Brotteiglappen von runder Form, wie sie die Bauern dort vorrätig halten, um sie je nach Bedarf zu verwenden. Sie werden dann auf glühender Asche oder auch heißen Steinen geröstet und geben so ein Gebäck ab, das dem jüdischen Magen ähnlich sieht.

Einige Überwindung kostete uns der Genuß wohl, aber wir waren nach dem langen Ritt tüchtig ausgehungert und fanden ihn am Ende ganz erträglich. Die Eier waren frisch und die Milch vortrefflich.

Nachdem wir noch einen mitleidigen Gedanken den im Regen Zurückgebliebenen gewidmet hatten, schliefen wir bald den Schlaf der Gerechten und verbrachten eine Nacht, die freilich nicht ganz so behaglich war, als in den Prunkgemächern irgend eines „Palasthotels“ der „Internationalen Kompanie“, die aber doch weit besser war, als wir es in dem Augenblicke erwartet, da wir auf der Insel inmitten der Sumpfgewässer ratlos halt gemacht hatten.

10. Nach Angora den 31. Mai 1889

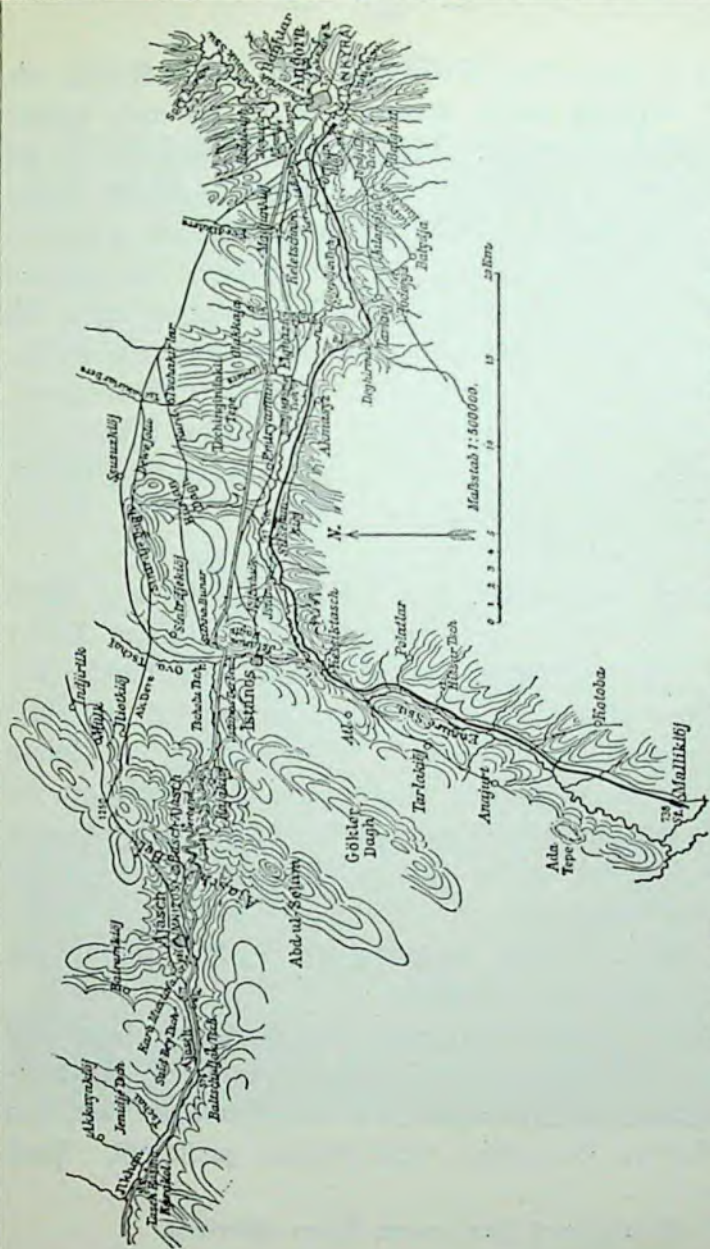
Sehr früh am anderen Morgen — gegen 5 Uhr — war ich wach und trat hinaus. Ein Reiter kam durch

den Regen daher — Zefiriah Bey —, der von der Bagage als Späher vorausgeschickt worden war. Diese lagerte ganz nahe am Dorfe, aber getrennt von demselben durch die breiten Sumpfgewässer, die sie nachts nicht zu überschreiten gewagt hatte. Mitscho ließ in der Dunkelheit dort das Zelt aufschlagen, und die Troßkolonne hatte sich darunter zusammengedrängt, um einigen Schutz gegen den Regen zu finden. Jetzt wurde sie nun herangezogen und vor dem Abrücken noch Kaffee und Milch gekocht. Unsere Flintenschüsse waren bei dem Unwetter, trotz der geringen Entfernung, nicht gehört worden.

Als ich in die Müssafir Odassi zurücktrat, merkte ich erst, daß die Atmosphäre darin keine allzu reine war. Sie mischte sich aus dem Duft von frischem und verbranntem Kuhdünger, Thranlampengeruch, dem Geruch von nasser Erde, frischem Kalk und noch anderem mehr. Allein das lag ja jetzt hinter uns.

Noch vor 7 Uhr brachen wir auf und ritten das Engüré Esu hinab, dessen Thal man bei Mallitiöj erreicht. Die Gegend wird etwas wechselvoller und animativer. Zur Rechten begleiteten uns zwar noch kahle Hänge, aber drüben jenseits erhob sich schon ein spitzer Kegelsberg, der Uda Tepe,¹⁾ der wie eine Insel losgetrennt in einer tiefen nach Süden herabhängenden Schleife des Flusses liegt. Auch Bäume sieht man drunten am Wasserlauf oder hier und da vereinzelt in den Wiesen. Dann wird das Thal enger, felsiger, romantischer. Um 9 Uhr 50 Minuten erreichten wir ein

¹⁾ Inselberg.



Stizze des Weges von Manfrij nach Angora und von Angora nach Tschibasma Karaiol.

großes Armenierdorf Kessiktaş oder Kessik Kawaş, wie es die türkische Karte benannte, deren ich mich damals noch bedienen mußte. Wo Armenier wohnen, ist die Wohlhabenheit verhältnismäßig groß. „Guter Kaffee und gutes Wasser,“ finde ich in meinen dort gemachten Notizen. Im Vergleich zu den Dörfern am unteren Bursak und zu unserem letzten Nachtquartier nahm sich der Ort recht stattlich aus, und wir hatten ein Gefühl, als kämen wir wieder in die zivilisierte Welt zurück. Gegenüber, ein wenig unterhalb, mündet das İstanos Su in den Engüré-Fluß; dort liegt unfern das große Griechendorf İstanos, das wir auf unserer Rückreise streifen sollten.

Nach kurzer Rast, um 10 Uhr 15 Minuten setzten wir unseren Ritt fort und trieben, von einem Führer geleitet, unsere Pferde in das Engüré Su hinein, das hier, durch Sandstein- und Konglomeratberge, sich einen Weg geebnet hat. Schroffe Felsen stehen zu beiden Seiten. Die zu unserer Rechten am Südufer zeigen die dunkeln Eingänge künstlicher Felskammern, wohl Zufluchtsstätten aus der ersten Zeit des Christentums; Figuren, von Menschenhand in den Stein gemeißelt, sollen droben vorhanden sein; doch vermochte ich sie, der großen Höhe halber, nicht zu erkennen.¹⁾

Unser Führer mahnte zur Vorsicht; denn das Engüré Su soll vielfach Triebsand enthalten, der hochaufgeschwemmt, Mann und Roß versinken läßt, oder, von den Wassern fortgerissen, tiefe Gruben zurüchläßt. Buch.

¹⁾ Später durch Hauptmann Anton untersucht.



Die Felsen von Reiffelsch. (Photographie von Berggren.)

der mich heute tragen mußte, fiel auch einmal bis an den Hals in ein Loch und verlor den Boden; aber das brave, kräftige Tier arbeitete sich sogleich wieder auf festen Grund hinauf, und ich kam mit einem unfreiwilligen Sitzbade davon. 5 Kilometer weit zieht sich diese Schlucht des Engüré hin; dann öffnet sich das Thal, und man reitet zwischen mäßigen Berglehnen fort, welche es an beiden Ufern begleiten.

Um 11¹/₂ Uhr waren wir in Sytschankiöj¹⁾ — oder wie die Leute an Ort und Stelle sagen: Syndschanfiöj — und hielten bis 2 Uhr Mittagsrast, da es wieder sehr warm geworden war.

Über eine weite Ebene ritten wir dann hinweg unserem Reiseziele entgegen, das bald sichtbar wurde, ein unbestimmtes bläuliches Gewirr von Mauern, Minarets und Türmen, amphitheatralisch an einem Felshang emporsteigend, das hin und wieder schon über die niedrigen Bodenwellen des Vordergrundes hinweg sah. Darüber erhob sich ein stolzes dreizackiges Berghaupt, das uns die Anwohner auch als den Ütsch Tepe, „den Dreispitz“, bezeichneten. Es war ein Vorposten des Elma Dagh, der aber von unserer Ferne aus gesehen unmittelbar hinter der Stadt zu stehen schien.

Bald nach 3 Uhr kamen wir an einer Wasserleitung und einer Mühle vorüber, sonst berührten wir nicht ein einziges Dorf, immer noch im flachen Thale des Engüré fortreitend, der bei der Stadt selbst aus dem Zusammenflusse dreier Bäche entsteht.

¹⁾ Mäusedorf.

Aber noch dauerte es stundenlang, bis wir das Bild, das uns oft erschienen und ebenso oft auch hinter einem Hügel oder einem Bergvorsprung verschwunden war, wirklich und handgreiflich vor uns hatten. Zeitweise ritten wir wieder auf Bahndamm-Anschüttungen hin, die noch von dem ersten Versuche, den Schienenweg bis hierher zu ziehen, aus der Zeit des staatlichen Baues herrührten.

Um 6 Uhr 45 Min. hielten wir am Brunnen vor Angora. Der Ütjch Tepe war verschwunden, aber stolz genug türmte sich die Stadt vor uns an ihren Felsen auf, von altem Gemäuer überragt, zu ihren Füßen freilich von ausgedehnten Totenäckern umsäumt, die uns zu verkünden schienen, daß die Glanzzeit dieser alten Metropole längst auf Nimmerwiederkehr verschwunden sei.

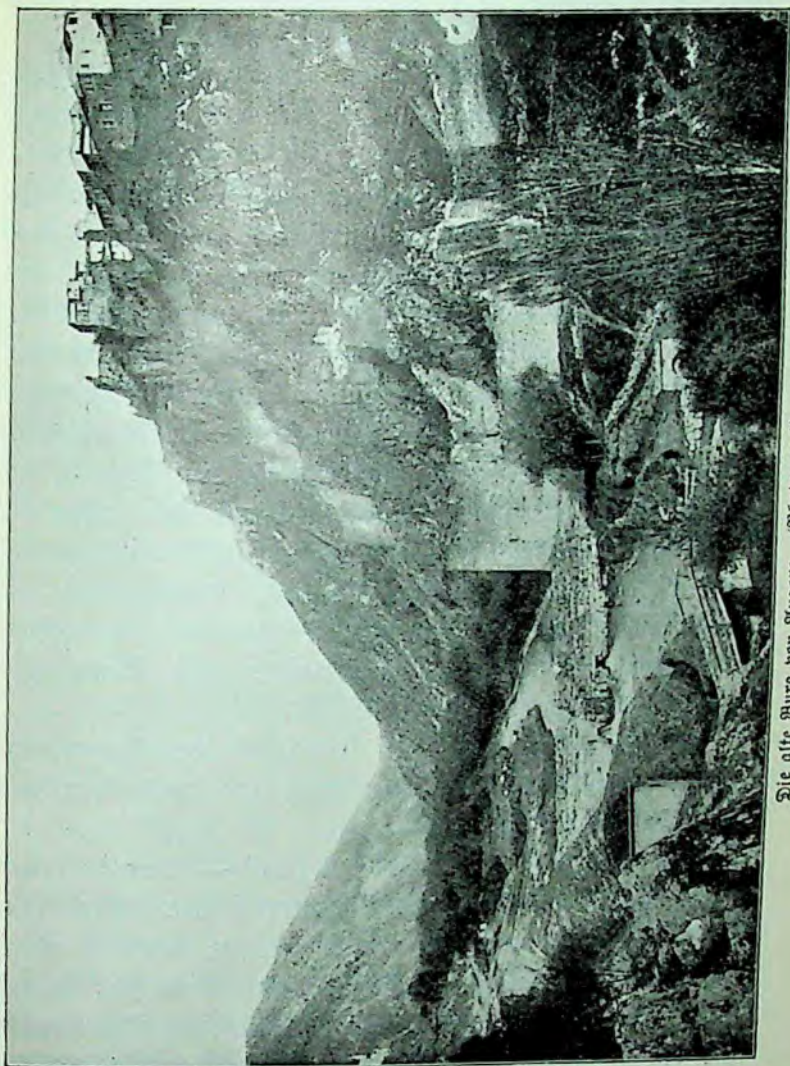
Für mich, der ich ein paar Jahre zuvor schon fest geglaubt hatte, daß ich das Weichbild von Berlin nicht mehr verlassen und die einzige Reise meines Lebens die zwischen Wohnung und Bureau sein würde, war es doch immerhin etwas Außergewöhnliches, nach einem Ritt von 500 Kilometern, den wir von Ismid zurückgelegt, in die Stadt zu kommen, die, durch Alexanders und Mithridates' Züge, durch Augustus Gunst und endlich durch die entscheidende Völkerschlacht zwischen Timurlenk und Bajazid mir seit früher Jugend bekannt, doch in unerreichbarer Ferne zu liegen schien.

Heute freilich gelangt man nach Angora mit zweimal vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt; und wie lange wird es noch währen, bis der erste „Klub“ von Stambul aus zum Pfingstausfluge oder Maifest dahin „radelt“.

Damals war Angora noch nicht „frisch gestrichen“, wie heute. Dies Schicksal sollte ihm bis zur Eröffnung der neuen Bahn aufgespart bleiben. Daß es davon ereilt wurde, daran sind, fürchte ich, wir selbst bei diesem ersten Besuche ein wenig Schuld gewesen. Als wir am folgenden Tage dem Wali, Abbedin Pascha, unsere Aufwartung machten, da kam die Rede natürlich sehr bald auf den Bahnbau und das Land, das wir eben durchstreift hatten. Ich konnte die Bemerkung nicht unterlassen, wieviel freundlicher alle Landschaften sein würden, wenn die Wände der Häuser, wie in unseren Landstädtchen und Dörfern, mit Kalk getüncht wären.

Das mag sitzen geblieben sein; denn als der große Tag der Eröffnungsfeier herannahte, ließ der kunstsinige Generalgouverneur Kalk kommen, so viel zu haben war, Maurer und Maler, und Angora wurde — ob es wollte oder nicht — von oben bis unten weiß gestrichen. Auch die Ruinen der Burg entgingen dem gemeinsamen Berhängnisse nicht. Ihrer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung entsprechend, erhielten sie sogar noch prächtige, weithin leuchtende, rot und blau verzierte Ecktürme. Daß alles geschah einem alten Vorurteile zum Troß, welches weiß für die Farbe des Todes erklärt und behauptet, daß in dem Hause, das man tünchen lasse, bald jemand sterben müsse. Und da sagt man noch, daß es unmöglich sei, in der Türkei mit den Vorurteilen aufzuräumen.

Aber das neue Gewand ist zum Teile nur Schein. Der Kalk hat nämlich nicht ausgereicht, und, da man sich hier zu Lande stets zu helfen weiß, so entschloß



Die alte Burg von Angora. (Photographie von Berggren.)

man sich kurz und gut, die Rückseite der Stadt dunkel zu lassen.

So hat denn der Reisende heute auf der Westseite das heitere helle, auf der Ostseite das ernste, düstere Angora vor sich.

Wir sahen nun dies letztere noch unverfälscht. In der That gewährten die hohen Häuser, zumal in dem armenischen Viertel mit ihren grauen, aus Lehm oder Luftziegeln aufgeführten Mauern, einen wenig freundlichen Anblick. Indessen riefen doch die Fenster mit weißen Vorhängen, die hohen Simse unter den weitübertragenden Dächern und die vielfach reich verzierten braun getäfelten Thüren mit blinkendem Messingbeschlag, den Eindruck der Wohlhabenheit hervor. Manche Straßenecke rief mir unwillkürlich Bilder aus unseren Hansestädten in die Erinnerung zurück. Einfacher ist das, hauptsächlich den Süden und Osten einnehmende, Türkenviertel mit seinen niedrigeren und leichteren Holzbauten und seinen vereinzelt in Gärten gelegenen Konaks.

Dort fanden auch wir im Hause des Ingenieurs Dffent, eines Schweizers, Unterkunft und die liebenswürdigste Aufnahme.

Der folgende Tag — der 1. Juni — war in erster Linie wieder den Anstandsvisiten gewidmet. Der Bali, Abbedin Pascha, wohnte, wie die ganze wohlhabendere und angesehenere Welt von Angora, bereits außerhalb der Stadt in den Weinbergen. Ein halbstündiger Ritt brachte uns dahin, mitten in die Hügelandschaft, welche als die äußerste Stufe der östlich beginnenden Gebirge bis zur Stadt und ihrer Ebene hin vorspringen. Schmucke Land-

häuser liegen dort, inmitten von Weinbergen oder einfachen Gärten, lebhaft an die modernen Sommersitze der vornehmen Stambuler Türken in Grenfiöj erinnernd. Ein stattlicher schlanker Mann auf der Grenze des Mannesalters empfing uns, Abbeddin, eine der europäischen Welt wohlbekannte, merkwürdige Persönlichkeit. Er entstammt, wenn ich nicht irre, einer großen Familie Südalbaniens, hat in Athen studiert und spricht in seinem Hause griechisch, ist auch als Dichter griechischer Lieder bekannt; doch beherrscht er das Französische mit gleicher Vollendung. Die heimischen Verhältnisse oft mit Humor behandelnd, oft mit satirischen Streiflichtern beleuchtend, den Wert europäischer Kultur für die Wiederbelebung Anatoliens wohl schätzend, hatte er sich doch, wie das „frisch gestrichene“ Angora beweist, den hier nun einmal nicht zu entbehrenden Zug von frischer Gewaltthätigkeit zu erhalten gewußt. Solche Männer sind die thatkräftigsten Kulturträger in halbwilden Ländern, und so war Abbeddin denn auch einer der rührigsten Förderer des großen Bahnbau-Unternehmens. Sein Wunsch — den er scherzend äußerte — mit der Eisenbahn vorwärts zu gehen und sich demnächst auf die Posten von Konia und Kaïsserie (Caesarea) versetzen zu lassen, ist freilich nicht in Erfüllung gegangen. Sultan Abdul Hamid sandte ihn später in das Vilajet des Archipels. Eine höchst fesselnde Stunde verfloß uns schnell in der Unterhaltung über das Land und seine künftige Entwicklung. Es erfreute mich, wieder einmal eine Ansicht über diesen Punkt zu hören, welche mit der meinen übereinstimmte und von der landläufigen pessimistischen Auffassung der Dinge abwich.

Auch den Divisionsgeneral der Redifs,¹⁾ von Angora, der auf der entgegengesetzten Seite der Stadt in einem hübschen, nur durch einen allzu künstlichen Garten mit Steingrotten, Felsstufen und Wasserbecken etwas verunstalteten, Landsitze wohnte, suchte ich auf und streifte dann noch in der Stadt herum.

Angora ist durch Humann's Besuch, viele spätere Schilderungen, wie diejenige Naumann's, der europäischen Lesewelt so bekannt geworden, daß ich mich einer neuen Schilderung wohl zu entheben vermag und dies mit um so mehr Grund, als meine spärlichen Notizen mich gerade hier im Stiche lassen.

Als Alexander der Große im Frühjahr von 333 v. Chr. sein Heer, das während des Winters zum größten Theile beurlaubt in der Heimat geweilt, bei dem nahen Gordion am Sangarius versammelt hatte, rückte er zunächst gegen Anchra, wo er die Abgesandten der Paphlagonier von der Nordküste empfing und sich eine Zeit lang aufhielt. Die Stadt bestand also schon damals. Sie fiel nach Alexanders Tode dem Könige Antiochus III. zu. Den Anker, der ihr altes Wahrzeichen bildete, entführten die Gallier bei den Einbrüchen in Vorderasien. Dann wieder wird Ancyra in den Feldzügen des Konsuls Manlius genannt. Seine Blütezeit aber kam, als Galatien römische Provinz geworden war und es nun zu einer großen Centralstation für die, den asiatischen Teil des Reichs durchziehenden Handelsstraßen wurde.

Hier teilten sich die Wege von Byzanz nach Cilicien

¹⁾ Landwehr. Die türkische Landwehr besitzt bis zum Divisionsstabe hinauf ein aktives Offizierkorps.

und Syrien, sowie nach der *Arx Romanorum* (Erzerum) in Armenien und von dort nach Persien. Kaiser Augustus, der die Gunst dieser Lage wohl erkannte, hob die Stadt auf die Höhe ihrer Entwicklung, und die dankbaren Einwohner errichteten ihm noch bei seinen Lebzeiten den Tempel, dessen Reste heute das merkwürdigste Monument Angora's bilden, eines der interessantesten Überbleibsel römischer Zeit in diesen Landen. Die Ruine enthält die berühmte Inschrift mit dem Verzeichniß der Thaten des Augustus, welche, früher schon oft kopiert und studiert, von Humann im Jahre 1880 zuerst in Gyps abgeformt wurde. Eingeklemmt zwischen ärmliche Häuser und die Moschee des frommen Hadji Beïram, liegt der Tempel heute fast verdeckt, und man hat keinen freien Blick auf das schöne Baudenkmal mehr. Aber die „Djami“ diente demselben wohl zum Schutze, da ihre Nähe die Gläubigen abhielt, den Gaur-Tempel, der aus Marmorquadern erbaut ist, einfach als Steinbruch zu verwerthen, wie es an so vielen Stellen geschieht.

Im 7. Jahrhundert kämpften die Byzantiner auf den Gefilden von Angora mit den Arabern, später mit Seltschucken und osmanischen Türken. Im Jahre 1360 eroberte Sultan Murad die Stadt, und am 20. Juli 1402 kam es zwischen den beiden Weltenstürmern, Sultan Bajazid Silderim (der Blüß) und Timur Chan zu jener furchtbaren Entscheidungsschlacht, in welcher die Tataren unter Timur Sieger blieben.

Die Bedeutung des augustinischen Zeitalters kann Angora freilich nicht wieder erhalten, denn die Welt ist

weiter geworden, und Vorderasien bedeutet nicht mehr deren Hälfte. Aber einiges Wiederaufblühen ist wohl möglich, und unrichtig jedenfalls die Parole, die ich auch dort hörte: „C'est fini de la ville, c'est fini du commerce“ u. s. w. Kommende, gehende und lagernde Karawanen bewiesen, daß das doch nicht ganz so schlimm sei.

Im Augenblicke hatte Angora sogar ein recht lebendiges Aussehen. Es war Beiram, dessen Feier hier viel mehr den Charakter eines echten Volksfestes trug, als zu Stambul. Aus allen Ecken und Winkeln quälte und quiekte Musik; Schaubuden zeigten die unglaublichsten Wunder, Karagös machte auf improvisierter Schattenspielbühne seine derben Späße zum Jubel der Zuschauer, und die Kinder erhielten ihren Teil an aufgeschlagenen Karussells. Abends flimmerten Lampions und bunte Lichter an Häusern und Minaretkränzen.

Die Stadt schätzte ich auf 25000 Einwohner; doch kann diese Zahl noch zu tief gegriffen sein. Das türkische Element mischt sich darin hauptsächlich mit dem armenischen; unter diesem wieder finden sich nicht wenig Protestanten, von amerikanischen Missionaren bekehrt. Nichts kann von dem bunten Gewirr der Erscheinungen im Orient baredter Zeugnis geben, als daß hier im alten Anchra amerikanische Geistliche den Gottesdienst mit einer armenischen Gemeinde, unter dem schirmenden Scepter des Beherrschers der Gläubigen, durch die protestantische Liturgie in türkischer Sprache beginnen.¹⁾

¹⁾ Die dortigen Armenier sprechen durchweg fast nur türkisch.

11. Nach Taisch Wasma-Karakol am 23. Juni 1896

Früh war ich am folgenden Morgen auf; die Rückreise sollte beginnen; unser schöner Spazierritt neigte sich von hier ab seinem Ende entgegen. Einst waren die Pferde von Angora ebenso berühmt, wie noch heute die Ziegen und die Katzen, die indessen gar nicht von dort, sondern von Van kommen, und da die Reise, zumal die beiden starken Märsche nach Dorai und nach Mallikioj meine beiden Tiere stark mitgenommen hatten, so äußerte ich den Wunsch, noch ein drittes zu kaufen. Vor Herrn Ossents Hause entwickelte sich darum noch eine bunte Marktszene, an welcher die zahlreich herumstehenden Unberufenen ebenso viel Anteil nahmen, als ich selber. Auf gut Orientalisch redete ein jeder mit, und unter einem wahren Wirrwarr von Meinungen erhandelte ich am Ende von einem Saptieh-Mülasim einen kleinen eisenfesten Grauschimmel, dessen vorzügliches Gangwerk mir besonders gefiel.

Ich beschloß ihn sogleich zu reiten, ließ mein fränkisches Reitzzeug auflegen und sagte Angora Lebewohl. Es war gut, daß ich mich damit beeilte; denn der Grauschimmel, dem unser Kandarrengewiß etwas ganz Ungewohntes war, raste im nächsten Augenblicke über das Steinpflaster mit mir davon, sich wie toll und wild gebärdend. So kam's denn nicht einmal zu einem ordentlichen Abschiedsblick auf die Stadt, den ich mir so gern noch gönnt; denn ich mußte Augen und Gedanken auf mein Roß heften, um mich nicht noch im Angesichte der

uns nachschauenden Volksmenge unfreiwillig von ihm zu trennen.

Nach einer Stunde hatte es sich an Zügelführung, Hand und Sitz des neuen Herrn gewöhnt und ging lammfromm seine Straße hin, den Ruf des guten Temperaments bewährend, in dem die orientalischen Pferde stehen. Ich war später mit dem ausdauernden und schnellen Tiere sehr zufrieden.

Wir folgten der Chaussee nach Stambul. Freilich ritten wir nicht auf derselben, sondern meistens alla turka daneben, die Steine vermeidend; denn weder Gräben, noch Hecken, noch Warnungstafeln mit Strafandrohungen, die uns Kulturmenschen durchs ganze Leben begleiten, sperren dort den Weg über Felder und Wiesen. Auf der Afföprü¹⁾ überschritten wir den Tschibukssu,²⁾ einen der Quellbäche des Engüréflusses, um dann, bis zu dem 1 $\frac{1}{2}$ Stunde von Angora gelegenen Dorfe Madjun, eine genau westliche Richtung zu verfolgen.³⁾ Dort verließen wir die Chaussee und schlugen einen Feldweg über Elghazy, näher dem Engüré ein, der zu unserer Linken floss. Das Land sah hier wohlhabender aus, die Dörfer waren besser gebaut, als südlich des Flusses und am Bursak.

Um 11 Uhr vormittags erreichten wir den Derbend⁴⁾

¹⁾ Die weiße Brücke.

²⁾ Das Rohrwasser.

³⁾ Die Kiepert'sche Karte (Ergänzungsblatt) ist hier nicht ganz richtig. Die Chaussee erreicht von Angora aus zunächst Madjun, die Afföprü passierend; dann aber läßt sie Elghazy und Emirhama links und gewinnt, an der Sihna Bunar vorüber, weiter nördlich führend, den Derbend von Istanbul.

⁴⁾ Engpaß.

von Istanos, wo eine nicht unbedeutende Brücke über den Ova- oder Istanos Tschai führt, dessen Mündung in den Engüire wir vorgestern bei Kessiktasch gekreuzt hatten. Im Thale weiter abwärts erkannte man die ersten Häuser von Istanos, das selbst von der Chaussee nicht berührt wird.

Eine Stunde lang rasteten wir dort.

Die Gegend war hier schon hügeliger geworden; lange fahle, aber nicht unfruchtbare und meist auch bebaute Hänge hoben sich rechts und links baumlos zu ferneren bedeutenden Bergen empor. Die Umgebung erinnerte mich lebhaft an manche Teile Lothringens, zumal an den Landstrich bei Saargemünd, den ich 1870 durchritten. Nur fehlten hier die Pappelreihen an den steinigten Straßen.

Vor dem Abend war es uns übrigens nochmals begegnet, für Räuber gehalten zu werden, was gerade nicht die schmeichelhaftesten Schlüsse auf unsere Reisetouilette ziehen ließ. Zekiriah, der in Angora zwar kein Pferd „gefunden“, aber sein Tier soweit wieder hergestellt hatte, daß es mit uns Schritt halten konnte, ritt neben mir an der Spitze unserer, durch das Fehlen der Ingenieure stark verkleinerten Kolonne. Sein Tscherkessenkostüm und Sattelzeug, sowie sein langer roter Bart müssen die Leute stuhig gemacht haben. Kurz, als wir dort einer Wagenkolonne entgegenkamen, sahen wir deutlich, daß die Wächter, die vorn neben dem Kutscher saßen, ihre Gewehre zu unserem Empfange bereit machten, so daß wir, um nicht statt des erwarteten Kaffees, blaue Bohnen zu genießen, schon von weitem mit Tüchern winken und unsere friedlichen Absichten kundgeben mußten. Etwas mißtrauisch

blieb wenigstens der vorderste Schütze dennoch; er hielt seine Waffe fertig zur Hand, bis wir vorüber waren.

Am Abend begegneten wir auch einem europäischen Reisenden zu Pferde, einem Herren Andria, der als Beamter für französische Telegraphie nach Angora versetzt worden war. Seine Familie folgte ihm in einem großen Planwagen, in dem wir ein allerliebste Nest entdeckten, bestehend aus drei kleinen schwarzäugigen Mädchen, einem Knaben und der Mama, einer noch jungen Französin, in echt türkischem Kostüm, die uns ängstlich fragte, ob der Weg weiterhin auch gut und sicher sei. „Oh, quelle peur, que j'ai eue des précipices et des brigands,“ klagte sie uns. Wir beruhigten sie und rieten ihr, von Angora hinaus in die Weinberge zu ziehen, wo es gut, frisch und gesund sei.

Dann ging es weiter, genau um 12 Uhr mittags. Vor uns lag, schon seit geraumer Zeit sichtbar, der hohe Ahasch Bel, ein mächtiger Gebirgsgrat, der sich quer vor die Straße legte. In vielen Schlangentwindungen zog diese sich dort hinan. Der Aufstieg war von großer Schönheit. Unausgesetzt genossen wir, rückwärts gewendet, eines herrlichen weiten Blickes auf Angora und seine Ebene. Zu unserer Linken, bald tief im Grunde, in ödem Geklüfte, lag ein Dorf Rajakioj,¹⁾ an dem wir vorüberritten, vielfach abkürzende Fußwege benutzend. Bald hinter diesem Orte, sahen wir gleichfalls zur Linken, 5—7 Kilometer entfernt, einen stattlichen Bergkegel, welcher den Ahasch Bel noch überragt. Unsere Begleiter nannten

¹⁾ Klippendorf.

ihm Abdul Selam. Es kann vielleicht der Giöfker-Dagh der Karte gewesen sein. Droben auf der Paßhöhe gelangten wir unerwartet zu einer hübschen Baumgruppe und einer Quelle nahe am Wachthause. Anderthalb Stunden lang waren wir gestiegen; doch lohnte uns jetzt dafür eine prachtvolle Fernsicht nach Ost und West, zum Teil auch gen Süd, doch beschränkten hier zahlreiche, im bunten Gewirr durcheinandergeschobene Berggruppen den Blick. Mein wohl durch nahendes Gewitter beunruhigter Barometer zeigte eine Höhe von 1550 Metern, die Karte nur 1287.¹⁾

Vor uns lag schon das Thal des Ahasch Esu, in welches sich die Chaussee mit denselben Windungen und Schlingen hinabsenkte, in denen sie emporgestiegen war. Ich erstaunte, dieselbe nicht nur sehr gut gebaut, sondern namentlich auch geschickt traciert zu finden; denn in Stambul hatte ich die unglaublichsten Dinge von ihrer Verwahrlosung und ihrer sinnlosen Anlage im Berggelände gehört. Der moderne Stambul-Effendi hält sich eben verpflichtet, sobald er Europa oberflächlich kennen gelernt hat, alles daheim schlecht zu finden, und fürchtet, einen Mangel an Intelligenz zu verraten, wenn er je etwas gelten ließe, das in seinem Vaterlande von Einheimischen geschaffen ist.

Der Saptieh-Dnbaschi²⁾, welcher heute mit uns ritt, da ich Auskunft über das Land zu haben wünschte, war ein stattlicher, hochaufgeschossener Gefelle, und dabei ein

¹⁾ Wir konnten hier eine sogenannte „blaue“ Kopie der Chausseekarte benutzen.

²⁾ Korporal, Gefreiter.

ganz intelligenter Mann, der gut zu erklären verstand. Er erzählte uns, wie er mit der Dienerschaft des Sultans Aziz in Italien und Frankreich gewesen und diese Länder gesehen habe. Dann sei er Capitän geworden, weil man ihm versprochen, ihn schnell zum Escham — zum Sergeanten — zu machen. „Doch,“ setzte er hinzu, „als ich aus Eifer für den Dienst mein Pferd zu Grunde gerichtet, da hat man mich auch vergessen.“ Jetzt war er des Dienstes überdrüssig, wollte seinen Abschied fordern und Beschäftigung beim Bahnbau suchen, auf den sich die verlangenden Blicke aller Stellungsuchenden, Beschäftigungslosen und Veränderungsüchtigen richteten.

Der Abstieg von der Paßhöhe, bei dem zu unserer Rechten jenseits der tiefen Kluft des Ahasch-Esu gelegenen Pasch Ahasch vorüber, war nicht minder großartig, als der Aufstieg. Ahascha, das antike Mnizos, liegt höchst pittoresk, am Berghange und in der Tiefe mit seinen Häusergruppen zerstreut, zugleich auch die Seitenthäler zwischen schroffen Felswänden füllend, ein anscheinend wohlhabender, gutgebauter Ort mit vielem Gartengrün und hohen Bäumen zwischen Mauern und Häusern. Nur bedauert man wiederum, daß diese nicht weißgetüncht sind, sondern mit grauen düsteren Wänden unfreundlich dastehen. Hier fehlte Abbedin Paschas thatkräftige Hand und seine souveräne Laune.

Von Ahascha, dessen äußere Häuser und Gärten die Chaussee berühren, steigt man noch etwa 200 Meter herab zum Beiram-Esu; dann wird das Land offener, freier und ebener. Dörfer und Gehöfte liegen rechts und links.

Der Himmel hatte sich inzwischen wieder bewölkt; ein starkes Gewitter drohte aus den Wolken herab. Beim schnellen Reiten in der Ebene waren Baudirektor Rapp und ich nach vorn geraten und, wie wir jetzt inne wurden, ganz allein. Unsere Bagage hatten wir am Myasch Bel, wo sie sich die Serpentinien hinaufwand, überholt; sie war noch für geraume Zeit nicht zu erwarten. Um nicht zuvor durchnäßt zu werden, sahen wir uns nach einem Obdach um und wählten dazu eine etwas größere Farm am Berghange zu unserer Linken.

„Bujurun!“ — „beliebt es!“ tönte uns entgegen, und ein Mann öffnete uns schnell das Hofthor, als wir eilig antrabend dort eintrafen, während schon die ersten schweren Tropfen vom Himmel fielen.

Weiß-Tschausch, der, unser Abbiegen wahrnehmend, schnell noch herangekommen war, zog die Pferde in den geräumigen Stall, durch den hindurch wir auf einer baufälligen Treppe zum oberen Stockwerke hinaufstiegen. Dort sahen wir uns zunächst in einer weiten offenen Halle.

Der Tschiftlik-Sahibi¹⁾ würde gleich kommen, hatte uns der Knecht gesagt, der uns einließ, und bald tappte auch langsam mit wuchtigen Schritten ein breitschultriger Mann empor, der sich trotz seiner vielleicht 60 bis 70 Jahre noch sehr gerade und frisch hielt.

„Selam aleikum, hosch geldiniz, sefa geldiniz, bujurun!“

Bald saßen wir, nach dem üblichen Begrüßungs-

¹⁾ Der Gutsherr.

Temena¹⁾ und der vorgeschriebenen Erwiderung: „We aleikum selam, hosch bulduk, sefa bulduk,“ auf weichen Kissen und Decken am Boden. Kaffee wurde gebracht und dann herrliche frische Buttermilch. Dem Alten schien unser Besuch lieb zu sein; er hatte augenscheinlich Lust, etwas aus der Welt zu hören.

Zunächst natürlich bildete die Eisenbahn das Einleitungsgesprächsthema und unser Wirt wußte vortrefflich Bescheid, vermochte alle Orte zu nennen, die von der Bahn berührt werden würden, und zeigte sich einsichtsvoll genug, zu begreifen, daß man beim Abstecken nicht den Wert darauf gelegt, die Linie gezwungen nahe an die bestehenden Städtchen und Dörfer heranzulegen. „Diese würden bald zur Bahn hinabsteigen,“ meinte er ganz richtig.

Dann sprang er aber schnell auf die Politik über. Unsere Nationalität als „Almanialy“ erriet er und sprach vom Kriege gegen Frankreich und von Bismarck. „Ob Deutschland wohl noch stärker sei, wie jenes,“ fragte er, „daß doch sehr an seiner Kräftigung gearbeitet habe.“ Später erging er sich über Rußland, dessen Macht, zumal seit dem letzten Kriege, schon aus Nationalstolz, von jedem, auch dem niedrigsten Türken ins Ungemessene übertrieben wird. „Und dennoch,“ fuhr er fort, „könnte die Türkei noch immer das stärkste aller Reiche sein.“ Doch müsse der Padischah vor einem Kriege erst alle seine Generale

¹⁾ Der Gruß mit der Hand, erst nach unten, dann vor die Brust oder den Mund; dann an die Stirn, mit der Bedeutung: „ich ergreife den Saum deines Gewandes, ich küsse ihn und neige meine Stirn vor dir.“

auf einer großen Wiese versammeln und ihnen eine Rede halten: „Wer von euch sich lässig und feige benimmt den werde ich hängen lassen — wer von euch vom Feinde Geld annimmt, dem werde ich den Kopf abschneiden. Assarym-kesserim!“ — gut alttürkische Parole! — „ich werde hängen und schneiden! d. h. köpfen!“

Dann, so meinte Ali-Agha, werde die Sache schon gehen und der Erfolg bei den türkischen Fahnen sein.

Auch von der Landwirtschaft wurde natürlich gesprochen, und der Alte machte uns klar, daß er ringsherum vier Tschiftliks besäße — alles Land, das man sehe, gehöre ihm. Ich bewunderte pflichtschulbigst seinen Reichtum, fragte ihn aber, warum er seinen Besitz so kahl lasse und keine Bäume am Hofe und Hause pflanze.

„Bäume pflanzen? — Schau mich an und meinen grauen Bart; ich bin alt, wer wird den Nutzen davon sehen?“

„Nun, wenn du selbst auch nicht mehr, so doch deine Kinder.“

„Meine Kinder! — bah! — wenn sie Bäume haben wollen, mögen sie sie selber pflanzen.“

Auch das war echt orientalisches, wie das assarym-kesserim! und wurde mit der unnachahmlichen Verneinungsgebärde begleitet, die oft zugleich Spott und Verachtung — wie hier für den närrischen Einfall, sich um die Zukunft der Kinder zu sorgen — ausdrücken soll.

Unsere Krimmstecher erregten Ali Agha's größtes Interesse. Er ließ sie lange nicht aus der Hand und brachte uns dann, zum Beweise, daß auch er Schätze

besitze, eine Taschenuhr von der Art der Nürnberger Eierlein, ein altes englisches Werk in fein poliertem Holzgehäuse.

Dann wurden wir zu guter Letzt noch als Ärzte konsultiert; denn jeder türkische Bauer in Anatolien hat nun einmal die Überzeugung, daß der Franke mindestens etwas vom „Hefim“¹⁾ an sich habe. Ali Agha's kleinster Junge, ein Knabe von höchstens 7 oder 8 Jahren, litt am Fieber und den Augen, und Herr Rapp schickte ihm auch, als wir unser Gepäck bei uns hatten, Chininpulverchen, für ein Kind bemessen, und ein französisch geschriebenes Rezept zum Gebrauch.

Erst nach 5 Uhr, als das Unwetter vorüber war, setzten wir unseren Weg fort. Das Land zu beiden Seiten der Chaussee wurde öder, kein Dorf war zu sehen. Nach anderthalbstündigem Ritt erreichten wir ein einsames Wachthaus, das leer stand, und beschloßen, dort zu bleiben, so wenig einladend der Aufenthalt auch schien. Da wir kaum noch eine Stunde lang auf Tageslicht rechnen durften, Mitscho mit den Packpferden aber noch nicht vorüber war, so wäre es bedenklich gewesen, weiter zu reiten. Die Verbindung würde uns in der Nacht verloren gegangen sein. Zudem hatten wir reichlich an 65 Kilometer hinter uns.

Wir ließen unsere Pferde draußen in der Nähe des Karakols grasen und warfen uns selbst auf die altersschwachen Britschen, die sich im Innern vorfanden, um kurze Aufzeichnungen zu machen. Bald kamen noch andere

¹⁾ Arzt.

Gruppen von Reisenden an, nahmen ihren Tieren die Lasten ab, ließen sie sich selbst ihre Nahrung suchen und lagerten bald darauf schwabend an kleinen Feuern, die ringsum aufflackerten. Wir erfuhren, daß wir den Tschasma oder Tsch-Basma-Karakol¹⁾ erreicht hatten, für gewöhnlich die zweite Nachtstation von Angora.

Endlich stellte sich auch ein Saptieh ein, der hier schon viele Jahre hauste, und dessen verrosteter beulenbedeckter Winchesterkarabiner wahrlich keinen Räuber erschreckt haben würde. Dem Alten, der in der langen Zeit eines ganz einförmigen Daseins den geringen Vorrat an Verstand, welchen er in besseren Tagen besessen, schon vollständig eingebüßt hatte, war nur schwer klar zu machen, was wir wollten. Die unerwartete Anwesenheit zweier Frenghis setzte ihn in großes Staunen, so daß er uns anfangs nur stumpfsinnig anzuglocken vermochte. Aber endlich machte er doch halb mechanisch den gewohnten „Kaweh“ zurecht und erbot sich sogar, in ein naheß Dorf zu gehen, um ein Huhn, Eier, Käse und Brot zu holen, worauf wir als fremde Reisende ein Recht hätten — natürlich gegen die festgesetzte Bezahlung.

Es war schon dunkel, als wir am Fuße der Höhe Zefiriah's Stimme vernahmen und antworteten. Die Bagage, der er sich mittags angeschlossen, kam heran; doch war es schon zu spät, um das Zelt noch aufzuschlagen. Den Aufenthalt hatten die von uns abgeschnittenen Serpentinaen des Ahasch Bel verursacht. Wir

¹⁾ Steindruck-Wachthaus.

blieben im Karakol, noch lange wach liegend und auf das Geschwätz und leise Singen und Summen der Lagernden draußen hörend.

12. Nach Tschairhan den 3. Juni 1889

Um 6 Uhr am anderen Morgen wurde es in unserem improvisierten Biwak am Tschibasma Karakol lebendig. Aber der Aufbruch verzögerte sich noch bis $7\frac{3}{4}$ Uhr, da die Pferde gefüttert werden sollten und der Marsch am 2. sie sehr ermüdet hatte.



Skizze des Weges von Tschibasma Karakol nach Tschairhan.

Die Gegend wurde öder, steiniger und kahler; nur am Ahasch Esu, das sich durch diese Wüste mühsam hindurchwindet, erblickte man hin und wieder ein paar Bäume. Eigentümlich scharf abgebrochene Felsmauern ragten überall aus den dürren Bergabhängen hervor. Die Nähe eines Bades, von dessen Kraft und Schönheit uns der alte Saptieh in seinem kaum verständlichen Kauderwelsch erzählt hatte, scheint auf vulkanische Thätigkeit schließen

zu lassen. Genau konnten wir leider die Lage von Itsch-medje Hamam, nach den unklaren Angaben, nicht feststellen. Seltenheiten sind heiße Quellen und Mineralwasser in Anatolien nicht; wenig Länder werden so viele davon besitzen.

Um 9¹/₄ Uhr erreichten wir die Gömlekhis-Köprü, die „Hemdlose Brücke“. Wenn damit eine Anspielung auf die Nacktheit der Gegend gemacht sein soll, so trifft sie das Ziel. Nur eine kurze Strecke vor dem Karakol, der hier zum Schutze der Brücke über das Ahasch Esu angelegt ist, waren kleine viereckige bewässerte Felder sichtbar, die den Reisfeldern Unteritaliens gleichen, thatsächlich aber dem Maisbau dienen. Sonst war nicht eine einzige Spur von Anbau zu entdecken.

Eine Brücke mit neun Mauerpfeilern und Holzbelag führt die Chaussee über den Fluß, der hier aber schon den Namen Kirmir Tschai annimmt. Dann tritt sie in eine wahrhaft furchtbare Einöde, deren Trostlosigkeit uns unwillkürlich das Herz bedrückte. Sie wäre eine vorzügliche Staffage für einen Unterweltseingang: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“ Nichts als Öde und Graus rundum. Die Natur scheint hier in einer Rückbildung begriffen zu sein. Einst vielleicht fruchtbares Land wird wieder zur Wüste. Die Berge bestehen aus graugelbem Kalkmergel. Auch sie stürzen ein. Infolge der Entwaldung hat der Regen allen lockeren Boden von den Abhängen in die Tiefe gespült, wo sich hin und wieder schmale Streifen magerer Roggen- und Gerstenfelder vorfinden. Vielfach aber hat sich auch drunten das Wasser gestaut und den Acker in Sumpf verwandelt.

Auf allen Seiten stehen grünlich grinsende Felswände. Alles lösbare Erdreich rieselt, nachdem die letzte Spur von Grasnarbe verschwunden, von der Höhe herab. Oben bleibt am Ende nur eine senkrechte niedrige Stufe stehen, gleichsam das Gerippe des Berges, das ans Tageslicht kommt. Auch die unteren Abhänge, über welche der alte Weg und die Chaussees führen, sind fast vegetationslos. Dort, wo Thäler waren, strömt jetzt der Regen, der keinen Widerstand findet, wild herab und reißt tiefe senkrechte Rinnen ein. Drunten führt er weißen Schlamm aus den durchschnittenen Thon- und Mergelschichten mit und vernichtet damit allen Pflanzenwuchs. Bald wird dieser ganz verschwunden sein und dann herrscht schrankenlos Tod und Schweigen. Das einzig Lebende, was dieser, vom Fluche des Undanks der einst hier lebenden Geschlechter getroffene, Boden noch hervorzubringen vermag, scheinen dieselben Käfer zu sein, die ich schon im Purses-Thale sah, und die auch hier eifrig ihren schwächeren Konkurrenten nachstellten, welche emsig im Pferdedünger wühlten — die einzigen arbeitsamen Wesen in diesem Inferno.

Die Einöde reicht bis dicht an Beybazar heran; der trostloseste Landstrich, den ich je gesehen, und der nicht einmal das Farbenspiel der Wüste hat, welches Pierre Lotis Meisterhand uns so anschaulich zeichnet.

Nie habe ich geglaubt, daß auch Berge verfallen könnten, wie alte Häuser; hier ist es geschehen; ihre entkleideten Gerüste starren drohend gen Himmel.

Nur eine Rettung giebt es für dies Land — Bewaldung. Das ist ebenso sicher, wie die Thatsache, daß

die Entwaldung lange vor der türkischen Zeit begonnen haben muß, und daß man also mit Unrecht die jetzigen Herren des Landes allein dieses Frevels zeihet. In den sechs Jahrhunderten, während welcher der Halbmond hier jetzt herrscht, hätten die zerstörenden Kräfte nicht so gründlich wirken können.

Doch wie soll die Aufforstung geschehen? Alle Welt verlangt von der Regierung Maßregeln zu diesem Zwecke, aber das Verlangen ist leichter gestellt, als erfüllt. Auf den Höhen würde der völlige Wassermangel den jungen Aufschlag nicht vorwärts kommen lassen. Woher ferner die Stecklinge nehmen, die zu den ausgedehnten Anpflanzungen nötig sind? Man müßte sie von weit her holen lassen, und dazu fehlen den armen Landgemeinden die Mittel. Anlage von Schonungen im großen Stil erscheint unmöglich. Man müßte ganz allmählich mit Bepflanzung der Bachufer, der Brunnen und Quellen, endlich der Wege und Dorfstraßen beginnen, um so allmählich nach den Höhen vorzudringen.

Immer würden noch die Ziegenherden zu bekämpfen sein, die jetzt schrankenlos weiden und von denen jedes junge Bäumchen benagt und zum Busch verkrüppelt wird. Sie bilden aber wieder den Hauptreichtum des niederen Landvolkes, und die Einschränkung wäre für dieses eine große Härte, die auf zähen Widerstand stoßen möchte. Hier zumal sieht man die schöne langhaarige Angoraziege in großen Herden weiden. Die Felle und die Wolle bilden bekanntlich einen Hauptexportartikel, auf den zu verzichten, schwer ist. So hübsch der Anblick dieser stattlichen Tiere ist, wenn sie sich an den Berghängen zerstreuen, so sehr

muß man sie doch als Kulturvernichter ansehen. Keine Baumknospe entgeht ihnen, solange sie irgend erreichbar ist.

So werden eine Menge von Fragen durch die Wiederbewaldung berührt, und doch sollte damit sogleich der Anfang gemacht werden; denn es giebt eben kein anderes Heilmittel.¹⁾

Endlich öffnet sich der Blick in eine tiefe Schlucht; die Hölle liegt hinter uns. Drunten erscheint üppiges Grün. Es ist Beybazar, ein ansehnlicher Marktflecken mit etwa 5000 Einwohnern, der einen Kessel und die von demselben ausstrahlenden Schluchten mit seinen Häusern, Moscheen und Gärten füllt — ein höchst pittoresker Anblick, großartiger als Avascha und hübscher durch die Üppigkeit des Grünen. Man atmet auf und fühlt sich erfrischt nach der trübseligen Einöde, die man soeben durchzogen.

Um 11 Uhr vormittags waren wir drunten im Orte, der fünf Jahre zuvor zum großen Teile abgebrannt, neu wieder aufgebaut worden war und daher auch, in der Nähe gesehen, schmucker erscheint, als sonst türkische Städtchen. Über Mittag rasteten wir in dem gleichfalls neu erbauten Han, machten noch einen Besuch beim Kaïmakam

¹⁾ Als ich damals von meinem Ritte heimkehrte, veröffentlichte ich eine Anregung des Gedankens, daß die Bahnverwaltung selbst die große Frage durch Baumschulen in Angriff nehmen könnte, welche mit den Bahnhofsanlagen in Verbindung zu bringen wären. (Allgemeine Zeitung vom 8. August 1889, Beilage.) Wir werden weiter unten sehen, daß der Generaldirektor der Anatolischen Bahn, Herr Otto v. Kühlmann, einen ähnlichen, nur weiter ausgedehnten Plan faßte und in erfreulichen Anfängen bereits durchgeführt hat.

und brachen um 2 Uhr nachmittags wieder auf; doch wurde ich noch unerwartet zu einer, von mir gar nicht beabsichtigten, Inspektion veranlaßt. Als ich an einem ansehnlichen, zweistöckigen Gebäude vorüberritt, öffnete sich dessen weites Thor, und eine Gruppe von Offizieren kam mir mit der Aufforderung entgegen, einzutreten. Ich befand mich im Landwehrzeughause von Beybazar und musterte es natürlich auch. Die Bestände waren nicht gerade reich, ja, für die beiden Bataillone — 1. und 2. Aufgebot —, deren Stabsquartier Beybazar damals war, kaum genügend; doch sonst alles sauber und in bester Ordnung, nach manga's (Korporalschaften), takim's (Zügen) und bölük's (Kompagnien) schon geordnet — in hellen, luftigen Räumen. Auch ein preussisches Auge konnte zufrieden sein.

Das Wetter der letzten Tage wiederholte sich; am Nachmittage verdüsterte sich der Horizont; Regen und Gewitter kamen herauf. Aber die Gegend wurde freundlicher; grünere Berge begleiteten die Straße, Baumgruppen in den Thälern boten einige Abwechslung. Etwa zwei Kilometer vor der Stadt kamen wir an der Tscheschme Ibrahim Agha's vorüber, deren schönes Wasser uns schon in Beybazar gerühmt worden war. Dann zieht die Chaussee in flachen Windungen über die Vorberge hinweg. Leere Kamelskarawanen, die von Stambul kamen, begegneten uns heute besonders häufig. Sie zogen nicht wie sonst wohlgeordnet, sondern in buntem Schwarm an uns vorüber.

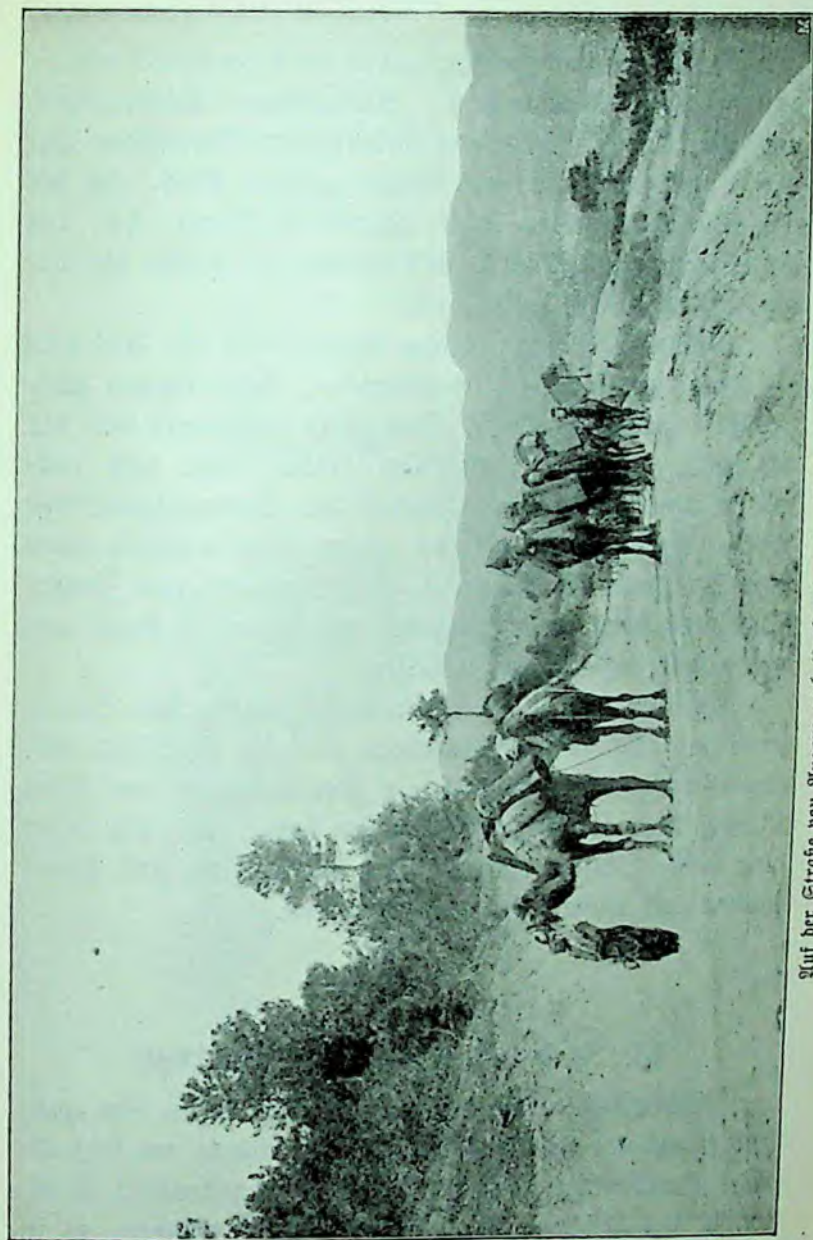
Nach zweiundeinhalbstündigem Ritt verengerte sich plötzlich das Thal zwischen höher aufstrebenden Wänden.

Wir waren im Softa Boghaz¹⁾, in dessen Mitte ein Verbend liegt. Einst war es an dieser Stelle unsicher, und die Reisenden empfahlen sich Allahs Schutz, wenn sie hier durchzogen. Ein Softa, der seinen frommen Beruf mit dem Räuberhandwerk vertauscht hatte, plünderte die Karawanen aus, bis er endlich gefangen und zum Lohn für seine Thaten auf deren Schauplatz hingerichtet wurde.

Neue Karawanen kamen uns entgegen, als wir aus dem Engpaß ins breitere Thal hinaustraten. Andere hatten schon ihr Lager aufgeschlagen. Die abgenommenen Lasten lagen im Viereck ordnungsmäßig aufgestapelt, die Kamele weideten frei in der Umgebung und ihre bizarren Silhouetten erschienen hier und dort auf den Bergen, sich dunkel gegen den abendlichen Himmel abhebend. Überall hin zerstreuten sie sich, doch schien keines geneigt, die ihm gelassene Freiheit zur Flucht zu benutzen.

Die hier sehr gut erhaltene Chaussee steigt dann zu einer Paßhöhe hinan und auf der anderen Seite in einer weiten seltsamen Serpentine wieder hinab. Dort unten taucht abermals Grün auf, aus welchem Pyramidenpappeln emporragen, uns heimatisch anmutend — aber dann hört die Chaussee plötzlich auf. Irgend ein Stück fehlt, das zwischen den zweifelhaften Grenzen zweier Verwaltungsbezirke liegen mag, welcher ein jeder die seine näher zieht, gerade umgekehrt, als wenn es gilt, Acker, Wiesen oder gutes Weideland in Anspruch zu nehmen.

¹⁾ Softapaß. Die Softas sind bekanntlich die geistlichen Studenten.



Auf der Straße von Angora nach Konstantinopel. (Photographie von Gettel.)

Das Grün und die Bäume vor uns bedeuteten Tschairhan — den Wiesen-Han. Ausgedehnte Wiesenflächen, und die kleinen viereckigen bewässerten Maisfelder umgaben das armselige, aus Lehm gebaute Dorf. In der Ferne stehen wieder kahle graublaue Berge, die, wie hinter Gömlekhis Köprü, in Trümmer zu sinken scheinen, um sich in Wüste aufzulösen.

Gegen Sonnenuntergang hielten wir vor dem Han — wenn ich mich recht erinnere —, dem einzigen zweistöckigen Hause im Ort. Das obere Stockwerk war neu aufgesetzt, und aus demselben konnte man nach rückwärts über die platten Dächer der Nebengebäude und Ställe hinwegschreiten, von einem zum anderen einen schmalen Spalt überspringend. Ein einziges kleines Zimmer stand uns oben zur Verfügung; wir zogen es daher vor, unser Zelt aufschlagen zu lassen.

Mitscho, der in Beybazar lange geraftet, den Bauern seine handelspolitischen Ansichten über die Eisenbahn auseinandergelegt und dadurch ein Privatgewitter von Seiten Kapps über sich heraufbeschworen hatte, war jetzt schon eine halbe Stunde vor uns hier eingetroffen, und schnell fanden wir unser lustiges Dach bereit.

13. Nach Köstebel den 4. Juni 1889

Schließlich verbrachten wir in Tschairhan eine ganz gute Nacht und nur das sonst so schmackhafte und krystallklare Quellwasser fehlte uns. Das abgestandene Flußwasser des Aladagh Su schmeckte fade, trotzdem es in

irdenen Krügen ziemlich kühl gehalten war. Das Fieber kufte uns gleichsam daraus entgegen.

Um 6¹/₂ Uhr brachen wir am 4. Juni auf, zunächst, von der nahen Madaghffu-Brücke aus der alten Karawanenstraße folgend. Zur Rechten strömt dort der Fluß aus einer merkwürdigen Felspalte hervor, sich ins Wiesengelände wendend. Ihm folgt am anderen Ufer die Chaussee, den Fuß der kahlen Höhe umgehend, welche wir hinansteigen.

Noch einmal empfing uns oben die Wüste; doch eine Wüste eigener Art, die bunt gestreift war. Die zerstörten Berghänge bestehen hier aus farbigen, scharf gegeneinander sich abzeichnenden Schichten. Sie sind rot, blau, grün und weiß; man zählt ihrer bis zu vierzig, die wohl aus Mergel bestehen, der bald mit Eisen, bald mit Kupfer, bald mit Alaun oder anderen Stoffen gemischt ist. Geborstene, zerfallene Hügel ringsumher — ein sehr merkwürdiges Bild, das sich erst änderte, als wir nach anderthalbstündigem Ritt eine Enge, den Kizilboghaz¹⁾ erreichten, wo wir in offeneres Gelände kamen. Es ist die alte Heerstraße nach Bagdad, der wir folgen, eigentlich nichts, als ein primitiver Feldweg, zu dessen Seite jedoch noch die Stundensteine stehen, die ehemals den Marsch der Karawanen regelten.

Um 9 Uhr 15 Min. nahm die Landschaft wieder ein neues Gesicht an. Wir traten in rotes Gebirge ein, das aber wenigstens schon mit Strauchwerk bedeckt war. Eine ferne bedeutende Kette in Südwest wurde uns als der Miha-

¹⁾ Der rote Paß.

litischdagh bezeichnet, und bald hielten wir zur kurzen Rast an einer schönen Quelle, der Beybunary.¹⁾ Dann folgten Sandsteinberge, aber die Kultur beginnt. Leute arbeiteten im Thale an der Straße und eine große Herde von Tausenden von Schafen und Ziegen begegnete uns. Nun stieg die Straße wieder in vielen Windungen hinab, und der Blick auf Nalyhan²⁾ öffnete sich, ein veritables Gebirgsdorf, tief im Kessel, an 600 Fuß unter den nächsten Höhen gelegen. Dahinter ragen bedeutendere Berge, wohl bis zu 2000 Fuß über dem Orte empor, wie der Nalyhandagh im Westen, weißgrau, aber doch mit grünem Gestrüpp bedeckt. Ein anderes Massiv wird uns dort als Choschébedagh bezeichnet, ein spitzer Kegel im Osten als Kyz Tepe³⁾ und ein hoher Fels an der Straße als Horoskajassi.⁴⁾

Nach schönem Abstieg ritten wir in den ganz hübschen Ort ein, der aus 150 christlichen, 150 muhamedanischen Feuerstätten besteht und an 1500 Einwohner zählt, wähsich 200 Häuser noch in den benachbarten Schluchten zerstreuen. Seinen Namen hat der Han des Nassuh Pascha, der einst eine Hauptkarawanenstation bildete und noch für kurze Zeit bleiben wird, bis die neue Eisenbahn die ganze Straße vereinsamt, von dem Hufeisen, den das weitläufige Gebäude über den Haupteingang als Wahrzeichen führt.

¹⁾ Herrenquelle.

²⁾ Nicht Nalyhan, wie es oft fälschlich gesprochen und geschrieben wird. Nal ist das Hufeisen. Der Name bedeutet also Hufeisenhan.

³⁾ Mädchenspiße.

⁴⁾ Hahnenklippe.

Um 1 Uhr 30 Min. brachen wir wieder auf, dem Nalyssu folgend, das aus den Bergen von Köstebef herabkommt, die für heute unser Ziel bildeten. Anfangs wählten wir noch die alte Straße im Thale, die neben der Chaussee herläuft und uns einen flotten Trab erlaubte. Dann bogen wir in der enger werdenden Schlucht auf die Chaussee ein. Die Gegend wird freundlicher, das Buschwerk an den Hängen häufiger und höher. Freilich führt das Nalyssu, welches bald den Namen Köstebef Dere annimmt, noch den weißen Gypsschlamm mit sich, den wir von der Wüste jenseits Tschairhan her kannten, aber die Verheerungen sind keine großen mehr. Bestellte Felder begleiten ihn — Grün und Bäume. Am Kiresti Derbend¹⁾ und dann am Karadjalar Derbend vorüber, erreichten wir um 3 Uhr den Müdürlü Derbend.

Dort beginnt ein schönes frisches Thal, eine Schwarzwaldlandschaft mit Hochwald auf den Bergen, wohlbestellten Feldern an den Hängen. Saftiges Laub und Vogelsang empfangen uns wieder, wenn auch nicht so üppig und schmetternd als bei Sabandja. Das Gepräge ist hier nordischer; das Nadelholz herrscht vor, die Natur ist karger mit ihren Gaben, aber auch mehr im Ebenmaß. Die Urwildnis fehlt, die wir am ersten Tage durchritten, aber auch das Dickicht von Schlinggewächsen, welche die Bäume ersticken und die Fieberdünste des sumpfigen Bodens festhalten. Langsam steigt die Straße zu ansehnlicher Höhe hinauf, und immer frischer und schöner gestaltet sich die Gegend. Wir kamen an zwei Schneide-

¹⁾ Bretter-Engpaß.

mühlen vorüber. Dann hatten wir zur Rechten im Fichtenhochwald ein schmuckes Dorf mit Schindeldächern, Paramankiöj, vor uns, und um $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr lag Köstebek, ein wenig links seitwärts der Chaussee, von dieser durch den Bach getrennt, unter Bäumen da. Es war völlig im Grünen verborgen und verriet sich nur durch den Rauch seiner Schornsteine — am Fuße eines mächtigen den Forst überragenden Felskegels, des Gürkaja oder Köroghlukaja, auch Köstebek Tepe genannt.

Das Dörfchen ist nur klein, aber freundlich. Seine Bewohner kamen uns entgegen, und mehrere Einladungen zum Nachtquartier ergingen gleichzeitig an uns. Freilich scheint diese Bereitwilligkeit des metallischen Beigeschmacks nicht ganz entbehrt zu haben; denn als wir weiter nichts forderten, wie frisches Gras für unsere Pferde, wurden uns für dieses Preise abverlangt, wie für Rosenbouquets. Die große Straße pflegt immer etwas die Charaktere zu verderben.

So thaten wir wohl ganz gut daran, bei dem Krämer des Orts, der Haus und Laden eben vergrößert hatte, ein paar ganz neue Zimmerchen mit Beschlag zu belegen, in denen wir die einzigen Bewohner waren.

14. Nach Tarakly am 5. Juni 1889

Köstebek liegt schon 1040 Meter hoch, nicht viel tiefer also als der Brocken, und eine anmutige Mittelgebirgslandschaft umgab uns auf allen Seiten. Durch Tannenwald ritten wir am nächsten Morgen nach Westen

gen Rum¹⁾ und Stambul weiter. Die Chaussee ersteigt den südlichen Thalrand und hebt sich bis zu einer Höhe von 1200 Metern empor. Zwischen dem Muidürlü Han und Köstebek hatten wir sie gestern vielfach von den Wildwassern zerrissen, von Schuttkegeln überschwemmt gefunden, ganz wie am Fuße des Kestepe. Hier war sie wieder fest und schön. Dafür bereitete sie uns die Überraschung, oben auf der Paßhöhe, mitten im Walde, plötzlich aufzuhören, genau eine Stunde von unserem Nachtquartier entfernt, das wir um 6 Uhr 15 Min. verlassen hatten. Unzweifelhaft lag auch dort irgend ein zwischen verschiedenen Verwaltungen streitiger Landstrich.

Ich war im Augenblicke ein wenig zurückgeblieben, um Notizen zu machen. Gewöhnt, nach der Gestalt des Bodens mich zu richten, wendete ich mich die Schlucht hinab, die sich vom Paß nach Westen senkte. Sie wurde auch durch einen ziemlich stark befahrenen Feldweg bezeichnet. Nach einiger Zeit endete derselbe in einem Flußbette mit gewaltigen Steinblöcken, dem aber trotzdem die Wagen- und Pferdespuren folgten. Die anmutige Mittelgebirgslandschaft verwandelte sich in eine Stein- und Waldwildnis. Kein Haus, kein lebendes Wesen war sichtbar, bis endlich nach anderthalbstündigem höchst beschwerlichem Marsche die Karaula Karadjali, ein einsames Wacht haus am Alan Esu, vor mir lag, wo die übrige Gesellschaft schon wartete.

Das war die Wegstrecke gewesen, von der Ingenieur

¹⁾ In Anatolien gilt auch das asiatische Küstenland schon als „Rum“.

Ossent, der einen Monat zuvor Personal und Material seiner Division hier hindurchgeführt, an Baudirektor Kapp berichtet hatte:

„La journée du 2 mai a été la plus mauvaise, et nous ne sommes arrivés à Keustebek (1040^m) qu'après 10 heures de voyage sur des chemins impossibles: sur environ 12 kilomètres il n'y a pas de route, et les voitures suivent, sur une certaine longueur, le lit d'une rivière, pour passer, ensuite, à flanc de coteau, le long de collines formées de terrains marneux: un champ fraîchement labouré ressemble à un macadam, comparé à ces terrains; aussi n'eut-il pas fallu beaucoup plus, pour que nous restions en panne. A 1 lieue environ de Keustebek on rejoint la route à l'altitude de 1200^m.“

Der ungleiche Schritt unserer Pferde veranlaßte meist im Laufe des Rittes eine Trennung der kleinen Schar, aber an den nicht zu fehlenden Derbends trafen wir immer wieder zusammen. Auf das Nachkommen der Bagage warteten wir vergebens; doch bedurften unsere eigenen Tiere einer halben Stunde zum Verschnaufen. Damals glaubte ich, daß ein schlechterer Pfad von einem Reiter nicht überwunden werden könnte, bis ich mich fünf Jahre später in den Gebirgen an der griechischen Grenze eines Besseren belehrte.

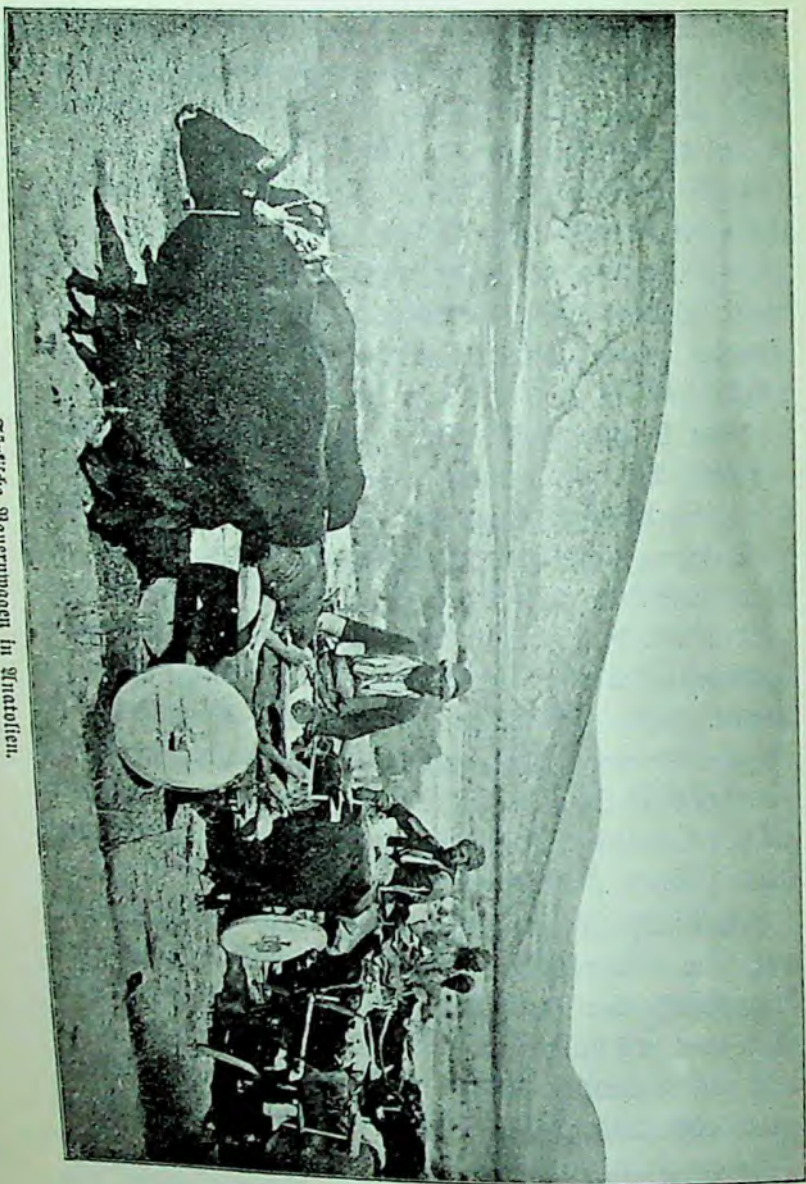
Weiterhin war der Weg leidlich, und nach 25 Minuten, bei einer kleinen, über einen Seitenbach führenden Brücke, begann von neuem die Chaussee. Wir verließen auf dieser das Alan Esu und folgten einem anderen

Bache, dem Merdiven Su¹⁾, das sich mit jenem vereinigt, um dann durch eine offenere und freiere Landschaft aufwärts zu steigen. Die Straße erhebt sich in vielen Serpentinien zu einer Paßhöhe, die etwa 1000 Meter über dem Meere liegen mag. Waldberge, welche die benachbarten Thalsohlen um 15—1800 Fuß überragen, bilden die Umgebung. Weite Blicke öffnen sich in wechselvolles Hügel- und Bergland. Dann geht es abermals in Schlangenvindungen, bei zwei Schneidemühlen vorüber, nach Westen hinab.

Um 1 Uhr 20 Min. nachmittags hatten wir Gönük — auch Torbaly genannt — vor uns. Wie Beybazar und Nalyhan liegt auch dieser Ort in tiefer Felspalte, sehr pittoresk, wenn auch von kahlen Bergen und Felsen umgeben. Wir beschlossen einen längeren Halt, um den von dem fürchterlichen Wege zwischen den beiden Chausseestrecken stark ermüdeten Pferden mehr Ruhe zu gönnen. Ein französisch sprechender Kaïmakam, ein jüngerer Beamter der neuen Schule, empfing uns sehr zuvorkommend und begleitete uns später eine Strecke weit auf einem unausgesetzt fabriolierenden arabischen Schimmel, einem schönen, kräftigen Tiere.

Endlich, als es 4 Uhr nachmittags schon vorüber war, kam unsere völlig erschöpfte Bagagekolonne an; eines ihrer Pferde verendete noch in Gönük, und Mitscho eilte zu Wagen mit unseren Sachen nach Tarakly voraus. Betrug unsere heutige Etappe doch wieder reichlich 75 Kilometer oder mehr; die türkische Berechnung veranschlagte

¹⁾ Treppenwasser.



Sardinische Saunaruwagen in Sardinien.

sie zu 16 Begestunden, deren jede fast genau mit 5 Kilometern übereinstimmt.

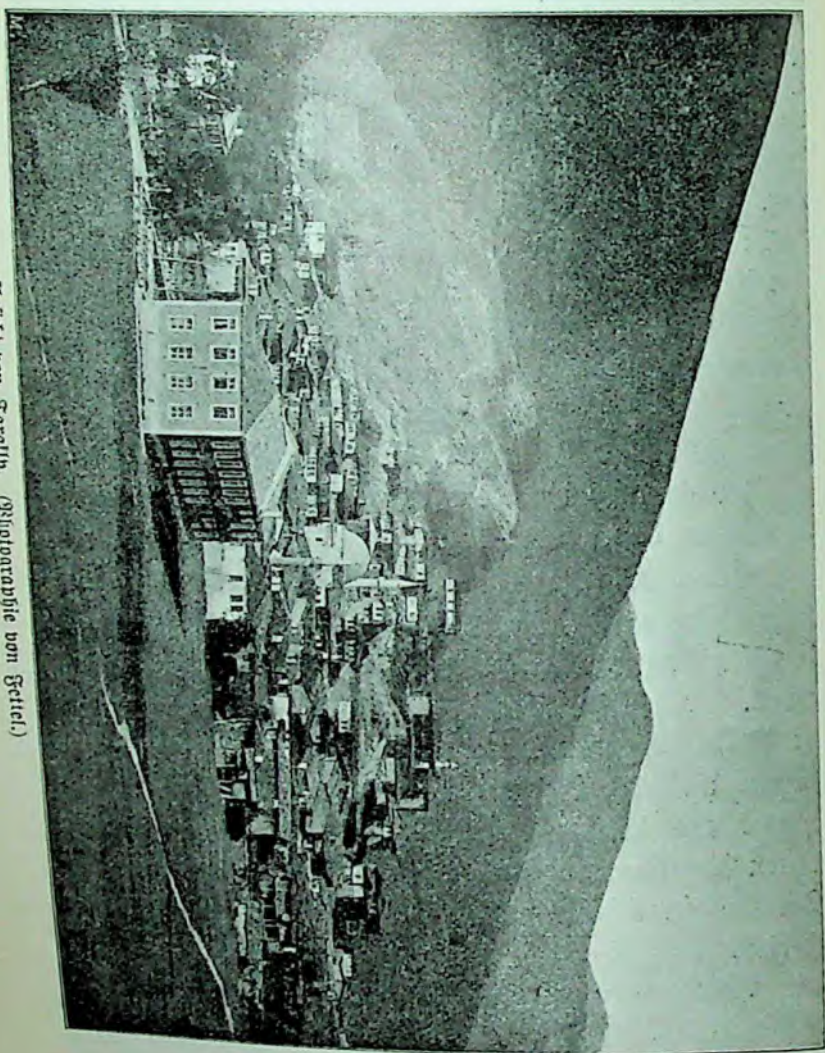
Um 4 Uhr 15 Min. brachen wir auf. Rapp und Zefiriah ritten voran. Ich mußte ihnen langsam folgen, weil mein Weißs Tschansch heute entschieden nicht in der Reifelaune, und Kamysch, auf dem er saß, etwas ermüdet war. Alle Augenblicke hielt er an, weil er seine Satteldecke oder Ähnliches verloren hatte; doch glaube ich, es kam ihm nur darauf an, dem braven Schimmelchen, das er zärtlich liebte, Ruhe zu gönnen. Zum Überfluß begann auch der Regen wieder; doch war das Land wenigstens hübsch — walbige Lehnen zu beiden Seiten des Gönük Esu. Um 6 Uhr 30 Min. ritten wir am Chodja Han¹⁾ vorbei, wo die Straße sich belebt. Wagen, Reiter, Karawanen kamen oder lagerten zur Seite.

Schon dunkelte es, als jemand an mir vorüber sprengte und dann einige Worte mit Weißs wechselte. Gleich darauf galoppierte derselbe Reiter wieder gegen Tarakly zurück. Nach einer Viertelstunde stieß ich auf eine Gruppe zu Pferde, die meiner wartete, und sah mich von einer Anzahl türkischer Offiziere umringt, die, telegraphisch von Gönük aus benachrichtigt, mich erwartet hatten. Es waren die Kommandeure der beiden Redisbataillone von Tarakly, ein tscherkessischer Kolagassi²⁾ und 6—8 andere Herren.

Bald waren wir, nach kurzer, im Dunkeln ziemlich

¹⁾ Der große Han.

²⁾ Bizemajor, Adjutantmajor.



Aussicht von Zarath, (Photographie von Göttele.)

chimärischer Vorstellung in lebhaftes Gespräch über den Krieg und die letzte Mobilmachung von 1886 verwickelt. Ich fand in meinen Begleitern sehr angenehme Gesellschafter, von denen ich noch mancherlei mir unbekannte, aber interessante Dinge erfuhr.

Nach einer halben Stunde, zwischen 8 und 9 Uhr, langten wir in Tarakly an, wo noch alle Fenster zu unserem Empfange erleuchtet waren. Ohne dies hätte man den an die Bergwand geklebten Ort gar nicht erkannt. Man führte mich höflich in das Haus des tscherkessischen Kolagassi, das einfach, aber sehr hübsch eingerichtet war, nötigte mich ins Brunkzimmer, wo Rapp sich schon vorfand, zog mir die Stiefeln aus, brachte mir Kaffee und bewunderte mich pflichtschuldigst, daß ich mich als Pascha einer solchen Strapaze unterziehen könne.

Dann folgte der türkische Vortisch, den Mostke so sehr lobt, und der auch in der That eine vorzügliche Einleitung für die Hauptmahlzeit bildet. Diese erschien noch hinterdrein: Hammel mit Reis und Rosinen gefüllt und in verschiedenen anderen Gestalten, recht gut zubereitet. Unsere Wirte waren von einfacher, nicht zudringlicher Aufmerksamkeit und dem Takt und Anstande, der den Orientalen nie verläßt.

Ziemlich spät in der Nacht erst kamen wir zur Ruhe. Rapp wurde in die „gute Stube“, ich in das Schlafzimmer des Hausherrn quartiert, wo ein opulentes Paradebett, von respektabler Länge und Breite für mich bereit stand.

Bald lag ich in festem Schlummer und träumte von

Waldbergen, von der Mergel- und Thonwüste, den gestreiften Abhängen und ungeheuren grau, grün und gelb gestreiften Klüften.

15. Nach Köprübaşihân zurück den 6. Juni 1889

Am Morgen wurde für uns außer dem Kaffee noch ein opulentes Frühstück vorbereitet, bei dem der Hammel in irgend einer neuen Gestalt erschien. Das verzögerte den Aufbruch, und ich benutzte die Pause, um auch hier das Redifdepot¹⁾ zu besichtigen. Vor dem massiven zweistöckigen Gebäude war die Wache ins Gewehr getreten, Reservisten, die, zwanzig an der Zahl, nach der Reihe zur Bewachung des Zeughauses und zum Arbeitsdienst einberufen worden — schöne, hoch aufgeschossene Bursche von martialischem Aussehen, treue Kinder der Berge, brav, willig und zufrieden mit dem, was der Padiſchah ihnen giebt, echte türkische Soldaten — nur entstellt durch die schlecht sitzenden europäischen Uniformen, mit denen sie nichts anzufangen wissen. Auch hier war alles zwar ärmlich, doch in bester Ordnung. Da standen in der Reihe zwar ein paar Leute, denen die Strümpfe fehlten und die die nackten Füße in ihre Schuhe gesteckt hatten, aber sie glichen diesen augenscheinlichen Mangel ohne Verlegenheit durch stramme Gewehrgriffe aus.

Dann ritten wir ab, von den Offizieren bis zur Grenze des Bataillonsbezirks begleitet. Eines gefiel mir sehr an diesen Männern im Vergleiche zu ihren Stam-

¹⁾ Landwehrzeughaus.

buler Kameraden. Sie legten ein augenscheinliches Interesse für ihren Dienst an den Tag und richteten eine Reihe von Fragen über die Armeereform an mich. Die, daran sich knüpfende Erörterung war sachlicher und verständnisvoller, als manche der zahlreichen Kommissionsitzungen in Stambul, denen ich beigewohnt hatte. Dort lief meist alles auf Wortklauberei und stilistische Spitzfindigkeiten hinaus; hier erfuhr ich eine Menge nützlicher Dinge, nach denen ich bisher vergeblich gefragt hatte.

Wie oft hört man von Fremden, die nach einem vierzehntägigen Aufenthalte am goldenen Horn den Orient insgemein und die Türkei ganz im besondern genau zu kennen glauben, die Ansicht aussprechen, daß in Konstantinopel Dienst und Verwaltung wohl einigermaßen geregelt sein mögen, es aber in der Provinz desto bunter ausfähe. Gerade das Umgekehrte ist der Fall, und ich stimme mit meinem Freunde Dr. Alfred Körte darin vollkommen überein, daß, wer das Land, und vor allem seine Leute, kennen lernen wolle, gerade in die Provinz gehen müsse.

Von dem leichtsten Pessimismus, der in den Salons und Kaffees von Konstantinopel herrscht, habe ich schon gesprochen; er ist unzertrennlich von oberflächlicher Kritik. Beide sind Geschwister und haben die Familienähnlichkeit, äußerst bequem zu sein. Man huldigt nicht nur dem guten Ton, wenn man schwarz in die Zukunft sieht, sowie alles verurtheilt, was die Regierung thut oder gethan hat, sondern man entschuldigt damit auch am besten die eigene Unthätigkeit; denn von wem kann es verständigerweise verlangt werden, daß er sich für eine verlorene Sache

opfere? Die ins Land gerufenen Europäer pflegen, nach dem ersten Fehlschlagen übertriebener Hoffnungen, in diesen Ton miteinzustimmen und sich absichtlich darüber hinwegzutäuschen, daß der Mangel an Erfolg sehr häufig mehr am eigenen Ungeschick und der eigenen Urteilslosigkeit als an den „Verhältnissen“ gelegen hat, denen man ihn so gern zuzuschreiben pflegt. Nur selten werden diese Leute wirklich Gutes leisten. Die Verührung mit dem Abendlande, mit dem Strome internationalen Kulturlebens, ist der türkischen Welt der Hauptstadt nicht gut bekommen.

Sehr bald hört man aus den landesüblichen Klagen über die „Verhältnisse“ heraus, daß der Kritiker selbst ein verkanntes Genie sei, dem man bitter Unrecht gethan habe und dessen Verdienste bei weitem nicht nach Gebühr belohnt seien. Ein Gespräch über die Ungerechtigkeiten der Beförderung ist kaum zu vermeiden; jedes andere kommt schließlich darauf hinaus. In Stambul Protektion zu finden, und durch diese schnell und mühelos zu Rang und Würden zu gelangen, das ist am Ende letztes Ziel der dort zusammenströmenden Menge. Das zeitigt auch die Intrigue, das Streben, den Mitbewerber, wenn nicht anders, so durch einen schlaunen Kniff aus dem Wege zu räumen; und dies häßliche Vordrängen des persönlichen Elements raubt alle Freude am Berufe.

Im Innern sind Liebe zu diesem und zugleich Zufriedenheit, Achtung vor der Autorität und Vertrauen zu derselben weit häufiger zu finden. Ich hörte in verschiedenen Bezirken ein unaufgefordertes Lob der oberen Verwaltungs-, Militär- und Gerichtsbehörden. Die persönlichen Interessen treten nicht so aufdringlich in den Vor-

dergrund. Halb vergessen und vom Avancements-, Gold- und Ordensregen, der zu guten Zeiten in Stambul fällt, nicht getroffen, haben die meisten Offiziere und Beamten der Provinz sich als gute Philosophen längst mit ihrem Lose abgefunden. Chi va piano, va sano — die Provinz enthält auch nicht die Gefahren wie die Parkets und Vorzimmerteppiche der Hauptstadt.

Damals herrschte auch noch Eintracht zwischen den Nationalitäten und Konfessionen.

Wir ritten eine kurze Strecke noch das Gönül Su hinab, dann aber bald einen aus Nordwest kommenden Bach hinauf, dessen Namen ich nicht erfahren konnte. Noch folgten wir der hier wieder gut erhaltenen Chaussee. Waldgebirge mit überragenden Felsgraten begleiteten uns rechts und links — ringsum war alles grün. Zur Rechten ließen wir in einem Seitenthal das hübsche Dorf Akşu und stiegen in Windungen immer höher und höher.

Endlich gelangten wir zur Paßhöhe, welche auf 790 Meter über dem Meere liegt, genau 400 Meter über Taraklı. Dort oben zweigt sich von der Chaussee der alte Weg der Kamelskarawanen ab, der uns als kürzer und weit schöner gepriesen wurde, wie jene. Herzlich nahmen wir von unseren Wirten aus Taraklı Abschied, der kurzen Freundschaft ein langes Gedenken bewährend. Dann stiegen wir anfangs über fruchtbare, von Waldstücken unterbrochene, Felder und Matten hinab, um endlich zwischen Fels und Abgrund auf einen schmalen

Saumpfad zu münden. Ein geradezu entsetzlicher Abstieg folgte über Steine, Stufen und Sumpflöcher hinweg. Aber der elende Weg war hochromantisch, und wir be-
reuten nicht, ihn gewählt zu haben.

Zur Rechten hatten wir stets die imposanten Dovandjifajalar¹⁾, einen zackigen Felsgrat gleich den Tschengel-fajalar, die wir vom Saccariathale aus sahen. Die Spitzen mochten wohl bis zu 4-, ja 5000 Fuß Meeres-
höhe emporsteigen. Herrliches Laub bekleidete die Abhänge darunter; Dörfer und schmucke Tschiftliks blickten daraus hervor. Je tiefer wir kamen, desto wilder ward die
Scenerie. Lebhaft rief sie mir jene Bilder ins Gedächtnis, welche in unseren illustrierten Zeitschriften die Kämpfe aus Montenegro und der Herzogewina, oder aus Albanien darstellen: ein schmaler Weg, steinig und abschüssig, eine fast senkrechte Felswand auf der einen, schwindelnder Ab-
sturz auf der anderen Seite. In der Regel wird ein türkischer Transport darauf gezeigt, den die wilden Berg-
schützen durch ihr Feuer von der gegenüberliegenden Fels-
wand aus überraschen. Die Uchies werden wohl für die sich immer wiederholenden Fälle von Aufständen und Unruhen im Balkan vorrätig gehalten.

Hier war die Staffage ganz die gleiche. Zur Rechten in senkrecht abstürzender Tiefe, die wir vom Wege aus nicht zu übersehen vermochten, brauste das Karadere. Bäume ragen von unten herauf. Drüben steht dort dicht am Abgrund, wie ein Wächter dieses Engpasses, der Karakaja²⁾, ein gewaltiger Felsblock, mit seiner Spitze wohl

¹⁾ Falkenfelsen.

²⁾ Der schwarze Fels.

600—800 Fuß über der Sohle der Schlucht — ein düsterer malerischer Anblick. Vor uns windet sich um die Kanten der Wand der schmale Pfad hinab; immer wieder sperren ihn Steine und Blöcke; oft wird er von Gießbächen überströmt, die wir zu durchreiten haben, tiefer und tiefer steigend.

Mitten im Paß liegt ein alter, jetzt halb verlassener Dörfchen. Er erzählt von einem tscherkessischen Ritter- und Räuberstückchen, das damals noch gar nicht alten Datums war. Ein paar dieser kühnen Gefellen waren plötzlich dort erschienen, ähnlich wie die Koldji's — die Regiewächter — gekleidet, hatten den alten Saptieh gefesselt, der Wache hielt, ihre Pferde verborgen und sich dann gemächlich ins Innere zurückgezogen. Einer der Reisenden nach dem andern, der draußen sein Tier festband und, nichts ahnend, eintrat, wurde in aller Seelenruhe und in der höflichsten Art durchsucht. Man befreite ihn dabei von allem, was irgend wertvoll zu sein schien. Die meisten Ankömmlinge ließen sich die Revision sogar anfangs ruhig gefallen, in der Meinung, Koldji's vor sich zu haben, bis sie zu ihrem Staunen gefesselt und in den anstoßenden Stallraum gesperrt wurden. Es war in der Nähe Markttag gewesen, und so sollen am Ende 95 Personen sich dort zusammengefunden haben. Das Material zum Fesseln bringt ja jeder Landmann gleich mit sich, den langen, viele Male um den Leib gewundenen Schawl.

Dann trafen die Strauchritter unter den geraubten Gegenständen ihre Wahl, suchten auch einige hübsche Waffen, ferner die besten Pferde und das beste Sattelzeug

aus, um ohne unnütze Eile davonzureiten, frisch mit allem Notwendigen versehen. Den letzten Geplünderten nahmen sie mit sich ins Thal hinab; dort ließen sie ihn los.

„Nun geh' zurück und befreie die andern.“

Der Saptieh erhielt noch einen guten Watschiesch als Entschädigung für den überstandenen Schreck, und weil er vielleicht seinen Posten verlieren würde.

Dann galoppierten sie über das breite Flußthal hinweg, den Bergen des Gökdagh zu.

Mußte doch auch Herr Ossent aus Angora ein ähnliches Abenteuer bestehen, als er mit Mutter, Frau und Kindern bald nach unserem Spazierritt durch das Bursakthal reiste, um seine Knaben, deren Ferienzeit beendet war, zur Küste zu bringen. Wie er einen der Hohlwege am Affaja hinabfuhr, trat ihm zunächst ein Mann entgegen, — ein Tscherkesse — der ihm winkte, zu halten. Im Glauben, daß im Wege ein Hindernis läge, vielleicht ein Unfall geschehen sei, hielt er, sah aber nun zu seinem Staunen über die Felsblöcke mehrere Flintenläufe sich aus nächster Nähe auf ihn richten. Dann sprangen ein paar gewandte jüngere Mitglieder der Bande hervor; die anderen Wagen folgten, hielten — und die übliche Erleichterungsscene spielte sich wie gewöhnlich in aller Form ab. Auch den Wagen und die beiden rüstigen Pferde Herrn Ossent's behielten die chevaleresken Banditen, die das Fuhrwerk der Damen aber natürlich nicht belästigten. Doch der Humor sollte nicht fehlen; denn der begleitende Saptieh, ein braver Bursche, der herbeisprenge, wollte seine Pflicht thun und schießen — patt! — der Karabiner versagte wie gewöhnlich zur allgemeinen Erheiterung!

Herr Ossent erhielt am Ende noch 5 türkische Pfunde zurück, die er etwa brauchte, um bis Eskischehr zu kommen. „Dorthin könne er sich ja leicht telegraphisch frisches Reisegeld bestellen.“ Dann wünschte man sich das gebräuchliche „Ouroular“¹⁾, und das Geschäft war geschlossen.

Wie aber sollte der Beraubte erstaunen, als er eines Morgens im Han von Eskischehr ganz unerwartet seine Pferde wiederfand. Ein Mann hatte sie in aller Frühe gebracht: „Die Herren, welche Herr Ossent im Bursathale getroffen, ließen schön grüßen; sie könnten die Pferde nicht brauchen, weil sie allzu bekannt in der Gegend seien.“

Ehrlicher können Räuber am Ende nicht handeln.

Endlich öffnet sich uns ein Ausblick ins blaue Sacariathal und wiederholt sich dann öfter und öfter, allmählich zu einer herrlichen Fernsicht erweitert. Zur Rechten auf den Bergen über Geiwé erscheint das große Dorf Ortaköj, am Abhange gelegen, links auf der anderen Seite des Thals der Gökdagh mit seinen blauen Kuppen und Spizen. Unser Pfad hatte genau die Richtung auf einen schönen Keßel, den Kurdbelend Tepe, den wir beim Hinreiten von Köprübaschyhan aus gesehen. Darunter breitete sich die üppige Ebene von Geiwé aus, von wogenden Getreidefeldern, Weizen, Roggen und Gerste

¹⁾ Eigentlich: Aughurlar — bonne augure = Gute Vorbedeutung, viel Glück!

gefüllt. Rote Dächer lugten überall zerstreut aus dem Grün, an den Abhängen des Karadere und auch noch hoch über Ortatioj hin. Es sind freilich nur die in den Maulbeerpflanzungen zerstreuten Bödjeklik's, die Schuppen für die Seidenraupen. Aber der meisten sind neu erbaut und nehmen sich ganz stattlich aus, die Illusion erzeugend, als sei die ganze Gegend, die ohnehin den Eindruck von Reichtum und dichter Bevölkerung macht, von freundlichen Landsitzen bedeckt. Ich rechnete den heutigen Ritt zu den schönsten der Reise.

Bei einem großen, erst kürzlich errichteten Han mündet der alte Karawanenweg in die Ebene und zugleich in die neue Chaussee, die, weiter nach Köprübaschyhan führend, das Städtchen Geiwé nur am Rande streift. Ein flotter Trab auf ebener Bahn führte uns schnell in schon bekanntes Gebiet. Bald nach Mittag stiegen wir vor dem Han an der Brücke vom Pferde, der unser zweites Nachtquartier gewesen war, und vor uns lag wieder der Balabanpaß und der Saccariadurchbruch.

16. Nach Sabandja, Ismid und Konstantinopel den 7. Juni 1889

Am anderen Morgen saßen wir schon um 5 Uhr im Sattel, um noch zu Mittag das 64 Kilometer entfernte Ismid und den Zug nach Stambul zu erreichen, ein flotter Ritt nach Sabandja und von dort eine Wagenfahrt sollte uns dahin bringen. Wir freuten

uns, die Rückkehr beschleunigen und die Unfern überraschen zu können — echt fränkische Eile.

Am linken Ufer ritten wir auf der Chaussee das Gebirgsthäl hinab, den rollenden Saccaria neben uns, dessen Hochwasser schon viele Dächer in die noch neue Kunststraße gerissen haben, so daß er droht, sie unfahrbar zu machen. Noch einmal freute ich mich an den Waldbergen des Göf- und Af Sofu Dagh, die mich am zweiten Tage unserer Reise so entzückt hatten. Mit Wehmut schied ich von der Freiheit und dem schönen Lande, heimkehrend zum Einerlei des Bureaus und der schläfrigen Langeweile von Palastvorzimmern. Beneidenswert schienen mir der Jäger, der Hirt und der Bauer, die in den Bergen bleiben und herumstreifen können, wie es ihnen beliebt. Ein besonders günstiger Stern hatte über uns gewaltet; ein feuchter Frühling und die Gewitterregen der letzten Tage hatten das Land in ein viel saftiger grünes Gewand gekleidet als sonst und den Schluchten und Rinnen ihre belebenden Wasserläufe gegeben. Wie zum Abschied schmückte sich die Natur an diesem Morgen mit besonderem Reiz, eine herrlich frische Luft wehte durch die Thäler, und die Nachtigallen sangen in den Zweigen ein Lied vom Wiedersehen.

Um 8¹/₂ Uhr schon waren wir in Sabandja und setzten unsern Weg um 10 Uhr fort — Rapp und ich in einer kleinen, mit flotten Pferdchen bespannten Kalesche, diesmal freilich den Revolver in der Hand, da wir ganz allein, nur mit einem Kutscher, fuhren und nicht gern die Erfahrungen des Kadi von Adibazar machen wollten. Um 1 Uhr 15 Minuten rollte der Wagen in Ismid

ein; eine Stunde später verließ der Zug die Station und führte uns am Ufer des blauen Golfs hin der Hauptstadt zu.¹⁾

¹⁾ Neunzehn Tage waren wir unterwegs gewesen, hatten drei Ruhetage gemacht und mußten einen Tag für die Hin- und Rückfahrt nach Ismid rechnen, so daß fünfzehn volle Reittage übrig blieben. Es waren von Ismid nach Eskischehr 230, von dort bis Angora 265 Kilometer, von Angora zurück 322 Kilometer gewesen, 817 im ganzen, oder, wenn man unsere Umwege mitrechnet, wohl gegen 900, so daß fast 60 auf den Reittag entfielen. Im ganzen wies dabei unser Reisejournal 119 Reitstunden auf, eine jede zu etwa $7\frac{1}{2}$ Kilometern.





IV

Einst und Jetzt

Wie es einst in Anatolien bis Angora hin aussah, haben wir in bunt aneinandergereihten Landschaftsbildern an uns vorüberziehen lassen. So war es auch, wenn man von den in neuerer Zeit erbauten Chausseen absieht, Jahrhunderte lang zuvor. In der Periode der Karawanen, der Reisen zu Pferde und Maultier hat Vorderasien sich nur wenig geändert. Jetzt aber geht es einer großen Wandlung entgegen. Unwiderstehlich erobernde Gewalt liegt in den Kulturmitteln unserer Zeit. Ihnen weicht der starreste Herrscherville ebenso wie die hartnäckige Verschlossenheit entlegener Völker.

Am 27. November 1892 lief der erste Zug der anatolischen Eisenbahn, mit Blumen und ottomanischen Fahnen geschmückt, in den Bahnhof von Angora ein und eröffnete das so lange verschlossene Innere Anatoliens dem Weltverkehr. Noch vor wenig Jahren hielt man das Geschehene, bei der mißtrauischen Abneigung aller orientalischen Regierungsgewalten gegen das Vordringen

moderner Verkehrswege in das von ihnen beherrschte Gebiet, für eine Unmöglichkeit. Heute setzt sich der Schienenweg schon über Kutahia bis Konia fort; die Weiterführung nach Cäsarea und zum Golf von Iskenderun ist nur noch eine Frage der Zeit. Eher die Fülle der Projekte, von denen eines das andere verdrängte, als ein Mangel daran, war Schuld, daß die Thatfachen mit den Wünschen noch nicht vollkommen Schritt zu halten vermochten. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Sultan Abdul-Hamids II., nach längerer Unterbrechung für den Bau von Eisenbahnen, in seinem Reiche von neuem einen Anstoß gegeben zu haben und ihn kräftig zu fördern.

Der Wali Abbeddin Pascha empfing den einlaufenden Zug, umgeben von seinen Beamten und einer zahlreichen — angeblich an 30000 Köpfe starken — Menschenmenge. Ein „Padischahim Tschok Jascha!“ („Lang lebe mein Padischah“), begrüßte den ersten „Karavapor“ („Landdampfer“), den die meisten Umstehenden in ihrem Leben erblickt. Hammel wurden geopfert, Reden gehalten, und am Ende nach Landesfittte vom Naib von Angora ein Gebet für den Herrscher der Gläubigen gesprochen.

Bald wird weiten und fruchtbaren Landstrichen, welche eine Ausdehnung von 70000 Quadratkilometern und gegen ein und einhalb Millionen Einwohner besitzen, ein ganz neues Aussehen gegeben sein. Der türkische Bauer ist den Neuerungen gar nicht so abhold, wie man es im Abendlande annimmt; er hat das mit seinen Standesgenossen im Westen durchaus gemein, daß er den praktischen Nutzen der Dinge, die an ihn herantreten, sehr bald begreift. Wenn, vor Eröffnung der Bahn, die

Tonne Weizen im Hochsommer in Stambul 130, in Angora aber nur 40 bis 60 Mark kostete, so rechnet er schnell heraus, daß jetzt, wo man die Bodenerzeugnisse rasch und billig nach der Hauptstadt schaffen kann, für ihn ein bedeutender Gewinn abfallen müsse, und er vermehrt seine Thätigkeit. Wer, wie wir, dieselben Länderstrecken vor der Eisenbahnzeit zu Pferde durchstreifte und jetzt auf dem Schienenwege darüber hinwegfliegt, kann an der Thatsache keinen Zweifel hegen.

Wo unsere kleine Karawane damals frei über die jungfräulichen Ebenen galoppierte, hat heute der Pflug den Boden gerigt, und Saatsfelder sperren den Weg. Neue Dörfer sind entstanden, zumeist auf den weiten Flächen von Bozüyük und Inönü. Auch auf der Sileli Ova finden deutsche Kolonisten sicherlich bald keinen Raum mehr. Den Städtchen haben sich frisch erbaute Viertel angegliedert. Die Muhadjirs sind es aus den abgetretenen Provinzen, die das Amt der Kulturpioniere übernommen haben, ohne darüber viel zu studieren und zu beraten. Zumal sind es die aus Bulgarien und Ost-rumelien angekommenen. In Jahrhunderte langer Berührung mit einem ernstesten arbeitsamen Volke, das sie zwar beherrschten, aber von dem sie doch auch lernten, haben sie an Intelligenz und Thätigkeit sehr gewonnen. Um von den fleißigen Bulgaren nicht in Grund und Boden gearbeitet zu werden, mußten sie selbst alle Kräfte zusammennehmen und wurden so ein weit rührigeres Geschlecht als die seit Jahrhunderten im alten Geleise gebliebenen anatolischen Bauern. Diesen sind sie nicht nur an Kenntniß des Ackerbaues weit überlegen, sondern

sie bringen auch meist neues, hier bisher noch unbekanntes Gerät und Kapital mit; denn sie sind auf bulgarischer Erde wohlhabend geworden. Deutlich tragen sie auch das Bewußtsein ihrer Überlegenheit zur Schau; sie fühlen sich der maßgebenden abendländischen Kultur näher und reden gern mit dem Fremden, der von dort kommt. Ihr Beispiel findet mehr und mehr Nachahmung, schon beginnt der rohe Holzpflug, der noch ganz so beschaffen war, wie Reliefs auf Grabsteinen des Altertums ihn darstellen, nach und nach zu verschwinden. Tiefer wird die Ackerkrume umgebrochen und liefert auch einen doppelten Ertrag. Wenn die Länderstrecken der Hochflächen des Innern, von der Station Karakiöj vor Bozüyük ab, auf den aus dem Abendlande kommenden Reisenden auch heute noch einen verhältnismäßig toten Eindruck machen, so liegt dies zum Teile daran, daß die Bevölkerung sich in größeren Städten, Flecken und Dörfern zusammen-drängt. Es fehlen die einzelnen Gutshöfe und Weiler, die sich bei uns in allen Tieflandsgebieten zerstreuen, und mit ihren Gärten und Häusern dem Auge eine wohlthuende Abwechslung darbieten. Das wird sich in Anatolien erst einstellen, wenn auf dem platten Lande vollkommene Sicherheit herrscht. Die Vereinzelnung gilt selbst dem Einheimischen noch immer für nicht ganz ungefährlich. Aber auch darin ist durch die Anlage der Bahn der wichtigste Schritt gethan. Sie hat einen breiten Streifen durch die von ihr durchzogenen Gebiete gelegt, von dem aus Ordnung und Ruhe nach beiden Seiten hin vorbringen.

Unser „Spazierritt“ hat die allgemeine Lage der

Linie bekannt gemacht — bis Ismid hin auch die Einzelheiten dem Leser vors Auge geführt.¹⁾ Sie folgt dann der Straße, diese in geringer Entfernung begleitend, zwischen den waldigen Hängen des Gökdagh und dem See von Sabandja hindurch.

Hier schon spürt man ihre Einwirkung. Der subtropische Urwald, in dem die Schlinggewächse mit undurchdringlichem Netz bis zu den höchsten Wipfeln emporflecterten, beginnt zu verschwinden. Brandstätten mit halbverkohlten Baumstumpfen haben weite Lichtungen geöffnet, in denen die umwohnenden Tscherkessen zu ackern beginnen. „Ein Bild der Verwüstung“, sagen die einen, „ein Bild der aufstrebenden Kultur“, die anderen! Die Ähnlichkeit mit dem fernen Westen fällt hier den Reisenden auf, die jenen kennen; andere wurden an Bilder aus Indien erinnert. Die Erscheinungen werden überall da, wo sich auf solche Art ein neues Land erschließt, sehr ähnliche sein. Hier ist das Verschwinden des tiefgelegenen Waldes natürlich, wenn auch der Freund von Naturschönheiten es beklagen mag. Das flache Gebiet um den See herum ist durch seine Lage zu Acker- und Gartenbau bestimmt; der dicht verwachsene sumpfige Wald war ein Fieberherd, und allgemach werden sich die jetzt abgeholzten Strecken wieder mit Anpflanzungen füllen, denn Sabandja und seine Umgebung leben vom Obstbau. Das Land wird gesünder und nutzbringender werden. Zu wünschen wäre nur, daß man in den höheren Bergregionen der Waldverwüstung Einhalt thäte.

¹⁾ Siehe S. 70: „Ein Spazierritt nach Angora.“



Felspartie aus der Karassinschlucht. (Photographie von Berggren.)

Schon gedeihen zwischen den einzelnen noch stehenden Stücken der ursprünglichen Wildnis üppige Maisfelder, die einen guten Ertrag liefern. Damit hebt sich nicht nur der Wohlstand des Landes, sondern auch die Sicherheit wächst. Die unruhige Bevölkerung der nahen Gebirge lernt es mehr und mehr, sich durch friedlichen Erwerb ernähren, und das Banditentum wird verschwinden.

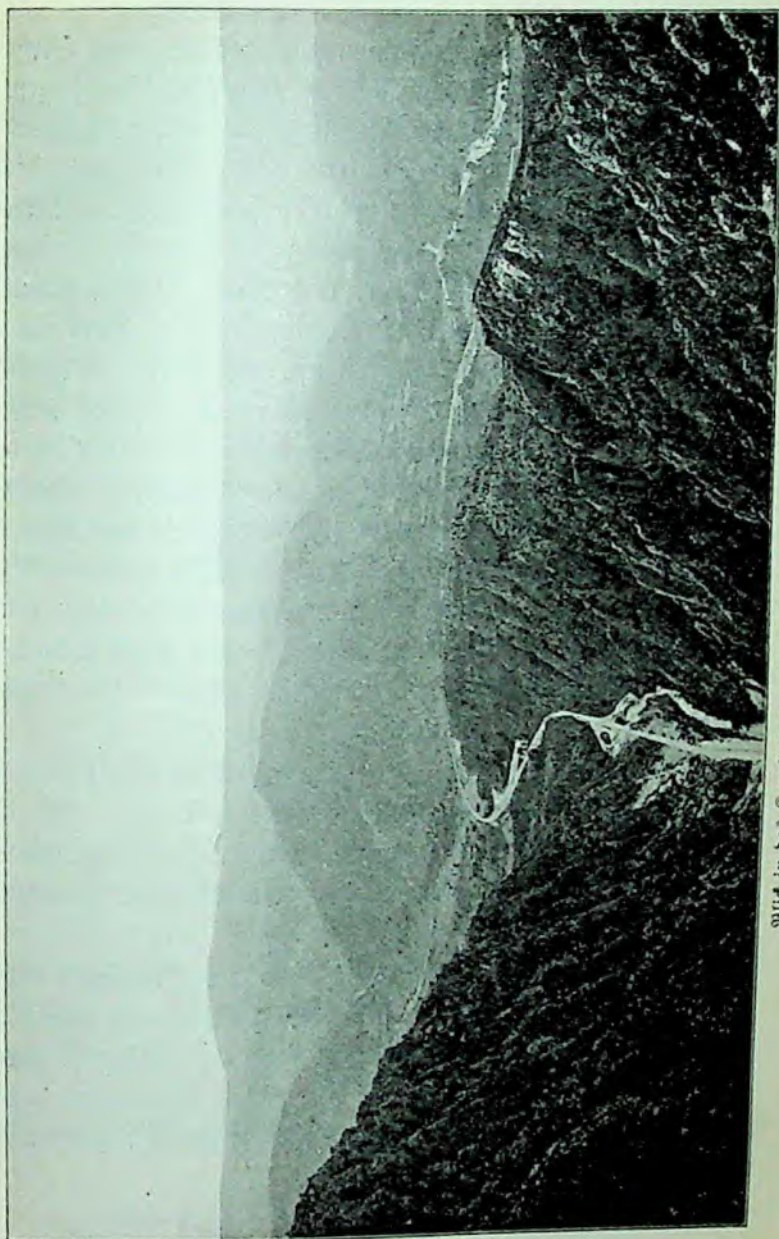
Auch das Balaban-Defilee, in welches der Schienenweg erst eintritt, nachdem er um die von uns überschrittene Bergnase hinter Sabandja einen scharfen Bogen gegen Adabazar hin gemacht und bei einem Tscherkessendorf, sowie den Ruinen eines byzantinischen Sperrforts vorübergeführt hat, lichtet sich schon bedeutend. Auf der Thalsole sind viele der herrlichen Bäume verschwunden, die uns noch Schatten gaben, aber immer noch ist es eine schöne, sehenswerte Fahrt zwischen dem wirbelnden, rauschenden Strom und den waldigen Gebirgshängen hin.

Den alten Köprübaschyhan erkennt man nicht wieder. Ein kleines Städtchen von schmucken Häusern steht dort an der Station. Geirwé hat die Wanderung zur Eisenbahn hinab begonnen. Die Lage hier ist gesünder und Handel und Wandel natürlich leichter. Wenig nur haben sich Mekedje und Lefké verändert, obschon beide Orte zum Ausgangs- und Endpunkte für die Wallfahrten nach Nicäa geworden sind.

Aus der Schlucht des Karassu ist das dichte Laub zum größten Teile verschwunden. In dem engen Raum zwischen den Felswänden konnten die Arbeit von Hunderten und die wuchernde Vegetation nicht nebeneinander bestehen, und die letztere mußte weichen. Aber nicht

mindest großartig ist darum der Schienenweg zwischen den fast senkrechten Felswänden geworden, die, hoch emporstrebend, oft nur ein schmales Stück Himmel droben erblicken lassen. Aus Rissen und Spalten sproßt auch wieder das Grün, das den alten Platz zurückzuerobern strebt. Auf den steilen Klippen oben ist es niemals ganz ausgerottet worden. Oft sieht man für den Zug keinen Ausweg aus einem engen Felskessel mehr, bis das schmale stählerne Band sich mit kühner Windung um eine scharf vorspringende Ecke schlingt und sich so allmählich in das freiere Thal bei Karatschai hinaufwindet. Neben dem Zuge, bald rechts, bald links schäumen, rauschen und wirbeln die Wasser des Karassu, und durch die Einöde tönt es wie Donner, wenn die Räder über eine seiner eisernen Brücken rasseln. Es ist eine schauerlich schöne Strecke, die man hier durchfliegt. Oft wird sie mit der, den europäischen Reisenden bekannteren Mischawaschlucht zwischen Misch und Pirot verglichen; doch ist sie bei weitem großartiger als jene.

Unberührt blieb Biledjik; dafür aber besiedelt sich das Thal mehr und mehr. Zumal ist Köplü in noch schnellerem Aufblühen als ehemals schon. Die Stelle, wo wir damals in das Städtchen einritten, liegt heute inmitten des Orts; neue Fabriken und Straßen sind entstanden. Selbst die Spekulation hat sich dahin gewendet, und in Zeit von sechs Monaten entstanden über vierzig größere Neubauten. Den Männern von Köplü fehlt es auch nicht an Stolz auf ihre Stadt, und einer von ihnen sagte mir einmal zukunftsicher: „Köplü Stambuldan büjük oladjak“ — „Köplü wird größer werden als



Blick in das Karafjall. (Photographie von Ingenieur Poullande.)

Stambul," wozu die Aussichten für das zwischen Berg-
hängen eingekleinte Städtchen allerdings noch recht fern liegen.

Bei Köplü beginnt der Aufstieg aus den die Stufen-
landschaft durchbrechenden Thälern zum Hochplateau des
Innern, und die Kunstbauten häufen sich. Dort, wo die
Linie die tiefe Schleife in das Sorgundere macht, beginnt
man, bei dem Dorfe Bekdemir, mit einem schönen hohen
Viadukt, der, 200 Meter lang, zugleich eine Kurve be-
schreibt und als Rampe emporsteigt. Tunnel und Über-
brückungen folgen dann einander; denn es mußte nicht
nur der Gang des Karassu-Thales wiedergewonnen, son-
dern auch noch manche Seitenschlucht durchschritten werden.
Die hervorragendsten Bauwerke sind weiterhin eine eiserne
Pfeilerbrücke, der sogenannte Zaila-Viadukt¹⁾ mit drei Öff-
nungen von je 30 Metern, sowie eine kühn über den
tiefen Abgrund geworfene Bogenbrücke mit einer Spann-
weite von 72 Metern — gleichfalls völlig aus Eisen
gefertigt.

Der ganze Aufstieg hat durch die Einfachheit seines
Baues die Bewunderung aller Fachleute erregt. Mühe
und Kosten sind freilich bedeutend gewesen; einzelne Kilo-
meter dieser Strecke sollen bis zu einer Million Franken
gekostet haben.

Dabei erfreut man sich während der Bergfahrt un-
ausgesetzt der prächtigsten Fernsichten, bald zurück auf die
Berge von Biledjî und den Ausgang der Schlucht von
Karatschai, bald seitwärts ins tiefe Thal hinab und auf
die jenseitigen Hänge, bald vorwärts gegen die flacheren

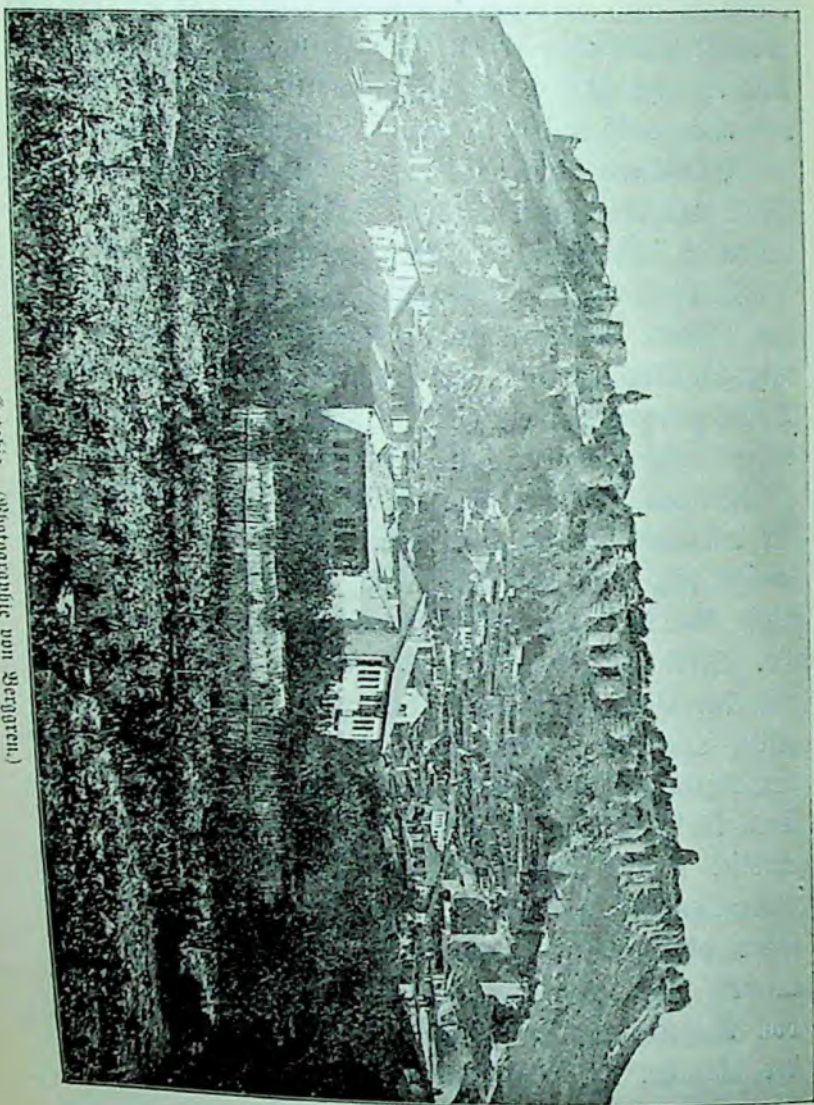
¹⁾ Zaila = die Matte.

Höhen, wo die Ebenen des Innern beginnen. Unwillkürlich ist man verdrossen, wenn plötzlich ein Tunnel uns in Nacht hüllt, aber er entschädigt uns bei der Ausfahrt; denn er zeigt uns das Landschaftsbild in anderer Gestalt, und man wechselt damit, wie in einem Stereoskop.

Allmählich nähert sich die Bahn der höher gelegenen Sohle des Karassu-Thales. Während zuvor der Fluß tief unten dahinrauschte, überseht man ihn jetzt auf einer Anzahl dicht aufeinander folgender Brücken, und bald ist das Plateau des Innern erstiegen. Dort sind es vornehmlich Bozüyük und Eskischehr, die gewonnen haben. Dies letztere zumal entwickelte sich vor den neuesten Unruhen und Finanzkatastrophen zu einem bedeutenden Zwischenhandelsplatz. Es ist bestimmt, der Mittelpunkt für den Verkehr des Hochlandes zu werden. Von dort zweigt sich, wie bekannt, auch die seitdem entstandene Linie über Kutahia, Afium Karahissar nach Konia ab, die Dr. Alfred Koerte geschildert hat.¹⁾

In Eskischehr bleibt der Zug für jetzt noch am ersten Tage der Fahrt liegen, um diese am zweiten längs des Porsak, Gümüş Su und Engüre Su fortzusetzen. Das landschaftliche Bild ist hier ja einfach; aber der Anblick weiter frisch bestellter Ackerflächen und aus dem Boden wachsender Flüchtlingsdörfer macht es doch freundlicher als ehemals. Am Abend des zweiten Reisetages türmen sich dann vor unseren Blicken die Häusermassen von Angora an ihren Felskegeln auf, von den Ruinen der „bunten“ Burg überragt.

¹⁾ Anatolische Skizzen. Berlin, Julius Springer 1896.



Die Burg von Krichia. (Photographie von Bergen.)

Die überraschend schnelle Vollendung des Bahnbaues ist bekanntlich deutsches Verdienst.

Am 4. Oktober 1888 wurde zwischen dem ottomanischen Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten einerseits und Hrn. Alfred Kaulla, Vertreter der Deutschen Bank und ihrer Gruppe, andererseits, der Vertrag abgeschlossen, kraft dessen sich dieser verpflichtete, in den vier Jahren bis zum 4. Oktober 1892 die Eisenbahn bis Angora fertigzustellen und in Betrieb zu setzen. Ganz allgemein zweifelte man damals an der Möglichkeit der Erfüllung, auch daran, daß Deutsche ein so großes Unternehmen überhaupt zustande bringen würden. Man kannte England und Frankreich als reiche und betriebsmächtige Länder, von Deutschland jedoch nach dieser Richtung hin nicht viel mehr als Krupps Werkstätten und seine Kanonen. Der glückliche Fortgang des Unternehmens ist vor allen Dingen seiner geschickten Organisation und der treffenden Wahl der ausführenden Persönlichkeiten zu danken. Vor allen Dingen fand man in dem Generaldirektor Otto v. Kuhlmann, der den Orient und insbesondere die Türkei aus langjähriger Erfahrung kannte, Land und Leute zu behandeln wußte, und auch in der nichtdeutschen Welt dort des unbedingtsten Ansehens und Vertrauens genoß, den rechten Mann, um ihn an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Die Bahngesellschaft, deren Leitung in seinen Händen lag, aber nahm den Bau nicht selbst auf sich, sondern übertrug ihn einer besonderen, die technischen Berater vereinigenden Baugesellschaft. Ein Mitglied derselben war der bekannte Eisenbahnunternehmer, Graf Vitali, mit dem

gleichzeitig ein bewährter Stab von Ingenieuren, Strecken-
 unternehmern und Arbeitern gewonnen wurde. Otto
 Rapp, mein Reisegenosse, ein Stuttgarter, und altbewährter
 Mitarbeiter des Grafen, wurde, wie wir wissen, mit der
 obersten Leitung des Baues betraut. Die Bahngesell-
 schaft bevollmächtigte ihn gleichzeitig gegenüber dem tür-
 kischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu selb-
 ständigen Verhandlungen. Auf diese Art wurde die
 Einheit der Führung, die bei schwierigen industriellen
 Unternehmungen nicht minder wichtig ist, wie bei mili-
 tairischen Operationen, hergestellt. Auf diese günstige Vor-
 bedingung kommt ebenso viel an, als auf Glück und Ge-
 schick im Entwerfen von Projekten, auf die Beschaffung
 reichlicher Mittel und selbst auf die Bethätigung einzelner
 großer Intelligenzen. Ein genialer und kenntnisreicher
 Ingenieur ist deshalb noch nicht unter allen Umständen
 der geeignete Leiter für ein großes Bauunternehmen. Die
 Rolle eines solchen erfordert zugleich die Vereinigung be-
 sonderer Charaktereigenschaften, große Energie und Zähig-
 keit, ein Vertrauen erweckendes Auftreten, die Gabe, mit
 geringen Mitteln die Disziplin in bunt zusammengesetzten
 Menschenmassen aufrecht zu erhalten und, last not least,
 eine eiserne Gesundheit mit großer Widerstandsfähigkeit gegen
 körperliche Anstrengung. Man möge also aus diesem
 und anderen glücklichen Beispielen nicht ohne weiteres den
 falschen Schluß ziehen, daß Eisenbahn-Unternehmungen
 im Orient leicht wären und unter allen Umständen großen
 Erfolg versprächen, wie es jetzt vielfach zum Schaden der
 Sache angenommen wird.

Ihre volle Bedeutung erhalten die jetzt fertig gestellten Linien erst durch ihren Zusammenhang mit dem Plane, das gesamte türkische Reich in Asien längs seiner Rückgratlinie von einem Schienenwege durchziehen zu lassen.

Sultan Abdul Hamid II. hatte sich die Vollenbung der großen Überlandbahn nach Bagdad lebhaft zu Herzen genommen und verschiedene Vorstudien zu diesem Behufe ausführen lassen. Er betrachtete sie als das große Werk seiner Regierung und setzte ein besonderes Vertrauen in die deutschen Unternehmer, von denen er die Vollenbung erwartete. Das Unternehmen ist kein geringfügiges und durchaus würdig, die Gedanken eines Souveräns zu beschäftigen. Uns Europäern erscheint die Linie meist weniger bedeutend, als sie ist, weil wir gewohnt sind, auf den Karten die Länder des Ostens in sehr kleinem Maßstabe dargestellt zu sehen. Die jetzt im Betrieb befindliche Strecke Konstantinopel-Angora gleicht etwa der Entfernung Wien-Berlin oder Stuttgart-Hamburg.¹⁾ Bis Bagdad sind von Angora noch 1500—1600 Kilometer zu bauen; 600 weitere bis Bassora am Persischen Golf, so daß die gesamte Überlandbahn wohl auf 2700 bis 2800 Kilometer Entwicklung kommen könnte. Das ist etwa dieselbe Strecke, wie von Königsberg in Preußen bis zum Ural; aber sie hat keine sarmatische Tiefebene zu durchziehen, sondern den hohen Taurus und noch manches andere wilde Gebirge zu überschreiten. Erst eine ferne Zukunft kann lehren, ob sich dies mit den Mitteln, die einem Unternehmen auf türkischem Boden zur Verfügung

¹⁾ Ohne die Zweiglinie über Kutahia nach Konia.

stehen, wird ausführen lassen. Sollte die Bahn einmal fertig werden, so muß sie freilich eine große politische und kommerzielle Wichtigkeit gewinnen. Sie würde den nächsten und schnellsten Weg vom Abendlande nach Indien bilden.

Die politischen Erschütterungen der letzten Zeit mit ihrem Gefolge von Niedergang des Handels und selbst des Ackerbaues, Verarmung und Unsicherheit haben freilich, wie sie auch so manchen anderen, vielversprechenden Anfang durchkreuzten, alle diese weit ausschauenden Pläne zur Hebung des Reichs vorerst in den Hintergrund gedrängt. Jetzt muß Ruhe und Ordnung im Lande wieder hergestellt werden, ehe an ihre Ausführung zu denken ist, und auch dann wird noch geraume Zeit vergehen, ehe das Vertrauen in die Sicherheit und Beständigkeit derselben wiederkehrt.





V

Deutsche Kulturarbeit in Anatolien

Ein Kapitel für Kolonisten und Landwirte

Die Eröffnung der neuen Verkehrsadern nach den beiden bedeutendsten Binnenstädten Vorderasiens ist also deutschem Unternehmungsgeiste und deutscher Tüchtigkeit zu danken. Aber die Schöpfer dieses Werks sind dabei nicht stehen geblieben, und der weitere Fortschritt war eine Notwendigkeit. Wo im civilisierten und gut bevölkerten Lande eine Eisenbahn gebaut wird, ist die Arbeit mit der Eröffnung der Linie beendet. Hier schließt sie nur eine erste wichtige Periode ab; denn noch gilt es, dem Unternehmen Dauer und Lebensfähigkeit zu vergleichen. Anatolien ist kein Nordamerika, kein Transvaal, keines der modernen „Zukunftsländer“, welche den internationalen Strom der Kulturpioniere durch Schätze und die ungebundene Freiheit in ihrer Ausnutzung an sich ziehen. Es ist ein Dornröschen, oder besser eine recht stattliche Dornrose, die aus dem Schlummer, ja vielfach aus der Lethargie geweckt werden muß. Freilich, an

einzelnen Stellen geht es amerikanisch her, und wenn auch keine ganzen Städte wie in jenen überseeischen Ländern, so sind doch Stadt- und Dorfviertel gleich den Pilzen aus dem Boden gewachsen. Aber das weite Land ringsum würde, was das Streben nach Kultur anbelangt den Schlaf des Gerechten weiterschlafen, wenn ihm nicht besondere Anregung gegeben würde.

Was Anatolien fehlte, ist ein Großgrundbesitz, ähnlich demjenigen in Macedonien, der über genug Intelligenz und die Mittel verfügt, um in Anbau und Verwertung des Bodens ein förderndes Beispiel zu geben. Dieses mußte auf künstliche Weise geschaffen werden, und ist seither auch geschaffen worden.

Die Heranziehung fremder Kolonisten aus Europa wäre unter allen Umständen ein schwieriges Ding gewesen, das viel Mißhelligkeiten beraufbeschworen hätte, und dessen Erfolg unsicher blieb. Zudem waren die Kolonisten ja auch vorhanden. Wer die langen Wagenzüge gesehen hat, die jahraus jahrein von Skutari und Radifiöj auf der alten Bagdadheerstraße durch die Vorstädte Kizil Toprak und Grentiöj nach Osten zogen — dessen Gedanke mußte unwillkürlich auf die Bedeutung dieser Einwanderer für die Wiederbevölkerung des Innern gelenkt werden. Schritt für Schritt im langsamen Büffeltempo ging der Marsch Hunderte von Kilometern weit, bis endlich der Platz erreicht war, den die Kommission für die Ansiedlung der Muhadjirs den einzelnen Gruppen oder Familien angewiesen hatte. Oft genug gab es dabei Nachlässigkeit und Irrungen aller Art in den Anordnungen. Die halb erbauten Hütten mußten wieder niedergerissen

werden, weil ein abändernder Befehl kam. Wochen und Monate ließ man die Armen irgendwo auf Anweisung zur Niederlassung warten, um sie ihnen dann gar noch zu verweigern, so daß sie den Stab weitersehen mußten. Viele starben und verdarben, ehe der Rest endlich seinen Platz fand; aber dieser Rest hat dann meist Gutes geleistet.

Oft habe ich nicht ohne Bewegung diesen Zügen von unter Leiden und Entbehrungen aller Art nach einer Heimat suchenden Menschen zugesehen. Breitschultrige, hochgewachsene Männer leiteten sie, während die Frauen und Kinder mitten im Haus- und Feldgerät auf den schwerbeladenen Ochsenwagen saßen und muntere Jungen das wenige mitgebrachte Vieh nachtrieben. Einmal bei glühender Hitze, das andere Mal im Winterregen wanderten sie unverdrossen, oder schlugen auf einem öden Fleck an der Landstraße ihre ärmlichen Lager auf. Im Zeitraum von wenig Jahren entstanden und vergingen auch wieder die improvisierten Dörfer. Jetzt mögen die meisten sesshaft geworden sein.

Einen Anstoß haben sie ihren jetzigen Nachbarn überall gegeben. Ihm Nachdruck und eine bestimmte, wohlüberlegte, auf wissenschaftlicher Erfahrung beruhende Richtung zu geben, war das Beste, was man thun kann.

Mag die Anregung, welche ich 1889 in Bezug auf die Anlage von Bahnhofspflanzschulen zur Wiederbewaldung des Landes gegeben¹⁾, dazu mitgewirkt haben

¹⁾ Siehe Seite 242.

oder nicht, Thatsache ist, daß die Eisenbahnverwaltung als Lehrer und Förderer der Landeskultur auftrat.

Sie verfügte bei den Stationen über größere oder kleinere Landstücke, welche entweder zu Ausschachtungen oder zu künftigen Erweiterungen hatten angekauft werden müssen, und Generaldirektor v. Rühlmann faßte den glücklichen Entschluß, sie nicht nur bepflanzen oder beackern zu lassen, sondern sie in Schulen und Versuchsfelder für Landbau, Obstbau, Gemüsezuucht, Waldkulturen aller Art u. s. w. zu verwandeln.

Mit den Mitteln und Kräften des Landes allein war dieser Gedanke nicht durchzuführen; hierzu mußte eine fremde Lehrkraft herangezogen werden. Er gewann für seinen Plan einen deutschen Kulturpionier, Garteninspektor Herrmann, einen akademisch gebildeten Mann, der auch mit dem zum Werke nötigen praktischen Sinn und mit den zu erfolgreichem Wirken im fremden Lande stets unentbehrlichen Anpassungsvermögen ausgestattet war.

Gleichsam drei Kulturzonen durchheilt man auf der Bahn ins Innere, die schon unser Spazierritt deutlich erkennen ließ. Gärten und Gemüesfelder ziehen sich längs des Schienenweges bis Ismid hin, wo nicht der Fels zu Tage tritt, oder steile Abhänge den Anbau unmöglich machen. Weinberge, Kirichen und Olivenhaine wechseln damit ab. Cypressen, immergrüne Eichen, Lorbeer, Granaten und Feigen stehen in den Parks der Landstige, an den sanften Abhängen zum Meere und den am Strande gelegenen Pflanzungen, dort Jally's genannt.¹⁾ An den

¹⁾ Jally ist eigentlich ein dicht am Meere gelegenes Haus, meist Sommerstiz, im Gegensatz zu Konak, dem Landhause. Aber

Brunnen stehen mächtige Platanen. Das Ganze ist ein Garten und zwar ein hochkultivierter Garten, in welchem, zumal was die Gemüsezucht anbelangt, es auch für unsere Gärtner noch viel zu lernen gäbe. Einfach, aber sehr sorgsam und sinnreich ist das Bewässerungssystem, das von den Landleuten angewendet wird. Aus Cisternen, die sorgfältig von dichtem Gebüsch oder hohen Bäumen verschattet werden, heben große Schöpfräder, die sogenannten Dulab's, von Pferden oder Maultieren bewegt, das Wasser in ein System von hölzernen Rinnenleitungen. Dann verteilen es gut angelegte Furchen oder kleine Dämme, zwischen denen vertiefte Bodenvierecke liegen, auf die ganze zu bewässernde Fläche. Gehörig mit der nötigen Feuchtigkeit versehen, gewährt der furchtbare Boden drei bis vier Ernten im Jahre. Ich selbst habe in meinem am Meere gelegenen Garten von demselben Stücke in einem Jahre mehrmals junge Erbsen erhalten. Nur wer diese staunenswerte Ergiebigkeit des Bodens selbst gesehen hat, begreift, wie Anatolien die dichte Bevölkerung im Altertume ernähren konnte, von der heute die zahllosen Ruinenstätten zu uns reden.

Weit weniger als der Gemüse- ist der Obstbau entwickelt. Freilich liegt Sabandja inmitten eines Hains von Fruchtbäumen, aber die Kenntnis der Pflege und Veredlung steht auf tiefer Stufe; sie hat entweder niemals einen hohen Stand erreicht, oder ist verloren gegangen. Am Strande bis Ismid entlang findet man im größeren Maßstabe fast nur den Anbau von Wischni betrieben,

der Name Zally hat sich in der Nähe von Konstantinopel auch auf die am Strande gelegenen Gemüsegärten übertragen.

einer sauren Kirsche, die zur Saftbereitung und zum Einkochen benutzt wird. Erst tiefer im Innern bei Angora, bei Amasia und Gümüşhane zeitigen Boden und Klima saftige große Früchte, Birnen und Äpfel.

An den Garten zwischen Stambul und Ismid schließt sich zunächst die Waldregion des Gökdagh und von Balaban. Riesenhafte Platanen, neben der Cyresse der charakteristische Baum der Türkei, wechseln in der Tiefe mit echten Kastanien, Nußbaum, Linden und Eichen ab. Höher hinauf folgt ein Urwald von Eichen, Hainbuchen und Edeltannen, unter deren Kronen dichtes Rhododendron-Gesträuch wuchert und im Frühling den Wald mit Blüten füllt. Bei Adabazar dehnt sich eine fruchtbare Börde aus, Acker- und Weideflächen, die, namentlich nahe dem Saccaria-Ufer, mit einzelnen breitkronigen Kastanien- und Nußbäumen bestanden sind.

Bei Geirwé beginnt die zweite Zone, die bis über Köplü hinaufreicht. Es ist merkwürdig, wie auffallend der klimatische Unterschied gegen das Küstenland ist, wenn man das Balaban-Defilee hinter sich hat. Scheint es doch, als halte dieses die kalten Nordwinde auf und lasse sie nicht weiter ins Saccariathal vordringen. So treten wir denn hier auch in den Bereich des Mohn-, Maulbeer- und selbst Baumwollenbaus. Dieser entstand zur Zeit des großen Secessionskrieges in Amerika. Weiter oben an den Hängen gedeiht der Wein. Freilich beherrscht, wie uns schon von Iessé her bekannt war, die Zucht der Seidenraupe alles Übrige.

Lange ist es üblich gewesen, den anatolischen Bauern als einen Ausbund von Trägheit und Indolenz zu schil-

bern, der nur darauf warte, daß Allah ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen lasse. Die unerschütterliche äußere Ruhe und Würde, die der Orientale allein des echten Mannes wert hält, und die er unter allen Umständen bewahrt, hat die oberflächlichen Beobachter getäuscht. Schon die mühsamen, jeden Felswinkel erreichenden Bewässerungsanlagen sprechen für die Arbeitsamkeit des Landvolks, und wer einmal an den Felshängen bei Bilebjik, Köplü oder Baschfiöj umherwanderte, muß sich überzeugen, daß es an jener wahrlich nicht fehlt.

„Wenn man bedenkt,“ — so hat sich Garteninspektor Herrmann ausgesprochen — „mit welchen Mühen diese Kulturen betrieben werden, wie die Winzer, um zu ihren Weinbergen zu gelangen, in den glühenden Strahlen der südlichen Sonne meist ohne Weg hinaufklimmen müssen, da bekommt man Achtung vor dem orientalischen Bauern, und es wäre wahrlich ein grausames Unrecht, wollte man ihn, wie es so häufig geschieht, faul nennen.“

Dort, wo der Fels vorherrscht, der meist nackt ist und in dem nur ein sparriges Wachholdergestrüpp noch in den Fugen und Spalten wuchert, ist jedes Fleckchen fruchtbarer Erde benutzt, das sich dazwischendrängt. Ja, nicht selten findet man, daß fruchtbarer Boden von den Leuten in Körben auf eine Terrasse getragen ist, wo sie Fruchtsträucher, Wein oder Maulbeerbäume gepflanzt haben und mit gleichfalls hinaufgeschafftem Wasser tränken.

Weiter oberhalb bei Karakiöj beginnt die dritte Zone, die des Getreidebaus und der Viehzucht. „Sie ähnelt in jeder Beziehung derjenigen unseres mittleren Deutschlands,“ — sagt Herrmann, dessen sachverständigem Bericht wir

hier folgen.¹⁾ „Seit der Eröffnung der Bahn macht die Bodenkultur von Karaköy bis Eskischehr, der ersten großen Stadt, zusehends Fortschritte. Die Felder sind nach asiatischen Begriffen gut bebaut, und die Dörfer mit ihren Bewohnern machen einen ziemlich wohlhabenden Eindruck. Das Hochplateauklima gestattet in der Hauptsache nur den Anbau des Wintergetreides; selten sieht man einzelne Linsen- und Mohnfelder. Während im Tieflande im Sommer hin und wieder durchdringende Regen fallen, kommt dieses auf dem Hochplateau nie oder doch höchst selten vor. In der Regel regnet es nicht vom Juni bis Ende Oktober. Dann beginnt die Regenperiode. Die eigentliche Winterkälte fängt meist erst im Februar an und dauert bis in den April hinein. Es fallen auch streckenweise große Schneemengen. und eine Kälte von 22—25° R. ist nichts Seltenes.“

„Der anatolische Bauer richtet nach diesen Witterungseigenheiten seine Ackerbestellung ein. Die Brachfelder werden von ihm schon im Mai und Juni einmal gepflügt, worauf er dieselben in rauher Furche liegen läßt. Die Schollen zerfallen und mürben sich an der Luft, und wenn im Oktober oder November der erste Regen gefallen ist, dann sät er sein Getreide und pflügt dasselbe ohne vorherige nochmalige Furche ein. Die Egge wendet er selten, die Walze nie an. Rationell ist ein solches Anbauverfahren nicht; denn das über Sommer aufgegangene Unkraut wird nur mangelhaft vertilgt, und grobe

¹⁾ Vortrag, gehalten am 2. September 1895 im Klub der Landwirte in Frankfurt a. M.

Schollen bedecken das Feld. Trotzdem bestockt sich das Getreide durchschnittlich bis zum Eintritt der großen Kälte ganz gut. Die Entwicklung desselben geht im Frühjahr außerordentlich schnell, so daß die Ernte Ende Juni, Anfang Juli meist überall beendet ist."

"Die Gegend von Eskischehr bis Angora macht in landwirtschaftlicher Beziehung einen erheblich ungünstigeren Eindruck. Die Bevölkerung wird immer spärlicher und natürlich auch die Bebauung der Felder seltener. Riesige, kilometerweite Flächen mit dem fruchtbarsten Boden liegen ohne Kultur da. Als Kontrast neben dem im Sommer von der Sonne ausgeglühten Erdreich finden sich ausgedehnte Sümpfe, welche dem Lande trotz seiner Höhenlage (mehr als 1000 Meter über dem Meere) das gefürchtete Malariafieber bringen. Durch eine richtig durchgeführte Be- und Entwässerung könnten diese Mißstände beseitigt werden. Eine Bewässerung großer Strecken ist mit Hilfe des Bursak- und Angorastromes ausführbar. Durch einfaches Abdämmen des Flußlaufes haben z. B. einige Bauern früher ausgebrannte Flächen in grüne Wiesen verwandelt. Das gänzliche Fehlen des Waldes ist übrigens die Veranlassung, daß es nie regnet."

Den drei landwirtschaftlich zu unterscheidenden Zonen entsprechen auch die Versuch- und Lehrplantagen. Sie liegen bei den Bahnhöfen Bujuk Derbend und Sabandja im Küstentieflande, bei Mekedje und Bezierhan in der Stufenlandschaft des Saccariathales und bei Eskischehr, Bittscher, Mallikioj und Bolatly auf den Hochflächen des Innern. In dem Raume zwischen der Hauptstadt und

Ismid schien eine Schulanlage für Gemüsebau bei dem hohen Stande desselben nicht erforderlich.

Wer an diesen Plantagen vorüberfährt, wird sie leicht übersehen können. Aller Luxus ist vermieden worden, keine pomphafte Inschrift verkündet den Zweck. Die künstlichen Vergitterungen, geschmackvolle Bauten von Schuppen oder Gewächshäusern fehlen. Alles ist einfach und so hergestellt, wie die Mittel des Landes es boten und wie die Nachahmung in der Umgebung, auf welche eingewirkt werden soll, ohne Schwierigkeit möglich ist.

Es ist einer der schwersten Fehler vieler von den landwirtschaftlichen Schulen, welche die türkische Regierung jetzt mit löblichster Absicht in allen Provinzen anlegt, daß sie in Voraussetzungen und Anforderungen zu hoch gehen. Grignon in Frankreich ist für die meisten das gültige Muster. Dort sind auch die Lehrkräfte ausgebildet. Mit dem mechanischen Fleiße und der schnellen Auffassungsgabe des Orientalen durchstudieren die jungen Leute dort „die groß' und kleine Welt“, machen glänzende Examina, kopieren emsig Bauzeichnungen, Garten- und Wirtschaftspläne und bringen eine Bibliothek von Katalogen und Vorlagen mit nach Hause. Was sie so gelernt, wird dann an den Schulen gelehrt. Kostbare Bauten werden aufgeführt, die neuesten Maschinen beschafft und deren Anwendung mehr theoretisch als praktisch verbreitet. Je reicher das Maschinendepot ist, desto ärmer sehen die Versuchsfelder aus, und je mehr Frucht-, Gemüse- und Getreidesorten sorgsam in die Hefte kopiert werden, desto weniger baut man davon an. So kommen denn die jungen „inspecteurs de l'agriculture“ in die Vilajets,

packen ihre Hefte, Bücher und Zeichnungen aus, um sie den staunenden Bauern zu zeigen und ihnen auseinanderzusetzen, wie dies und jenes in Grignon gemacht wird, bis diese kopfschüttelnd davongehen und sich im stillen sagen, daß das Ding eine Unmöglichkeit sei und es besser beim Alten bliebe. Der junge eifrige „inspecteur“ aber seufzt über die Trägheit und Indolenz der Landbevölkerung und die Fahrlässigkeit der einsichtslosen Behörden, die das Geld nicht hergeben mögen, um all die schönen Kulturmittel anzuschaffen.

Als ich einmal auf einer solchen „ferme-modèle“ zusah, wie das magere Futter für sieben noch magerere Kühe mit viel Aufwand von Geräusch mittelst einer kostbaren auf eisernen Pfeilern laufenden Förderbahn herangeschafft wurde, und die Bemerkung machte, daß man bei mir zu Hause einen alten Ortsarmen damit beschäftigen würde, da erhielt ich vom „directeur“ die belehrende Antwort: „Vous oubliez que c'est une ferme-modèle.“ Eine Musterfarm, die nicht zum Muster genommen werden kann.

Gewiß, es ist nicht überall so. Es giebt derartige Schulen, die, von einsichtsvollen Leuten verwaltet, den Glanz hochtönender Lehrprogramms verschmähen und sich auf das Einfache und überall im Lande Durchführbare beschränken, so die Ackerbauschule von Brussa, von Salonik und einige andere. Im allgemeinen aber würde durch Vereinfachung und Beschränkung in den verfolgten Zielen mehr erreicht werden.

Diesen Vorwurf hat man den Plantagen der anatolischen Bahn nicht zu machen. Alles, was dort gezeigt

und gelehrt wird, ist für die Nachbarn ohne weiteres anwendbar, und es ist in allen Stücken besondere Rücksicht darauf genommen, diesen die errungenen Erfolge zugänglich zu machen.

Die Anlage bei der Station Bujuk Derbend ist in erster Linie dem Obstbau und den Fruchtsträuchern gewidmet. Äpfel, Birnen, Quitten, diese als künftige Veredelungsunterlage für eine zwergwüchsige Birne, auch Mirabellen, Zwetschen und Wischni, die einheimische saure Kirsche in verbesserter Art, ferner Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren werden dort gezogen und die Pflänzlinge den Umwohnern für ein Billiges überlassen. Zum Begrünen der Stationen sind ferner Baumschulen von Cypressen, Eucalyptus, der den fieberschwangeren Bahnhöfen zugebracht ist, und ähnlichen Holzarten, welche guten Erfolg versprechen, sodann von stacheligem Hecken-
gesträuch zum Schutze der Pflanzungen, angelegt worden. Die Zwischenfelder aber wurden mit Kartoffeln und Luzernen bebaut, um ein Beispiel von Obstbau in Verbindung mit der eigentlichen Landwirtschaft zu geben. Das Gedeihen aller Kulturen war ein überraschendes und für die Kraft und Fruchtbarkeit des Bodens, die fördernde Wirkung des Klimas, sprach es am deutlichsten, daß selbst die zu Stützen gebrauchten, dem nahen Wald entnommenen Stöcke, Stangen und Äste, einmal in den Boden gebracht, wieder junge Triebe zeigten und zu grünen begannen.

In Sabandja, dem Obstbaustädtchen der Linie, mußte mit besonderer Mühe eine Musterplantage angelegt werden, die als förderndes Beispiel für die ganze Gegend dienen konnte. Nicht geringe Schwierigkeiten waren hier in dem

sehr festen Boden zu überwinden, der erst gründlich mit dem Spaten gelockert werden mußte, ehe er sich zum Anbau eignete. Ein schädliches Insekt konnte nur nach längerem Vernichtungskriege ausgerottet werden. Dann aber war auch hier der Erfolg ein guter. Feinere, zum Export geeignete Obstsorten wurden gepflanzt, mit Fruchtsträuchern gemischt. Daneben legte man eine Erdbeerenkultur an, welche bis dahin nur in der Umgegend von Konstantinopel, auf rumelischer Seite, im großen Maßstabe betrieben worden ist, hier jetzt aber schon sehr reiche Ernten ergeben hat.

Adabazar, inmitten seiner fruchtbaren Börde, ist das hauptsächlichste Versuchsfeld für Spargel, die Zuckerrübe und den Hopfen geworden, der überall im Tiefland wild wächst und an Stärke der Entwicklung dem Gartenhopfen Europas überlegen ist. Versuche mit Flachs wurden, infolge einer Anregung des Verbandes deutscher Leinen-Industrieller, gleichfalls im großen Maße gemacht, denn die feuchte Luft des Sabandja-Seebeckens begünstigt seinen Anbau durchaus.

Bald fand sich, durch die Verhältnisse bedingt, noch ein weiterer Zweig der Bodenkultur dazu — der Anbau junger Erbsen für eine bei Kartal entstandene Konservenfabrik, welche zumal auf die Notwendigkeit der Verproviantierung zahlreicher großer Dampfer berechnet ist. Gerade diese bis dahin vernachlässigte Frucht hat in kürzester Zeit die größten Erträge geliefert und ihr Ansehen bedeutendsten Aufschwung genommen. Es ist daher heraus, daß nach der schon im Juni erfolgten Ernte der Boden noch eine weitere Feldfrucht

Das grüne Erbsenkraut ward untergepflügt und darüber Mais gesät, der noch zur Reife gelangte.

Obstbäume und Fruchtsträucher sind auch für Metebje ausersehen worden. Der Bodenart entsprechend ist ferner, wie bei Adabazar, eine große Spargelkultur begonnen worden. Allein trotz der Nähe des Saccariaflusses herrschte dort eine außerordentliche Trockenheit. Während des Jahres 1894 fiel 7 Monate hindurch kein Tropfen Wasser, und alle Vegetation verdorrte, während in der Nähe überall Gewitterregen niedergingen. Es scheint, daß die Lage der einengenden Berge diese Dürre bedingt. Auch die Anlage artesischer Brunnen führte nicht zum gewünschten Ziele.

Bezierhan wurde die Hauptgehölzbaumschule für die Bepflanzung der Stationen. Im verflossenen Jahre besaß die Verwaltung dort schon an 80 000 einjähriger Stämme aller Arten, besonders solcher, welche die trockene Hitze der Hochebene ertragen.

Die auf denselben angelegten Versuchsfelder sind natürlich hauptsächlich der Landwirtschaft gewidmet — dem Anbau aller dort irgend gut gedeihenden Getreidearten und zumal der bis dahin fast noch unbekannten Kartoffel.

Gerade die letzten Jahre vor dem Eingreifen unserer deutschen Kulturpioniere hatten Mißernten gebracht. Bei seinen Studienreisen sah Herrmann wiederholt, daß die Bauern das ärmliche Getreide nicht zu schneiden vermochten, da es zu kurz geraten war. Sie mußten es mit den Händen ausraufen, um es zu sammeln. Selbstverständlich konnte kaum das Saatgut geerntet werden, und dieses noch dazu so geringwertig und unentwickelt, daß sich

davon selbst bei günstigen Witterungsverhältnissen keine brauchbare Frucht mehr erwarten ließ. Nie zuvor hatte er eine derartige Mißernte gesehen und sein Nachdenken wurde mächtig angeregt, wie sich der Wiederkehr des Elendes vorbeugen ließe.

Natürlich erkannte auch er in dem Fehlen der Waldungen und der dadurch bedingten Trockenheit der Luft die erste aller Ursachen. „Der Südwind, wenn er in ungeschwächter Kraft, alles versengend, über die Getreidefelder fegt, kann in wenigen Tagen die Aussichten auf eine gute Ernte vernichten.“¹⁾ Schwache Saaten fielen ihm widerstandslos zum Opfer.

Die zweite nicht minder wichtige Ursache war die von alters her gebräuchliche flache Ackerung. Herrmann fand bei genauer Untersuchung eines mißratenen Weizenfeldes, daß der Boden nur 13 cm tief gelockert war. Die Pflanzen hatten denn auch ihre Wurzeln nicht tiefer getrieben; diese waren vollständig verbrannt und die Stalmhöhe nicht über 22 cm hinausgekommen. Zumal bei der Bestellung der Sommersaaten wird vom anatolischen Bauern viel gefehlt, da er den Boden meist über Winter geschlossen liegen läßt und ihn erst kurz vor der Saat in der unvollkommensten Weise pflügt. Auch pflügt er zu spät zu säen, und gerade dieses ist bei dem trockenen Klima der Hochflächen von den übelsten Folgen.

¹⁾ Bericht des Kulturinspektors Herrmann über seine Studienreise im Jahre 1894. Diefem mir von der Bahnverwaltung freundlichst zur Verfügung gestellten Berichte, sowie dem Jahresbericht über 1895 (d. d. Jsmid den 16. Januar 1896) sind auch die meisten übrigen sachlichen Angaben entnommen.

Endlich ist eine künstliche Kräftigung des Bodens und im Zusammenhange damit eine verständige Aufeinanderfolge der Früchte unbekannt. Der anatolische Bauer düngt in der Regel nicht, hauptsächlich deshalb nicht, weil er für sein Vieh keine Stallfütterung hat. Auch behauptet er, und zwar mit Recht, daß der frische Dünger seine Saaten verbrenne. Mehrere Jahre hintereinander baut er die gleiche Frucht auf dem gleichen Acker. Wenn er dann merkt, daß der Saatenstand dürrig zu werden beginnt, läßt er das Feld brach liegen und nimmt ein anderes Stück in Kultur, falls er dazu Bodenfläche genug besitzt. Wenn nicht, so geschieht noch Schlimmeres. Ein oder zwei Jahre werden auf dem entkräfteten Stück Kürbis und Melonen gebaut. Die Halmfrüchte sind große Stickstoffzehrer, und ihr Rückgang beruhte auf dem eintretenden Mangel daran; Kürbis und Melonen aber sind es erst recht, und die natürliche Folge ist nun, daß der Acker für den Getreidebau noch mehr geschwächt wird, als er es zuvor schon war.

Im Bursakthale findet sich überall in geringer Tiefe Wasser vor, aber auch dieser Schatz bleibt ungehoben; erst die letzten dürren Jahre mit ihrem Gefolge von Mißernten haben dem Bauern hier und dort die Schaufel und den Spaten in die Hand gezwungen, um das Flußwasser in die Felder zu leiten.

So gelangte Herrmann denn auch zu der Überzeugung, daß es unrichtig sei, wie es so viel geschieht, von der großen Fruchtbarkeit des Bodens der Hochebenen ganz im allgemeinen zu sprechen. Nur für die Landstrecken trifft dies zu, welche Jahrhunderte lang unbestellt

liegen geblieben sind und nun frisch unter den Pflug genommen werden. Die Äcker aber, welche gewohnheitsmäßig von älterer Zeit her benutzt werden, fand er vielfach arm, sehr arm, nicht fähig, die Anwohner vor Not zu schützen.

Im November 1895 erhielt er den Auftrag, die Ursachen völliger Mißernten bei neun Dörfern in der Umgegend von Beylik Achur zu untersuchen. Einen traurigen Einblick in die Armut der anatolischen Bauern gewährte gerade diese Reise. Seit zwei Sommern war weniger als die Saat geerntet worden. Die Felder lagen verbrannt und öde da, an einzelnen Stellen, wie in dem von 114 Familien bewohnten Beylik Achur selbst, und in dem benachbarten Akköprü, einem Muhadjirdorfe, herrschte ein namenloses Elend. Die Bauern, bekannt als fleißige und gute Ackerwirte in ihrer alten Art, hatten die Felder, wie sie es verstanden, zur Saat vorbereitet, aber noch zu Ende des November war der Boden so trocken wie Asche und auch das Saatgetreide fehlte. Maul- und Klauenseuche brachen unter dem Vieh aus und rafften es reißend dahin. Um ihr Dasein zu fristen, verkauften die armen Leute das noch gesunde, und sahen dann mit orientalischer Ergebung in das Schicksal dem eigenen Untergange entgegen — bis Hilfe von der Regierung und der Bahngesellschaft kam. Es wirft gewiß ein gutes Licht auf die Redlichkeit der anatolischen Türken, daß die Notleidenden sich nach der nächsten Ernte bemühten, das ihnen vorschußweise gegebene Saatgetreide voll und in guter Beschaffenheit wiederzugeben. Einige wuschen es sogar, um nur ja die Bahnverwaltung recht zufrieden zu

stellen. Nur Beylik Achur und Akköprü waren nicht im stande, der Verpflichtung nachzukommen.

„Etwa vier Wegestunden gen Norden von Beylik Achur überblickt man, nachdem man eine Hügelkette überschritten hat, ein weites Thal, welches mit seinen grünen Saatsfeldern einen überaus wohlthuenden Kontrast gegen die ausgedörrten Fluren der beiden eben genannten Dörfer bildet,“ berichtet Herrmann weiter. „Mit Hilfe eines stark fließenden Baches haben die Bauern einen großen Teil ihrer Felder beriefelt, um sich von der Witterung unabhängig zu machen.“

„In der That kommen gänzliche Mißernten hier nie vor; und wenn man die intelligente Art und Weise der Ausnutzung des Wassers sieht, muß man wahrlich vor dem Bauern, der ohne Nivellierinstrument arbeitet, alle Hochachtung haben. Sieht man ferner, wie das abfließende Wasser noch zum Treiben von Mühlen benutzt wird, so kann sich das Gefühl der Hochachtung nur noch steigern. Auffallend war es für mich auch, zum erstenmale in Anatolien eine saubere Bewirtschaftung der Felder zu sehen. Die Ursache dieser Erscheinung ergründete ich alsbald darin, daß inmitten der fünf Dörfer, welche dieses Thal bevölkern, zwei Muhadjir-Dörfer liegen, die den eingewanderten Türken ein gutes Beispiel durch ihre bessere Bodenkultur gegeben haben. Es ist dies wiederum für mich ein neuer Beweis, wie nur durch Beispiele eine Verbesserung des Ackerbaues erzielt werden kann. Rührend war es für mich, daß ich überall, wo ich hinkam, selbst in den armen Dörfern, gastfreundlich aufgenommen wurde; vielfach forderte man mich zum Übernachten auf,

und erst dann ließ man mich weiterziehen, als ich das Versprechen gegeben hatte, sie bald wieder zu besuchen."

Als Beispiel, daß endlich die bitteren Erfahrungen die Landleute zu künstlichen Bewässerungsanlagen auch im Porsakthale gezwungen haben, führt der Berichtersteller das Dorf Bali an, einige Wegestunden von Saffilar, welches wir bei unserer Mitte sahen, wo die Bewohnerschaft unter Führung ihres Moukthars einen neun Kilometer langen Leitungsgraben gezogen hat, und Mann, Weib und Kind zur Arbeit daran gezwungen wurden. „Diese Beispiele werden — ich bin davon überzeugt — Nachahmung finden."

Die Mittel, welche Kulturinspektor Herrmann zur Vermeidung oder Milderung künftiger Mißernten, sowie zur Hebung des Landbaues jener Gegenden vorschlägt, haben einen sicheren Wert für jedermann, der das durch Übervölkerung zu eng werdende Vaterland verläßt, um in jenen noch leeren Breiten, oder in Ländern mit ähnlichen Verhältnissen sich eine neue Heimstätte zu schaffen. Sie haben also wohl das Anrecht auf einen Platz in diesen Skizzen.

Auf der anatolischen Hochebene fallen nur im Winter, meist in den Monaten Januar bis April, reichliche Regen- und Schneemengen. Die Bestellung der Äcker muß deshalb so eingerichtet werden, daß diese Feuchtigkeit, im Erdreich festgehalten, gleichsam für die regenarme Zeit als Vorrat aufgespeichert wird. Das kann nur durch hinlängliche Bodenlockerung erreicht werden, welche das Erdreich befähigt, durch seine Kapillarität größere Feuchtig-

feitsmengen in sich aufzunehmen und für geraume Zeit zu binden. Diese Lockerung ermöglicht zugleich die Durchfrischung des Bodens mit dem aufsteigenden Grundwasser. In den Niederungen des Purlakthales beginnt dasselbe schon mit 1—1,60 Meter. Bei starker Verdunstung des Wassers an der Oberfläche, wie sie dort stattfindet, wird sich dasselbe bis zu einem bestimmten Grade aus der Tiefe herauf wieder ersehen, wenn der Boden nicht mehr fest und hart ist.

Es wäre indessen fehlerhaft, wollte man beim Pflügen die Scholle tiefer ausheben und wenden. Dieses paßt für die kleinasiatischen Ackerverhältnisse nicht, da man dabei den in der Tiefe lagernden toten Boden an die Oberfläche, die fruchtbare Krümme aber in die Tiefe bringen, sie gleichsam begraben würde. Die beste Methode wird sein, den Boden zunächst nur flach, bis auf etwa 20 Centimeter hinab zu ackern und direkt hinter der Furche den sogenannten Tiefskulturpflug folgen zu lassen, der so gebaut ist, daß er den Boden nicht wendet, sondern nur bis zu 35 und 40 Centimeter hinab aufwühlt. Kurz vor der Saat ist der Acker nochmals mit dem Erstirpator zu bearbeiten, welcher die harten Schollen zerschneidet und den Acker, — wie sich der Landmann ausdrückt — „klar“ macht. Ein Eggen und Walzen der Saat, je nach der Zusammensetzung des Bodens, ist gleichfalls unentbehrlich.

Unter den Halmfrüchten, welche gebaut werden, sind die Wintergetreide schon deshalb vorzuziehen, weil ihre Entwicklungszeit in diejenige Periode fällt, wo der gut bearbeitete Boden noch mit Winterfeuchtigkeit gesättigt

ist. Bei der mangelnden Düngung würden die Pflanzen sonst gerade im jugendlichen Alter an unzulänglicher Nahrung verkümmern. Für die Sommerfrüchte muß es als erste Bedingung gelten, den Boden im Herbst vor der Regenzeit, nicht etwa erst, wie üblich, im Frühjahr, in eben der angegebenen Art zu lockern. Er bleibt dann den Winter über in rauher Furche liegen und wird im Frühjahr kurz vor der Saat mit dem Exstirpator bearbeitet.

Sodann aber ist der Anbau solcher Pflanzen, welche den Stickstoffgehalt der Luft in großen Mengen anziehen, sammeln, und, wenn sie dann in den Boden gebracht werden, diesem mittheilen, auch in Anatolien gut. So allein können die nachfolgenden Stickstoffverzehrer reichlich genug ernährt werden. Jene gehören der Familie der Leguminosen an, wie Wicken, Erbsen, Klee u. s. w., die, in Macedonien vielfach schon gebaut, der kleinasiatischen Landwirtschaft unbekannt sind. Auch physikalisch verbessern sie den Boden, indem die verwesenden Pflanzenmassen denselben lockern. Mehren sich doch auch in Deutschland von Jahr zu Jahr die sogenannten viehlosen Wirtschaften, welche nicht mehr den Stallmist, sondern mit dem größten Erfolge die Gründungen durch solche Leguminosen anwenden.¹⁾

Es ist genau festgestellt worden, daß, wenn man die ganze Pflanzenmasse von Wicken eines Hektars einadert, das Erdreich mit nicht weniger als 140 Kilogramm Stickstoff bereichert wird, einer Menge, wie sie erst in 28000 Kilogramm Stallmist enthalten ist; und dazu kommt

¹⁾ Bericht vom Sommer 1894.

noch die Wahrnehmung, daß jener viel schneller wirkt, als diese.

Daß diese Erfahrungen auch für den anatolischen Ackerbau von Wert, ja von der weitesttragenden Bedeutung sind, davon ist Kulturinspektor Herrmann auf Grund seiner Beobachtungen fest überzeugt. Er führt dann in seinem Bericht noch ein Kulturbeispiel an:

„Der Acker wird in der oben angegebenen Weise im Herbst gelockert und im zeitigen Frühjahr mit Wicken eingesät. Die Wicke ist unempfindlich gegen die Spätfröste, welche auf der Hochebene sehr häufig eintreten. Sie erzeugt schnell eine große Blättermasse, welche den Boden vor dem Austrocknen schützt, und die dann zu Anfang bis Mitte Juni untergepflügt wird.¹⁾ Nach nochmaliger Pflugfurche und Behandlung des Ackers mit dem Gyltirpator können mit Erfolg im Herbst Winterhalmfrüchte eingesät werden.“

„Sollte auch die Wicke nicht recht gedeihen, dann ist dieses ein Zeichen, daß der Boden auch arm an Phosphorsäure und Kali ist, und es muß deshalb mit der verhältnismäßig billigen Thomasschlacke und Rainit gedüngt werden.“

Ferner rät er zur, gleichfalls noch unbekannten, Verwendung fremden Saatgutes, zumal der englischen Winterweizensorten; ebenso aber zum Wechsel darin und zu größerer Mannigfaltigkeit im Getreidebau. Oft sah Herrmann Weizen und Gerste auf dazu ungeeignetem sandigem Bo-

¹⁾ In Macedonien ist der Anbau der Wicke (burdjak) sehr ausgedehnt, freilich ist sie wohl mehr als Futter, wie zum Unterpflügen bestimmt.

den, der mit großem Erfolge Roggen und Hafer zu tragen vermochte. Dieser zumal, der noch gar nicht gebaut wird, könnte sich zu einem wichtigen Ausfuhrartikel entwickeln. Nicht minder wären Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen u. s. w., der Mais, Raps und Ähnliches zu berücksichtigen. Endlich verspricht, allem Anscheine nach, der Kartoffelbau reichen Ertrag. Merkwürdig ist, daß unter den bisher geernteten Kartoffeln noch keine einzige franke gefunden worden ist, wahrscheinlich weil auf anatolischem Boden noch nie zuvor Kartoffeln gebaut und daher derselbe noch nicht mit Pilzsporen versetzt war. Die Beschaffenheit der Knollen war bis jetzt vorzüglich, die Zahl derselben an jeder Staude sehr groß, das einzelne Gewicht jedoch nur klein.

Die Einführung des geeigneten Ackergeräts muß natürlich, so lange bis die anatolischen Bauern sich damit bekannt gemacht haben, und die Industrie sich der Verbreitung bemächtigt, gleichfalls noch seitens der Gesellschaft geschehen. — Angeregt für die Zukunft ist ferner die Bewässerung, zumal durch Benutzung des Grundwassers, das durch Windmotoren gehoben werden soll. Ein jeder Bewohner des Hochplateaus weiß, daß täglich in den Nachmittagsstunden bis zum Einbruch der Dunkelheit ein starker Wind weht, welcher als billige und zuverlässige Betriebskraft zu verwenden ist.

Nebenher soll natürlich noch alles geschehen, um den Baummwuchs zu fördern, dies wirksamste aller Gesundungs- und Kräftigungsmittel für das Land. Die ersten, schon von den Ingenieuren der Baugesellschaft gemachten Versuche mißlingen vollständig. Mit Ausnahme einiger

Weiden, Pappeln und Afazien waren alle im Frühjahr gepflanzten Bäume bis zum Herbst wieder zu Grunde gegangen. Trotz der trockenen, den jungen Aufschlag hemmenden Luft der Hochebene ist bei sachverständiger Behandlung der Baumbwuchs wohl heranzuziehen. Die bisher verwendeten Pflanzen waren aus den Bergen hergeholt, schlecht ausgehoben und ohne Wurzelschutz weither auf Wegen transportiert worden, so daß sie schon in halb vertrocknetem Zustande da ankamen, wo man sie in den Boden senken wollte. Nur Baumschulen können geeignete Pflanzbäumchen liefern. Wenn dabei auf passende Obstarten gerücksichtigt wird, so könnte die Herstellung von Obstwein einen neuen Erwerbszweig für das Innere eröffnen.

Das sind die Entwürfe, denen zur Zeit die Anlage der Versuchsfelder und Musterkulturen von deutscher Hand, nicht nur an den schon genannten Punkten, sondern nach und nach an allen Stationen der weiten Strecken des Innern entsprechen. Noch mancher andere Versuch ist seitdem neu hinzugekommen.¹⁾ Viele Mühen und Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden und werden noch zu überwinden sein, Feinde in der Natur, Gegner unter den Menschen.

¹⁾ So mit Sesam, Manarien, Erdnüssen und der Sonnenblume — dies in der Absicht, das Klima durch die rasch wachsende Pflanze zu verbessern. Wenn der hygienische Zweck wegen des geringen Umfangs der Anlagen auch noch nicht erreicht werden konnte, so hat das außergewöhnlich gute Gedeihen der Blume, die in anderen Ländern zum Zweck der Ölgewinnung angebaut wird, doch zu dem Entschlusse geführt, auch in Anatolien den Versuchen eine große Ausdehnung zu geben.

Anfangs standen auch diejenigen, zu deren Besten das alles geschehen sollte, den Versuchen teilnahmslos gegenüber. Die Landleute schüttelten die Köpfe. Von der Regierung waren so oft schon, nach Ernennung eines neuen Ministers oder eines neuen Generalinspektors der Landwirtschaft derartige Anstrengungen gemacht, bald aber wieder aufgegeben worden. Dem Blicke des Volkes entzieht sich, daß nicht die Verhältnisse im allgemeinen den Erfolg verhinderten, sondern meist die zwei Erbübel türkischer Verwaltung, daß niemanden für die Ausführung eines Planes freie Hand gelassen, und folgerichtig auch niemand für den Fehlschlag eine Verantwortung beigemessen wird. Seine Erfahrung hielt sich an das Ergebnis — nämlich die Erfolglosigkeit, und das gleiche Ende erwartete man allgemein auch diesmal. Allein das hat sich bald geändert, und die so oft verrufene Schwerfälligkeit des muhamedanischen Landmanns bildete seitdem kein ernstes Hindernis.

Mit den ersten Erfolgen erwachte die Teilnahme; im allgemeinen aber war das Gedeihen aller Kulturen ein überraschend gutes, und das mußte um so mehr befriedigen, als der jungfräuliche Boden der Pflanzungen wohl nährkräftig, aber doch noch sehr rauh war. Das Interesse der Bevölkerung an den Kulturarbeiten ist ein sehr reges geworden. Viele Bauern kamen von entfernten Ortschaften, um zuzusehen, und die Beys der Tscherkessen-Dörfer luden den Inspektor Herrmann ein, ihnen bei ähnlichen Anlagen hilfreiche Hand zu leisten. Bald nahmen die Felder, den Stationen zunächst, ein besseres Aussehen an; allmählich beginnt der Erfolg weitere Kreise

zu ziehen. Besonders fesselte die Landleute die vollkommnere Bodenbearbeitung. Wo die Bauern Mittel besaßen, schritten sie selbst zur Anschaffung neuer Pflüge; an anderen Stellen hat die Gesellschaft ihnen das geeignete Gerät leihweise überlassen.

Ein Hindernis ist noch die sehr mangelhafte Einspannung der Zugtiere. Der Büffel ist durch sein Gewicht und seine Körperkraft zur Pflugarbeit vorzüglich zu verwenden. Aber das Joch, welches ihm der Bauer oberhalb der Schulterblätter um den Hals legt, ist ganz unbrauchbar. Es besteht zu beiden Seiten aus zwei etwa daumdicken Hölzern, die oberhalb und unterhalb des Halses durch Stricke verbunden sind, so daß, sobald das Tier ziehen will, ihm der Hals zugeschnürt und die Luft benommen wird. Das hindert jede größere Anstrengung und damit die hinreichend tiefe Bodenarbeit. Alle Belehrungen über das Unzweckmäßige dieser Einspannung aber blieben der Macht der Gewohnheit gegenüber noch vergeblich. Die Gesellschaft wird selbst auf die Einführung guter Joche aus Deutschland und Ungarn Bedacht nehmen müssen, um durch das Beispiel zu wirken, und eine Verbesserung auch in dieser Beziehung herbeizuführen.

Als feindliche Naturgewalten treten nicht nur die Hitze und Trockenheit sowie die Fieberluft einzelner Versuchsfelder dem Fortschritt entgegen, sondern auch Ungeziefer, Heuschrecken, Raupen, Krankheiten. Ein Insekt, welches die Obststämme gerade an den Stellen angreift, wo dieselben okuliert worden sind, hat in früheren Zeiten alle Versuche veredelten Obstbaues verhindert, welche von europäischen Besitzern gemacht worden sind. Kein Mittel

erwies sich in der Bekämpfung des kleinen, aber eifigen Feindes als wirksam genug. Ein anderer Wurm beginnt von den Wurzeln aus die Stämme zu höhlen, und der Schaden wird erst sichtbar, wenn es zu spät zur Heilung ist.

In Sabandja hat sich schon seit zwei Jahren eine Blattkrankheit gezeigt. Die Blätter, namentlich diejenigen der Apfel und Kirschbäume nahmen schon im Juli eine graue Färbung an, und im August standen die Bäume winterlich entlaubt da. Auch hier war ein kleines Insekt¹⁾ die Ursache, das sich unglaublich schnell vermehrte. Da die kaum einen Millimeter lange Tierchen nach einigen Häutungen Flügel entwickeln, so verbreiteten sie sich schnell über die Obstgärten. Unfruchtbarkeit und endliches Absterben der Bäume ist die Folge der Entlaubung. Der Kampf dagegen mußte aufgenommen werden. Mittels einer zu diesem Zwecke erst aus Frankfurt a. M. bezogenen Insektenspritze wurden die erkrankten Bäume mit einer Abkochung von Tabak benetzt. Das Insekt verschwand, und dennoch erwiesen sich diese Bemühungen schließlich fruchtlos, da die Zahl der schon angesteckten Bäume zu groß war und die eben befreiten sogleich wieder befallen wurden.

Das wirksamste Bekämpfungsmittel wird das Auslichten der Bäume sein. Dieselben sind nicht allein meist viel zu dicht gepflanzt, sondern jeder Baum besitzt auch in großer Menge überflüssiges Holz, so daß weder Luft noch Licht ausreichenden Zutritt findet. Man hat sie

¹⁾ Der Blasenwurm, Thrips.

eben wachsen lassen, wie es Allah gefiel. Unausgesetzt mußten die Bauern auf diesen Übelstand aufmerksam gemacht werden. Gewiß wird es noch geraume Zeit dauern, bis die Warnungen durchgedrungen sind.

Dann waren ja auch im eigenen Kreise Hemmnisse zu besiegen, Zweifel, ob das gewagte Unternehmen wirklich glücken werde. Der orientalische Pessimismus setzt zunächst immer einen Fehlschlag voraus. Daß eine sparsame Verwaltung eine gewisse Scheu zu bekämpfen hat, bedeutendere Mittel an einen Versuch zu wagen, der auch im günstigsten Falle erst nach einer Reihe von Jahren deutlich wahrnehmbare Erfolge zeigen kann, ist natürlich. Bahnbeamte, die für die Anlagen Mühen zu übernehmen haben, sehen darin zunächst nur eine Störung in den wichtigeren Geschäften des Betriebs. Eine gewisse Eifersucht der staatlichen Autorität, die sich ein Lehramt auf weiten Strecken ihres Gebiets entwunden sieht, ist zu schonen.

Aber dennoch darf man hoffen, daß das große Werk glücklich zu Ende geführt werden wird, da die ausführenden Männer die rechten sind. Deutscher Kulturarbeit wird einst die Wiedererweckung des anatolischen Landvolkes zu danken sein, wie zuvor deutscher Intelligenz und Unternehmungslust die Wiedererschließung des unbekannt gewordenen Landes. An diese Wiedererweckung werden sich in erster Linie die Namen des Generaldirektors v. Kuhlmann und seines Gehilfen, des Kulturinspektors Herrmann, knüpfen. Ermutigend muß auf beide Männer das dankbare Entgegenkommen der Bevölkerung wirken, das sich heute lebhaft bethätigt.

„Der Türke, d. h. der anatolische Bauer, ist ein prächtiger, durchaus ehrlicher Mann,“ äußert sich Herrmann.¹⁾ „Anfänglich mißtrauisch, schlägt derselbe bald in das Gegenteil um, sowie er merkt, daß man es gut mit ihm meint und namentlich seine Landesgebräuche respektiert. Für Belehrung ist er zugänglich und in der Ausführung des Gelernten sehr geschickt. Er ist höflich und freundlich im Verkehr. Eine schöne Charaktereigenschaft ist seine Genügsamkeit und Zufriedenheit. — Seine einzige Passion ist das Rauchen; er entbehrt lieber sein Brot als seine Cigarette.“

Weniger günstig lautet das Urteil über die fremden Bestandteile der Bevölkerung; doch nimmt auch Herrmann die Tischerfessen gegen den üblen Ruf in Schutz, den man ihnen bereitet hat. „Überall fand ich ein williges Ohr, so daß ich nach dieser Richtung hin meine Erwartungen übertroffen sah.“ Welche wirksamere Ermunterung könnte es für den Thätigen geben, der nur für sein Fach lebt.

Endlich ist die Grundlage, auf welcher diese Kulturarbeit aufgebaut ist, eine richtige. So fruchtbar auch weite Strecken Anatoliens sind, könnte das Land bei seiner dünnen Bevölkerung eine so gut gebaute Bahnlinie erst in langen Jahren selbständig und unabhängig von der Staatshilfe machen, wenn nicht zu vermehrter und verbesserter Ausnutzung des Bodens ein kräftiger Anstoß gegeben wird. —

¹⁾ Vortrag im Klub der Landwirte in Frankfurt a. M. am 2. September 1895.

Einer der gründlichsten Kenner der ländlichen Verhältnisse des Orients, der verstorbene Kanzler Rohnstorf vom deutschen Generalkonsulate in Konstantinopel, hat den Gesamtertrag der von der Bahn nach Angora berührten Gebiete, vor deren Eröffnung, auf 986995 Tonnen berechnet, von denen 817365 Tonnen für Ernährung von Menschen, Vieh und zur Ausfaat an Ort und Stelle verbraucht wird, so daß nur 169630 Tonnen für die Ausfuhr übrig blieben. Ein zukünftiger Überschuß nach der Ausdehnung des jetzt schon sichtbaren Anbaues ist mit Gewißheit zu erwarten. Der gleiche Gewährsmanu berechnet ihn auf 303688 Tonnen, ohne dabei eine über die Kräfte der heute ackerbauenden Bevölkerung hinausgehende Mehrarbeit anzunehmen.¹⁾ Jedenfalls war die Zunahme anfangs eine bedeutende. Die Weizenausfuhr stieg von 300 Eisenbahnwagen im ersten auf 700 im zweiten Betriebsjahre; die Gerstenfrachten von 150 auf 200; diejenigen des Hafers von Adabazar von 70 auf 200, für Mais von 400 Wagen auf 700.

Dann aber kamen wieder Zeiten der Abnahme, der Preisrückgänge und Mißernten. Dem muß durch kluge Voraussicht vorgebeugt werden. Eine neue Steigerung ist durchaus notwendig. Außerdem ist die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse von großem Werte, da alsdann der Fehlschlag in einzelnen niemals verhängnisvoll werden

¹⁾ Vgl.: „Die Eisenbahn von Ismid nach Angora“ von Professor Dr. Forchheimer in Aachen. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Bauwesen“. Jahrgang 1891. Berlin, Ernst u. Sohn. Eine Schrift, welche viele interessante Einzelheiten über den Bau, die Anlage und Ertragsfähigkeit der Bahn enthält.

kann. Allgemeiner Fortschritt auf sämtlichen Gebieten des Landbaues ist jedenfalls möglich und daher erstrebenswert.

Sollte es aber noch eines Beweises für die Berechtigung dieser deutschen Kulturarbeit auf asiatischem Boden bedürfen, so liegt er in dem Beispiel der unter ähnlichen Verhältnissen angelegten Verkehrsadern, welche nicht für ein schon fertiges Land einen Ausfuhrkanal eröffnen, sondern demselben überhaupt erst Leben einhauchen sollen. Am nächsten liegt der Vergleich mit der sibirischen und noch mehr mit der transkaspischen Bahn durch Zentralasien nach Samarkand und Taschkend. Auch dort sind ganz ähnliche Versuchstationen und Musterkulturen angelegt worden und haben großen Nutzen geschaffen, ja eine zum Teil zuvor nomadisierende Bevölkerung sesshaft gemacht. Dieser glückliche Anfang hat viel Aufsehen in der ganzen Welt erregt und öffentliche Anerkennung gefunden, während die gleichzeitigen, nicht minder verdienstvollen Bestrebungen der Deutschen in Anatolien bisher nur in engeren Kreisen bekannt wurden.





VI

Ein Ausflug ins Baummeeer

Das Baummeeer scheint sein Entstehen dem General Fischer zu verdanken, der, von Sultan Mahmud II. nach der Türkei berufen, gemeinsam mit Feldmarschall Moltke dort thätig war und in einer Skizze des Landes zwischen dem Saccaria und Bosporus die bithynische Halbinsel mit einem großen Walde, dem „Agatch Denisi“, zu deutsch „Baummeeer“, ausfüllte. Ein halbes Jahrhundert lang hat dieses dort sein Dasein gefristet, wurde redlich von uns allen auf der Schulbank auswendig gelernt und von den modernen Karten bis ins Jahr 1887 hinein aufgenommen. General Fischer fußt wahrscheinlich auf Hammer — abgesehen vielleicht von den Aussagen des Kalyrdjys, der ihn führte und der ihm auf seine Frage, was wohl nordwärts der Straße von Ismid nach Stambul läge, „agatsch denisi“ geantwortet haben mag, um auszudrücken, daß dort noch viel Wald sei. Hammer berichtet, von Nicomedia (Ismid) und den Ufern seines Golfs sprechend: „Am Ufer des Meeres sind große Niederlagen für das Schiffsbauholz angelegt, das aus

den Wäldern des Argonthoniuz und aus denen des „Baummeeres“ auf dem Wege nach dem See von Sabandja gefällt und behauen wird und dessen wohlfeile Lieferung einer der größten Vorteile der Verbindung des Sees von Sabandja mit dem nicomedischen Meerbusen wäre.“¹⁾

Hammer wieder führt einen andern klassischen Zeugen an, das Dji hannüma²⁾, aus dem er geographische Auszüge giebt. Dort heißt es: „Sabandja liegt am südlichen Ufer des gleichnamigen Sees in der Ebene; ein offener Ort ohne Mauern. Isnikmid³⁾ liegt von hier eine Station gegen Westen. Dieser Ort⁴⁾ ist ein berühmter Durchzug mit Moschee, Bad und Markt. Rustem Pascha baute hier Chan und Smaret (Freyfläche). Der Ort ist von Saatfeldern umgeben, aber der Rand des großen Waldes, „Agatsch denisi“ (Baummeer) genannt, beginnt nicht fern von hier.“

Beide Quellen versehen das Baummeer weiter gen Osten. Genau ist der Grund nicht anzugeben, warum General Fischer es nach Westen in die Halbinsel verlegte; doch fand diese Annahme allgemeinen Eingang wohl durch die erste Kiepert'sche Karte von 1844, und sie erwarb das Bürgerrecht. So geht es nicht selten mit historischen und geographischen Berichten.

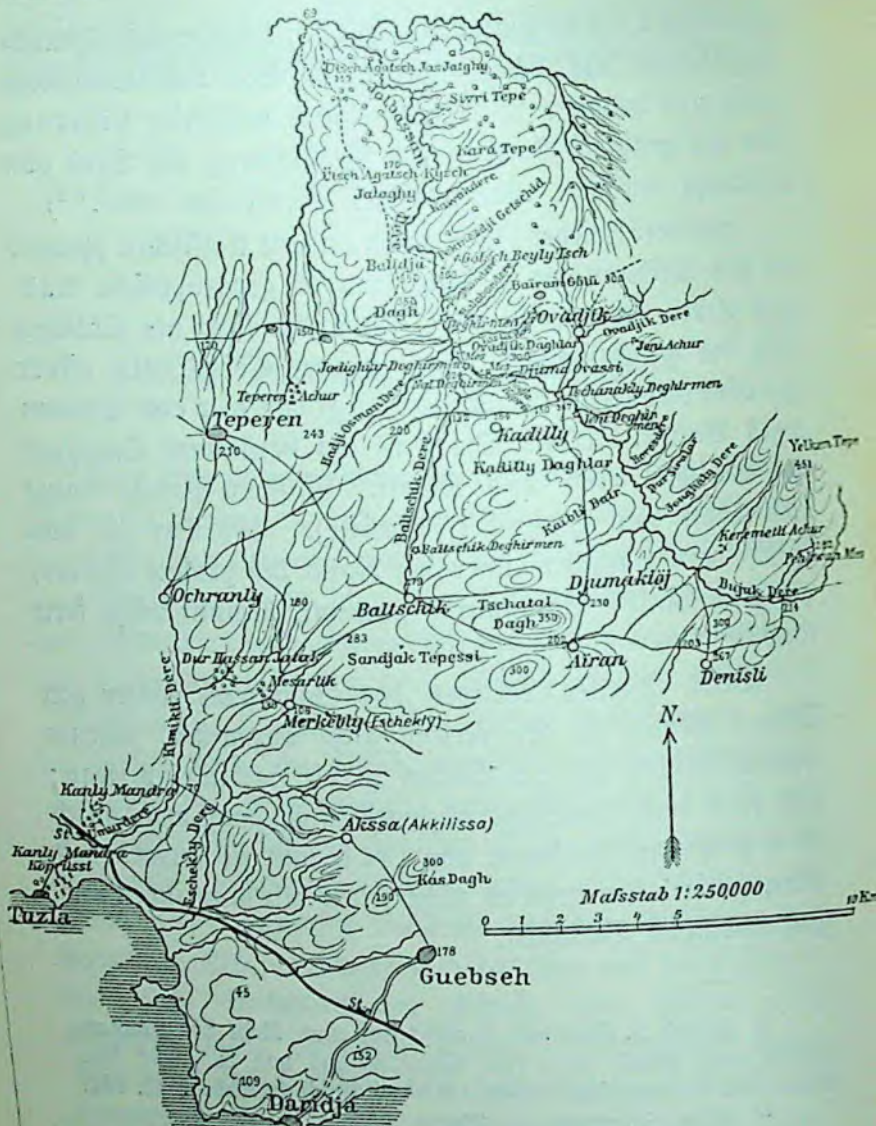
¹⁾ Joseph v. Hammer, Ueberblick auf einer Reise von Konstantinopel nach Brussa und dem Olympos und von da zurück über Nicäa und Nikomedien. Pesth 1818 bei Adolph Hartleben. S. 144.

²⁾ „Der Schauplatz der Welt.“

³⁾ Isnikmid. Der ältere Name Isnikmid ist nicht mehr gebräuchlich.

⁴⁾ Nach dem Zusammenhange ist Sabandja gemeint.

v. d. Goltz, Anatolische Ausflüge.



Golf von Jsmid

Skizze der Gegend zwischen Tuzla und Ovacik.

Als ich mich im Jahre 1883 zur Reise nach Konstantinopel rüstete, war einer meiner liebsten Gedanken der, recht bald einen Ausflug in das Baummeer zu unternehmen, das auch in meiner Vorstellung das ganze Gelände zwischen Propontis und Pontus Euxinus von Strand zu Strand bedeckte.

Freilich sind dann noch Jahre hingegangen, ehe ich dazu kam, meinen Plan auszuführen. In Stambul konnte ich nur äußerst wenig über das Innere des gegenüberliegenden Isthmus erfahren. Man kannte wohl dessen Südküste; denn diese schildern fast alle Reisenden, welche vom goldenen Horn ostwärts nach Anatolien hineinzogen. Was nördlich davon liegt, darüber sprechen sie nicht; größere Städte fehlen dort, und auch die alte Geschichte weiß nichts Merkwürdiges darüber zu erzählen. Nur Xenophon hat wohl jenen Teil berührt, und Jagdliebhaber behaupteten, daselbst im Buschdickicht ein Denkmal gesehen zu haben, das an sein letztes Lager vor Überschreitung des Bosporus erinnern soll.

Ich glaube das Denkmal später gefunden zu haben. Hoch über dem am unteren Rivadere, auf dessen linkem Ufer gelegenen, Dörfchen Urumbja,¹⁾ hart zur Rechten des nach Arnautkiöj führenden, unglaublich schlechten Saumpfadcs, befindet sich ein Ort, den die Anwohner „alti direk“, „sechs Säulen“, nennen. Unter hohen Bäumen stehen dort in der That sechs Säulenstumpfe einer antiken Tempelrotunde. Daß sie aber von Xenophon herkommen sollten, ist durch nichts erwiesen und nicht

¹⁾ Gegenüber dem bekannteren Bosjhane.

anzunehmen. Kaum dürfte das Griechenheer hier, so nahe dem Ziele, noch lange genug geraftet haben, um Tempel zum Andenken an seinen Aufenthalt zu bauen.

Erst in neuerer Zeit sind Versuche zur Darstellung der wahren Beschaffenheit dieses Landstriches gemacht worden. Marschall Keouf Pascha, der kommandierende General des türkischen I. Armeekorps, ordnete nämlich an, daß seine Bezirksoffiziere ihm Skizzen ihrer Landwehridistrikte einreichen sollten, da die Entscheidungen in Wehr- und Rekrutierungsangelegenheiten bei dem häufigen Vorkommen gleicher Namen ohne dieses Hilfsmittel nahezu unmöglich wurden. So entstanden denn Skizzen, welche, ohne alle Unterstützung durch Aufnahme-Instrumente, mit Bleistift aufs Papier geworfen, meist nach dem Gedächtnis aufgezeichnet, ein erstes, freilich sehr unvollkommenes Bild des Landes ergaben. Im Bureau des türkischen Generalstabes zu größeren Blättern zusammengefügt, dient diese „Karte“ jetzt noch zu Verwaltungszwecken. Sie hat auch Material für die Ausfüllung eines Theils der Blätter II und III der neuen Kiepert'schen Karte des westlichen Kleinasien¹⁾ geliefert. Man darf sie, der Natur ihrer Entstehung nach, eigentlich nur als ein gezeichnetes Ortschaftsregister ansehen, und dennoch leistet sie, solange kein anderes Mittel vorhanden ist, schätzbare Dienste; sie bietet der Erkundigung einen sehr erwünschten Anhalt. In unbekanntem Lande reisend, hat man schon viel gewonnen, wenn man über einige Namen verfügt, nach

¹⁾ Im Maßstabe 1:250 000. Die beiden oben bezeichneten Blätter genügen auch vollkommen zum Verständniß dieses Berichtes.

denen man fragen kann und deren ungefähre Lage man kennt. Freilich möchte man schweren Irrtümern verfallen, wollte man lediglich danach Richtung und Länge eines Tagesrittes wählen, denn Fehler von 5, 10, 15 Kilometern kommen bei solchen Aufzeichnungen leicht vor.

Seit 1886 hat sodann die topographische Aufnahme des türkischen Reiches begonnen, welche bisher so weit gen Osten fortschritt, als Kiepert's Karte reicht.¹⁾ Diese Aufnahme hat sehr sorgfältig gezeichnete Blätter im Maßstabe 1:210 000 zu Tage gefördert, deren Veröffentlichung ein Schatz für die wissenschaftliche Erforschung des westlichen Kleasiens sein würde, die aber wohl für immer in den Archiven des Generalstabes schlummern werden, da man ihnen den schweren Vorwurf macht, daß ein Fremder ihre Herstellung hauptsächlich betrieben habe.

Europäische Reisende entweichten das „Rodja Ali“, das große Land — denn diesen Namen führt die bithynische Halbinsel im Munde des Volkes²⁾ — bisher noch nicht. Für sie fehlt ein hinreichend mächtiger Anreiz in einer geschichtlich bekannten wichtigen Kulturstätte des Altertums. Auch führt keine große Straße zu einer solchen hindurch. Sodann stand und steht auch noch das Rodja Ali im Ruße der Unsicherheit. Zwei Celebritäten des Räubertums, Mehmet Pechliwan (Mehmed der Ringer)

¹⁾ Nämlich etwas über den 31. Grad östlicher Länge von Greenwich hinaus.

²⁾ Nach anderen rührt der Name von Altische Rodja, dem „Silbergreis“, dem Feldherrn Sultan Orchans her, dem es gelang, das schon mehrfach vergeblich belagerte Nikomedia zu nehmen, und der zum Lohne dafür die Halbinsel zu Lehen erhielt.

und Edhem Bey — denn der ehrende Titel Bey gebührt dem tapferen Manne, auch wenn er ein Brigant ist — lösten hier einander ab.

Wir können an diesen Helden nicht vorübergehen, ohne ihnen einige Worte zu widmen. Sie geben diesem interessanten Boden sein historisches Kolorit. Wenn beide nicht ganz zu dem unsterblichen Ruhme eines Lestéri gelangt sind, so liegt das wohl nur daran, daß ihre Laufbahn — einstweilen wenigstens — nicht den gleich tragischen Abschluß gefunden hat. Weder an Talent noch an Ehrgeiz fehlte es ihnen.

Mehmet Pechliwans Glanzperiode fällt in die Zeit um das Jahr 80 dieses Jahrhunderts. Da unsere Tage nun schon vom Ruhme Edhems erfüllt sind, so verschwinden die Einzelheiten von Mehrets Thätigkeit bereits im Dunkel der Mythe. Es scheint aber, daß er gleich Hadji Stavros, dem König der Berge, das Geschäft im großen Stile betrieb, daß er die Fäden seines wohlorganisierten Rundschafternetzes in Stambul angeknüpft hatte und an Landungsstellen der Dampfschiffe, sowie auf den Eisenbahnstationen seine Agenten unterhielt, deren Berichte über Personen- und Handelsverkehr in seinem Hauptquartier zusammenliefen. So fehlte es ihm denn nie an Gelegenheit, reiche, gewohnheitsmäßig im Lande verkehrende Reisende von überflüssiger Goldlast zu befreien oder auf verbindliche Art über den Empfang einer hohen Loskaufsumme zu quittieren.

An Ritterlichkeit ließ natürlich auch er es nicht fehlen, wenn das Geschäft dies erlaubte. So erzählte man mir in Guebsch, daß, wenn Edhem Pascha, der

einst hochgeachtete Großvezier, dort auf seinem Landgute die Sommerfrische hielt, Mehmet Pechliwan in der Nähe unter einem Pfeiler des Eisenbahnviadukts sein Nachtlager aufschlug, um zu verhindern, daß von seinen Leuten dem greisen Staatsmanne Böses zugefügt würde. —

Als Freund Whitall vor kurzem auf seinen Jagdgründen in Ovdjîk verweilte, da begegnete ihm eines Morgens auf entlegenen Wegen ein wohlaussehender Tischelebi (Gentleman) in schwarzer Stambulina, welche den vornehmen Effendi und Beamten der Hauptstadt verriet. Seine Verwunderung, auf diesen Wegen einen so seinen Herrn anzutreffen, wuchs aber noch, als dieser mit den Bauern, die zum Jagen mit auszogen und hinterdrein kamen, herzliche Grüße tauschte. Es war Mehmet Pechliwan, der es heute zu Rang und Ansehen gebracht hat. Er ist Detektiv der Grande Saptieh, d. h. des Gendarmerie-Hauptbureaus in Stambul, geworden. Wer weiß, ob wir ihn nicht eines Tages als Polizeiminister an dessen Spitze sehen. Hat es doch mancher Räuberhauptmann schon noch weiter gebracht.

Anders geartet ist Edhem; er wird so hoch nicht steigen, und doch war er vielleicht von beiden der unerschrockenere, kühnere, im Grunde genommen auch talentvollere. Ihn schleuderte, wie einst den großen Ali Pascha von Janina, die Pflicht der Rache in seine spätere Laufbahn hinein. Bei Schilë am schwarzen Meere liegt ein bedeutendes Griechendorf Zenifiöj. Die Zenifiöjli¹⁾ aber sind weit und breit bekannt als übermütige Raufbolde.

¹⁾ Die Leute von Zenifiöj.

Sie nun thaten eines Tages Edhems Mutter ein Leid an, und bald danach fiel der erste Grieche von Jeniköj als Sühnopfer für die Unbill von seiner Hand. Der Konflikt mit der Staatsgewalt war da und Edhem Brigant. Aus seinem thatenreichen Leben werden die



Freund Mehmet Agha aus Tschertekli von Gertha v. Warburg.

wunderbarsten Dinge erzählt. Freilich, die Behauptung, daß er 72 Menschen mit eigener Hand umgebracht habe — ein recht achtbares Resultat — scheint sich historisch nicht sicher begründen zu lassen. Als ich einen in solchen Dingen bewanderten Gastfreund im nahegelegenen Tschertekli darüber befragte, machte er die wohlbekannte Ab-

wehrbewegung mit dem Kopfe und schmalzte mit der Zunge.

„Bu jalan, djanim — belki on, oniki kisci — bir schëi déil.“

„Das ist eine Lüge, mein Seelchen — vielleicht zehn oder zwölf Personen — das ist doch keine Sache.“

Wie leicht macht die Mythe aus zehn oder zwölf sagenhafte zweiundsiebzig und noch mehr.

Gleich allen edlen Brigantennaturen, wie Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes und Carlo Mohr, soll Edhem den Reichen genommen und den Armen gegeben, unnützes Blutvergießen aber verabscheut haben. Unerbittlich war er nur gegen Untreue und Falschheit. Dann machte sein Jorn sich in Akten urwüchsiger Wildheit Lust. Den Bruder eines Griechen, der ihn einmal verriet, soll er, als er in seine Gewalt fiel, gefesselt, mit Petroleum übergossen und lebendig verbrannt haben.

Unvergleichlich muß seine Tapferkeit und seine Fertigkeit im Schießen gewesen sein, als er noch „arbeitete“. Mit seinem Freunde Bëitullah, dem Genossen seiner meisten Thaten, verteidigte er sich in einem elenden Stalle nahe von Ovadjiß gegen eine ganze Abteilung von Saptieh's, die ihn dort unter Führung ihres „Binbaschi“¹⁾ umringt und eingeschlossen hatte. Stundenlang dauerte die Belagerung und der Kampf. Man glaubte, den Gefürchteten endlich sicher in der Gewalt zu haben. Allein die Saptieh's gaben sich augenscheinlich keine Rechenschaft davon, daß ihre Henry-Martini-Geschosse die schwachen

¹⁾ Das Haupt von Tausend, Bataillonskommandeur, Major.

Wände des Stalles ohne Schwierigkeit durchschlagen würden und daß eine Salve, in richtiger Höhe gegen jene abgefeuert, aller Wahrscheinlichkeit nach die beiden Räuber tot hätte niederstrecken müssen. Sie sandten ihr Blei vergeblich nach den kleinen Fensteröffnungen, während Edhem's und Bëitullah's Geschosse bessere Ziele fanden und trafen.¹⁾ Am Ende ward auch der führende Vinbaschi von einer tödlichen Kugel erreicht, und in der darüber entstehenden Bestürzung und Verwirrung entkamen die Eingeschlossenen.

Fromm war Edhem auch, gleich Hadji Stavros, und dies führte das höchst dramatische Ende seiner Waffenbrüderschaft mit Bëitullah herbei.

Dieser scheint ein lustiger Kumpen gewesen zu sein, der Björn des Rodja Ili-Fritjof, und hatte nebenher mit einer jungen hübschen Bauerfrau ein lockeres Verhältniß angebändelt. Das erregte Edhem's tiefen moralischen Unwillen. Er hielt dem Freunde seine schwere Versündigung vor, auf die das heilige Gebot des Islam die Todesstrafe setze, und ließ ihn auf den Koran geloben, umzukehren und wieder ein tugendsamer und rechtschaffner Bandit zu werden. Aber Bëitullah's Versprechen hatte keine Dauer. Bald war er doch wieder zu seiner Frau Liebsten geschlichen — zu seinem Verderben; denn Edhem hatte Unrat gewittert und war ihm gefolgt. Er überraschte das zärtliche Pärchen „en flagrant délit“ und fesselte es. Dann rief er die Ältesten im Dörfchen zu=

¹⁾ Bëitullah: Haus, Wohnung Gottes. Ob Allah gerade in diesem Bëitullah seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben wird, lassen wir freilich dahingestellt.

sammen und legte ihnen die Frage vor, welche Strafe die Sünder verdienten. Die Antwort war nicht zweifelhaft, und mit eigener Hand tötete er beide. Das Geld aber, das er bei dem ehemaligen Waffengeführten fand, 40 Lira in Gold, brachte er dem Imam mit dem Gebote, für die beiden armen Seelen zu beten.

Auch seine Hochzeit soll er auf romantische Art gefeiert, die Schöne geraubt, den Imam zur Vollziehung der Ceremonien gezwungen und dann den Müdir¹⁾ überfallen haben, um die notwendigen gesetzlichen Aufnahmen machen zu lassen.

Die Bauern im Kodja Ili fürchteten ihn nicht. „Edhem ist wie der Bär; er raubt nicht dort, wo er sein „jatak“ hat — sein Lager“. Im Gegenteile, sie klagten heute, wo der Held von seinen Thaten ausruht, daß sich an seiner Stelle kleinere Ströche aufgethan hätten und Diebstähle, Viehraub und dergleichen verübten, während Edhem früher sein ganzes Gebiet von solch unwürdigen Konkurrenten mit Strenge freihielt.

Am Ende hat ihn die Liebe bezwungen. Er war ein rührender Ehemann und machte eines Tages den Versuch, sein junges Weib in fränkischer Verkleidung auf ein englisches Schiff und nach Egypten in Sicherheit zu bringen, da er, von allen Seiten verfolgt, sich nirgends mehr recht sicher fühlte und das Land zu verlassen wünschte. Allein der Versuch schlug fehl und auch Edhem mußte bleiben.

Da entschloß er sich denn, seinen „aman“ zu machen,

¹⁾ Der Amtsvorsteher.

d. h. die Gnade des Padischah anzurufen, die auch über das Gesetz hinwegreicht. Edhem stellte sich selbst, und großmüthig wurde ihm verziehen. Friedfertig und unbelästigt lebt er seitdem im Dorfe Baltischik an der nördlicheren der beiden Straßen, die von Scutari und Radikioj nach Ismid führen.

Er hatte natürlich die Verpflichtung übernehmen müssen, auch seine Accolyten zur Waffenstreckung zu bewegen; denn Hassan Pascha, der Polizeichef von Beschiktasch, durch welchen solche Händel meist geschlossen werden, pflegt dergleichen wichtige Bedingungen nicht zu vergessen. Sein Lieutenant, Alti Parmak „der Sechsfinger“, weigerte sich, den Gottesfrieden anzuerkennen und dachte das Geschäft auf eigene Gefahr und Rechnung fortzusetzen. Edhem machte sich an seine Verfolgung und entdeckte ihn eines Abends in Jenikioj; denn Alti Parmak war ein Grieche. Gewaltsam drang der Gefürchtete ein, und als der unbotmäßige Genosse in der Dunkelheit fliehen wollte, riß er ihn zu Boden und warf sich auf ihn. Der schon Gestürzte aber hatte noch Geistesgegenwart und Kraft genug, den Revolver aus dem Gürtel zu reißen und Edhem lebensgefährlich zu verwunden. Das ganze Kobja Ili, und nicht minder Radikioj und Moda, nahmen lebhaften Anteil am Mißgeschick des Helden, der aller Orten — wo er nicht gerade einen Streich ausführte — wohlgeleitet war.

Alti Parmak entkam, gab aber gleichfalls das Räuberhandwerk auf, als Edhem genas und er seine Rache zu fürchten hatte.

Zu wünschen bleibt nur noch, daß Edhem ein mäßiges

Jahrgehalt ausgesetzt würde; denn man sagt, daß er trotz seines mühevollen Lebens nichts habe zurücklegen können, und so könnte die Not ihn eines Tages verführen, den Versuchungen seiner ruhmreichen Vergangenheit von neuem zu verfallen.

Als ich einmal, im ersten Jahre meiner Anwesenheit im Orient, von der Terrasse des Hotel Giacomo auf der großen Prinzen-Insel, durch ein Glas die nächsten Dörfer drüben in den Bergen des Rodja Ili musterte und den Wunsch laut werden ließ, dort herumzustreifen, erhielt ich den guten Rat, gleichzeitig das Lösegeld auf dem Konsulat zu hinterlegen. In der Hauptstadt urteilt man so, und das hält manchen Reisenden ab, der die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt. Anastas mit seiner Heldenthat von Tscherkesköj hat die Sache noch verschlimmert.

Die Entführung der beiden Damen von Palova wird nicht minder dazu beitragen den bösen Ruf des Innern, selbst nahe der Hauptstadt, zu mehren und die Fremden abzuhalten.

Dennoch läßt auch Edhem's sagenhafte Geschichte erkennen, daß der Forscher, der unerwartet kommt und geht, nichts zu fürchten habe, sondern nur der Gewohnheits- und Geschäftsreisende, der auf den gleichen Pfaden wiederkehrt.

Wenn man von der Bergkette des Alembagh aus den ersten Blick in das Rodja Ili thut, so kann man geneigt sein, die Sage vom Agatsch-Denisi für wahr zu halten. Der langgestreckte jenseitige Abhang, der sich zum

Thale des Riva=Dere ¹⁾ hinabsenkt, ist waldbedeckt. Jenseits dieses Fließchens erheben sich grüne Höhenzüge, buschbedeckt, von einer gewissen Ähnlichkeit mit den Wogen eines Meeres, und erst in größerer Entfernung steigen bedeutendere Ruppen auf, eine merkwürdige darunter, ein Regelberg mit einer Haube auf dem Kopfe, die man durch ein gutes Fernglas als eine Gruppe hoher Bäume erkennt. Es ist dies der Teltentepe, der „Segelberg“, die Segelspitze; und in der That erinnert seine Form ein wenig an ein Schiff, das mit ausgespanntem Segel über die grünen Wogen hinwegzieht. Ein einziges größeres Dorf gewahrt man, am rechten Ufer des unteren Riva=dere, auf der Höhe gelegen; nämlich den Ort Kilidjli, bekannt durch seine gute Jagd, die ein vornehmer Türke gepachtet hat. Ein kleineres, Hüßleinli, entdeckt man rechts in der Tiefe. Sonst sieht man nur vereinzelte Weiler und Schäfereien, sodann gegen Norden die Windmühle des Tschingané Konak, ²⁾ einer Kolonie ehemaliger polnischer Kosaken, von Fürst Adam Czartoriski gegründet und daher auch Adampol genannt.

Bildlich kann man hier recht wohl von einem Baummeeer sprechen; und dasselbe scheint, nach W. v. Dieß, des unermüdlchen Anatolienforschers, Angabe auf die Gegend zwischen dem unteren Saccaria und Tsmid anwendbar zu sein, die er im Frühling 1896 bereiste. Doch, ob es als Eigennamen, wie es nach Hammer und dem Tschihannüma scheinen müßte, als ein bestimmt ab-

¹⁾ Dere = Fließ.

²⁾ Zigeunerlager.

gegrenzter Waldkomplex vorhanden ist, das war die zu lösende Frage.

Die Umschau vom Alemdagh aus kann die Lust zu einem Ausflug ins Baummeeer hinein nur vermehren, und der Felsentepe bietet sich dem Auge als natürliches Ziel dar. Er liegt im Mittelpunkte der ganzen, an 90 Kilometer langen, 40 Kilometer breiten Halbinsel und gewährt daher einen passenden Überblick. Man kann ihn im Sommer mit einem guten Tagesritte erreichen, denn er liegt von Stambul in der Luftlinie 48 Kilometer entfernt, und, die Biegungen der Wege gerechnet, nicht über 60. Dennoch empfiehlt es sich, Pferde zu einer der Bahnstationen Pendik oder Tuzla an der Linie nach Ismid vorauszusenden und von dort aus nordöstlich ins Land zu reiten. Man kürzt damit den Weg und gewinnt Zeit. In unmittelbarer Nähe des Felsentepe findet man kein Nachtquartier.

Vom Felsentepe aus beschloß ich also, zu rekonoszieren.

Die trefflichste Gelegenheit bot sich mir zu dem Ausfluge dadurch, daß eine kleine englische Jagdgesellschaft einen mehrtägigen Aufenthalt in Mr. Whittall's Jagdhaus zu Ovacik genommen hatte, um dort in den waldigen Bergen zu pürschen. Die Gegend am Felsentepe gilt für die wildeste, aber auch wildreichste im Rodja Ili. Selbst der anatolische Hirsch, der dem europäischen an Größe und Stärke weit überlegen sein soll, findet sich dort in den Bergschluchten, die zudem reich an Rehen und Wildschweinen sind. Freilich macht auch der Wolf die Gegend unsicher und stört den Wildstand.

Die Anwesenheit der Jäger versprach eine angenehme Unterhaltung während der langen Winterabende in dem kleinen Bergdorfe, und so eilte ich, jene aufzusuchen. Das Wetter war, trotz des Dezembertages, mild, und die Wege noch nicht allzu schlecht, die Jahreszeit aber insofern sehr günstig, als in derselben sowohl die großen Briganten auf der Landstraße, als auch die kleinen im nächtlichen Bauernquartier zu feiern pflegen. Erst mit dem warmen Frühling und dem Nachtigallenschlag werden beide lebendig.

Ich fuhr mit der Eisenbahn bis Tuzla, 35 Kilometer von Konstantinopel, wo mein Tschausch¹⁾ mit den Pferden mich vom Abend vorher schon erwartete. Vor dem Ausbruche gab es natürlich, wie immer im Orient, noch allerlei unvorhergesehenen Aufenthalt, und es wurde Mittag, bis wir uns auf den Weg machen konnten. Ein Saptieh sollte uns führen.

Selbdritt ritten wir im tausenden Schritt die Straße entlang; denn das Packpferd, auf welches sich das Organ der öffentlichen Unsicherheit gesetzt hatte, kannte keine andere Gangart. Ein und eine halbe Stunde lang steigt man mäßig, aber beständig durch offenes Gelände an. Die Gegend ist baumlos; doch erheben sich zur Rechten und Linken Regelberge mit gefälligen Umrissen, und zurückschauend genoß man, wenn der trübe Himmel sich aufhellte, der herrlichsten Blicke auf das tiefe Blau des Marmarameeres, die Prinzeninseln, andere kleine Inseln und Inselchen, welche die Küste begleiten, und drüben auf die Gebirge an der Südseite des Golfes.

¹⁾ Tschausch = Sergeant, Unteroffizier.

Auf der Plateauhöhe angelangt, hat man welligen Boden vor sich; denn die obere Fläche ist etwa 3—4 Kilometer breit. Sie ist wasserarm und wenig angebaut, im Abstände von Meilen liegen die Ortschaften zerstreut; einsame Schäfereien, Mandra genannt, dazwischen. Wir ritten an dem Orte Merkebly oder Eschebly¹⁾ vorüber, den wir in einer Tiefe zur Rechten liegen ließen. Er ist den Umwohnern dadurch bekannt, daß Edhem dort lange Zeit sein junges Weib verborgen hielt. Die Merkebly waren von jeher seine Freunde gewesen. Von Wald oder gar einem Baummeeer war nichts zu sehen. In einer Mulde auf dem breiten Kamm dehnt sich das große Muhadjirdorf²⁾ Batschif aus, ein Gewirr von 80 bis 100 niedrig über den Boden gestreckten Hütten.

Es ist uns als das buon retiro Edhems schon bekannt.

Die ganze Landschaft trägt hier einen ausgeprägten Heidecharakter und macht, wenn Wolken den Himmel bedecken, ein recht melancholisches Gesicht. Diese Scenerien begannen auch auf meinen Saptieh zu wirken, der Schauer- geschichten von seinen Fahrten gegen die Banditen erzählte und mir wiederholt in der Ferne die Stellen zeigte, an denen er mit unvergleichlicher Tapferkeit gegen die Übermacht gefochten hatte. „So lag ich, und so führt ich meine Klinge.“ Lebhaft erinnerte er mich an sein großes Vorbild aus Hadji Baba von Isphahans bunten Abenteuern, jenen Tschauisch, der die Handelskarawanen führt

¹⁾ Beide Namen bedeuten „Felsdorf“.

²⁾ Flüchtlings-, Auswanderer-Dorf.

und die Turkmenern mündlich zu Hunderten niedersäbelt, aber verschwunden ist, als sie wirklich erscheinen. Doch will ich meinem Begleiter nicht Unrecht thun; es war ein untersehter, stämmiger Bursche mit energischem Gesicht und lebhaftem Wesen, der am Ende seinen Mann gestanden hätte, wenn nur jemand gekommen wäre.

Doch es kam niemand; das ganze Plateau war, so weit das Auge reichte, menschenleer. Nur fern an den Berghängen sah man gelegentlich eine einsame Ziegenherde weiden.

Bald jedoch änderte sich das Bild. Der Weg senkte sich bei Baltischik, nur 9 Kilometer von der Südseite der Halbinsel entfernt, in das breite Thal eines kleinen Baches hinab, des Baltischik=Dere, das nach Norden fließt. Es gehört zum Quellgebiet des Riva=Dere, welches von dieser Gegend aus sich ins Schwarze Meer ergießt. Nahezu zwei Stunden lang folgt ihm der Weg, der mit ziemlich starker Neigung zu dem breiten Thale eines größeren Wasserlaufes, des Solbassan=Dere,¹⁾ hinabsteigt. Die Ränder zur Seite erscheinen darum höher; sie sind von Gebüsch bedeckt, mehr gegliedert, als während des Aufsteigens, und am Ende befinden wir uns in einer wechselvollen, wasserdurchrauschten Berglandschaft.

Nun überschreiten wir zur Rechten nach Osten hin einen Bergvorsprung, der das Baltischik=Dere vom oberen Solbassan=Dere trennt, und steigen in einen von waldigen Bergen umgebenen, wohlangebauten Thalkessel hinab. Eine Anzahl von kleinen Bächen vereinigt sich

¹⁾ Der den Weg beengende Bach.

dort, die aus den Bergschluchten hervorsprudeln, und der reichere Feuchtigkeitsgehalt macht die Vegetation üppiger. Selbst zur Winterszeit sieht man viel Grün. Düstere Berge erheben sich im Norden mit steilen Hängen, und im Osten erblickt man über den niedrigeren Waldbergen den Felsen-Tepe mit seinem Segel von großen Bäumen.

Hinter diesem ersten Thahrund, wie eine Nische in die Wand der nördlichen Berge gefügt, öffnet sich ein kleinerer Kessel, der abermals den Vereinigungspunkt mehrerer Schluchten bildet und von frischem Wiesen- grunde und Buschwerk ausgefüllt ist. Obadjik, „die kleine Ebene“, lag vor uns, an deren Rändern das nur aus 20—25 Häusern bestehende Dorf gleichen Namens hängt.

Aus einiger Entfernung gesehen, macht es mit seinen weißgetünchten, zweistöckigen Häusern unter hohen Platanen und mit dem Hintergrunde der belaubten Berg- ränder einen ganz freundlichen Eindruck. In der Nähe besehen, zeigt es, wie alle seinesgleichen, unzweideutige Spuren von Verfall und Vernachlässigung. Immerhin ist man froh, bei Einbruch der Dunkelheit ein solches Nachtquartier zu erreichen. —

Hundegebell und Flintenschüsse hatten uns schon in einiger Entfernung belehrt, daß wir am Ziele seien. Die Jagdgesellschaft brachte das ganze Dörschen in Aufruhr. Das Café am Eingang, das man im türkischen Dorfe nur selten vermißt, war menschengesüllt; eben kehrten Schützen und Treiber heim. Aus einem oberen Fenster lugte ein bekanntes Gesicht uns entgegen und hieß uns herzlich willkommen. Bald war ich unter den Freunden

aus Stambul, die mein Eintreffen schon seit einigen Tagen erwarteten.

Die Begleitung durch einen Führer hatte sich bewährt. Ovadjik liegt zwar nicht allzufern der Stelle, wo die türkische Karte diesen Namen angab, aber doch in ganz anderem Verhältnis zur Umgebung, so daß ich ohne einen ortskundigen Pfadfinder die beiden seitwärts gelegenen Thalkessel achtlos zur Rechten gelassen hätte. Unfehlbar wäre ich die Nacht hindurch in den Waldbergen umhergeirrt; denn kein zweites Dorf ist in der Nähe.

Mit dem üblichen „Hosch geldin, sefa geldin!“ empfing uns Mustapha Tschauſch, unser Wirt, zugleich Muehtar des Dorfes, und wir gaben ihm ein „Hosch bulduk!“ zur Antwort zurück. Die hohen Reiterstiefel blieben nach türkischer Sitte unten im Flur; und auf Strümpfen stieg ich die wacklige Treppe hinan, um meinen Einzug ins obere Stockwerk zu halten. Die Packtaschen wurden in eine Ecke auf den Boden gestellt, und ich machte es mir bequem, wenigstens so bequem als möglich. Das niedrige Zimmer hatte an Einrichtung nichts aufzuweisen, als einen Teppich von Ziegenhaar, eine kleine primitive hölzerne Galerie oben rings umher, und Rissen unten am Boden, an dreien der Wände entlang. Die vierte ist durch den Kamin besetzt. Ein Wandschrank daneben enthält Matrazen, Decken und einiges Gerät. Der ganze Raum mißt wenig über drei Meter im Geviert, ist gerade nur mannshoch, aber hell und freundlich. Wir teilten uns, unserer drei, darein, Mr. Whitall jun., Mr. Tompson und ich, und grenzten die Operationsgebiete sorgsam ab, während ein anderes Stübchen von Mr. Whitall

Vater eingenommen war. Schnell waren ein paar Nägel, die ich stets in der Tasche mitzuführen empfehle, in die Holzgalerie geschlagen, die Kleider angehängt, und einige Minuten danach saßen wir auf den Kissen beim „Five o'clock“-Thee, etwas weniger bequem, aber nicht minder zufrieden, als daheim am Bosporus. Unsere Leute und die Jäger hatten sich unten eingerichtet und der Koch mit seinem Stabe, ein paar neugierigen und hilfsbereiten Burschen aus dem Dorfe, sein Hauptquartier am Herde des Hauses aufgeschlagen. —

Das Haus zittert, wenn jemand etwas hart auftritt. Da, wo kein Teppich liegt, sieht man wohl durch die Fugen der Dielen ins Erdgeschoß hinab, an anderer Stelle durch eine Wandspalte ins Freie; Fenster und Thüren schließen ebensowenig wie das Dach; ein paar Scheiben sind den Weg aller Glasware gegangen, und lebhafter noch als in Stambuler Mietwohnungen erinnert uns die Scenerie an den schönen Sinnspruch:

„Wer nie Pilaw¹⁾ mit Unschlitt aß,
Wer nie am Mangal²⁾ frierend saß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Der kennt dich nicht — du herrliche Levante.“

Allein das glückliche Klima und sein beneidenswertes Kind, die orientalische Sorglosigkeit, helfen uns mit liebevoller Hand über dieses, wie über alles andere alltägliche Ungemach hinweg und erhalten die ungetrübte Laune.

¹⁾ Das landesübliche Reisgericht.

²⁾ Das Kohlenbecken.

Ich warb am Abend noch für den folgenden Morgen einen ortskundigen Führer. Der Muchtar machte ihn ausfindig, und ich hatte alle Ursache, mit Kiazim Aga zufrieden zu sein. Ein Pferd war im Orte nicht aufzutreiben, aber er erklärte sich erbötig, zu Fuß ebenso schnell und gut vorwärts zu kommen, als ich und mein Tschauſch und uns alle Ortsnamen angeben zu wollen.

So begannen wir am nächsten Morgen wiederum zu Dreien die Wanderung, erst die Flußthäler entlang, später über die Berge in nordwestlicher Richtung, im allgemeinen dem Gebiete des Riva-Dere in der Richtung abwärts gegen das Schwarze Meer hin folgend. In einem Lande, das arm an großen Straßen, Eisenbahnen, selbst an breiten, gut gebahnten Wegen ist, bieten eben die Thäler und Wasserlinien das beste, ja oft das einzige Mittel, sich zurechtzufinden.

Unseres Weges erster Teil führte anfangs das Sol-bazan-Dere entlang, zwischen steilen buschbedeckten Bergwänden hin, an ein paar Mühlen vorbei, die man im hohen Gebüsch kaum entdeckte. Es sind einfache aus Feldsteinen aufgeführte Schuppen der primitivsten Art. Eine Rinne am Bergrand führt von oberhalb das Wasser herbei, welches dann über das Rad fällt. Alle künstlichen Vorrichtungen, Bassins, um das Wasser zu sammeln, Staudämme und dergleichen fehlen. Dennoch werfen diese Mühlen einen verhältnismäßig hohen Ertrag ab. Nahe an Stambul geben sie bis zu 25 türkische Pfund Pacht¹⁾, und das deutsche Sprichwort, „daß der Müller

¹⁾ Etwa 455 Mark.

immer sein Brot verdient“, scheint auch hier sein Recht zu behalten.

Das Flußthal ist fruchtbar, der Boden, ein milder, rötlicher Lehm, fast durchweg gut, aber unangebaut. Es fehlen die Hände, ihn zu bearbeiten. Menschenleere ist das bezeichnende Wort für die Stimmung der Landschaft. Einst muß es anders gewesen sein; denn schon in der ersten Stunde kam ich an zwei Mesarlitz¹⁾ vorüber, kenntlich an den Bäumen, die sie beschatten, und den großen roh behauenen oder auch nur gebrochenen Steinen, welche die Gräber bezeichnen. Unzweifelhaft haben in der Nähe ehemals bedeutende Ortschaften gelegen. Jetzt ist weit und breit niemand zu entdecken, der hier sterben und sich begraben lassen könnte. Vergeblich suchte ich auf den meisten dieser Totenäcker nach antiken Baustüden, Säulenschäften, Kapitälern, wie sie sich sonst in der Regel an solchen Orten vorfinden. Auch die antike Welt scheint diesen Erdwinkel nicht gerade bevorzugt zu haben, so hübsch er ist. Im Geiste malte ich mir die Gegend mit Dörfern, Weilern und Landgütern bedeckt aus, die sich an die wald- oder buschbedeckten Bergen schmiegen, mit Brücken und Kunststraßen, und ich gelangte zu dem Schlusse, daß das Ganze ein anmutiges, freundliches Bild ergeben müßte. Obwohl die Mängel der türkischen Verwaltung vieles erklären, ist es doch wunderbar, dieses so nahe der Hauptstadt liegende fruchtbare Gebiet derart verödet zu finden. Die Kriege und mehr noch die regelmäßigen Aufgebote zu Truppendisparaden im Innern des

¹⁾ Begräbnisplätze.

weiten Reiches, um Unruhen zu unterdrücken, trogige Bergvölker zu unterwerfen oder zwischen feindlichen Stämmen Frieden zu stiften, haben nach und nach das Land entvölkert. Man vergißt meistens, daß die Türkei eine der zahlreichsten Kolonialarmeen der Erde zu unterhalten hat; denn als eine solche sind die Truppen anzusehen, welche die ausgedehnten Besitzungen der Pforte in Arabien, ferner in Tripolis und Benghazi in Afrika besetzt halten, während diese Provinzen selbst nicht einen Soldaten stellen. 68 Bataillone nebst Kavallerie und Artillerie stehen dort. Die Sterblichkeit in den fernen südlichen Ländern ist in der Truppe bedeutend, und so bringt auch in gewöhnlichen Friedenszeiten das anatolische Stammland der osmanischen Herrschaft für die Aufrechterhaltung der Reichseinheit und des Chalifats schwere Opfer dar.

Der Steuerdruck, der auf den Bauern lastet, ist bedeutend; er soll auf dem platten Lande alles in allem oft bis zu 40 Prozent des Gesamteinkommens fordern, aber dafür stellt sich der Preis des Grund und Bodens gering. Selbst nahe der Hauptstadt kann man den Hektar guten Ackers noch um ein oder zwei türkische Pfunde kaufen¹⁾, das bildet einen Ausgleich. Die Arbeitskräfte sind teuer, weil sie knapp sind. Aber das milde Klima gewährt andererseits die doppelte Zeit zur Bestellung wie im Norden. Die Verbindungen sind nicht gut, aber auch nicht schlechter, als in manchen Teilen meiner ostpreussischen Heimat. Alle diese Umstände erklären das Dar-

¹⁾ 18 Mark 20 Pf., resp. 36 Mark 40 Pf.

niederliegen der Landwirtschaft nicht hinreichend. Eine der wichtigsten Ursachen ist unstreitig die, daß die besseren



Kurdischer Schäfer 1 von Gertha v. Warburg.

Stände sich ganz von der Landwirtschaft abgewandt haben und dieser daher das notwendige Kapital an Intelligenz und Geld entzogen ist. Das niedere Landvolk

sieht kein aufmunterndes Beispiel. Alle höheren Gesellschaftsschichten streben in die Staatskarriere hinein; ihnen ist etwas anderes als eine Staatsanstellung kaum denkbar. Schon der eigenen Sicherheit halber muß der Gebildete irgend eine Verbindung mit der absoluten Staatsgewalt haben, Rang und Amt besitzen. Der Bornehmere, der sich aufs platte Land zurückziehen wollte, um dort zu leben, würde schon darum allein verdächtig, bald auch verfolgt und belästigt werden. Ein so seltener Vogel möchte auch wohl die Unternehmungslust kühner Briganten reizen. Die Zahl der wirklich auf ihren Gütern lebenden Großgrundbesitzer ist, von einzelnen Provinzen, wie Macedonien, Albanien und Kurdistan abgesehen, verschwindend klein. Die meisten wohnen in Stambul oder andern großen Städten und kümmern sich nur wenig um ihren Grund und Boden, der, in Farmen geteilt, an armes Volk für ganz kurze Zeiträume, ja selbst nur für eine einzige Ernte verpachtet und vermietet ist. Dieser Zustand muß natürlich zu einem rücksichtslosen Aus- saugesystem führen. Vielfach kämpft der Landwirt mit der Wasserarmut, eine Folge der allgemeinen Entwaldung. Was aber dennoch bei andern sozialen Verhältnissen und sorgfamerer Verwaltung erzielt werden könnte, sieht man bei jeder Fahrt durch das heute wieder kräftig emporstrebende Bulgarien, namentlich in der Provinz Ostrumelien.

Unser Weg führte an einem verfallenen Tschiftlik¹⁾

¹⁾ Die Farm. Das Wort Tschift bedeutet ein „Paar“ und in übertragener Bedeutung den Pflug, den ein Zwiegespann zieht;

vorüber, der einst bessere Tage gekannt hat, wie die Ruinen eines Klosters beweisen. Ein Notabler aus einem der Vororte von Stambul hat die sehr ausgedehnte Begüterung um 800 türkische Pfund¹⁾ gekauft, besucht sie alljährlich einmal, verpachtet Landstücke an herumziehende Muhadjirs²⁾ und Tschobans³⁾, welche die Pacht für ein Jahr im voraus zu zahlen vermögen, und unterhält im Solbassan=Dere eine Mühle. So gewinnt er bequem und ohne eigenen Einsatz eine immerhin verhältnismäßig hohe Rente. Das nennt man im Orient Landwirtschaft.

Zumal sind es die wildaussehenden kurdischen Schäfer, welche dies Gebiet mit ihren Herden aufsuchen, ehe sie dieselben zum Weiramsfeste nach Stambul treiben, um sie dort zu verkaufen. An ihren eigentümlichen aus Ziegenhaar grob gewebten Filzmänteln, die zugleich auch Zelt und Lagerdecke sind, erkennt sie selbst der Fremdling schnell. Begleitet sind sie stets von ihren großen gefährlichen Hunden, einer eigenen gelbgrauen Rasse mit schwarzer Schnauze, vor denen selbst das Pferd zittert, und die oft genug schon einsame Wanderer anfielen und niederrissen. Sie hängen treu an ihren Herrn, wie diese an ihnen, und der Kampf mit dem Hunde führt leicht auch den mit dem Hirten herbei.

daraus entsteht dann das Wort Tschiftlik, das mit dem Pflug Bearbeitete, die Farm, das Landgut.

¹⁾ Etwa 14600 Mark.

²⁾ Mohammedanische Flüchtlinge.

³⁾ Hirten, die mit ihren Herden durch das Land wandern und hier oder dort Weidgerechtigkeit erwerben.

Das Solbassan=Dere wird weiter unterhalb enger und wilder; der Weg führt mehrfach im schäumenden Bache selbst entlang. Dann steigt er seitwärts gegen Westen auf das Plateau hinauf, um einen großen Bogen des vielgewundenen Wasserlaufs abzuschneiden und in denselben an einer Stelle wieder hinabzusteigen, an welcher er schon den Namen Niva=Dere führt.

Nach etwa 20 Minuten waren wir auf der Höhe. Welche Einsamkeit! Nach allen Richtungen hin schweift das Auge über buschbedeckte Höhen und Wellen, über denen einzelne düstere Ruppen und Spitzen sich erheben. Im Westen, gegen Stambul hin, schließt die Kette des Alemdagh den Horizont ab, nach Osten verschiedene Berggruppen, der Kara- und der Gökdagh.¹⁾ Auch den Felsen=Tepe sieht man wieder; im Süden eine ansehnliche Höhe von 390 Metern, den Balidjadagh, und den Kamm der Hochfläche, über die ich gestern geritten. Ein einziges Dorf, Gurna, ist in drei Stunden Entfernung sichtbar. Kaum hört man den Schrei eines Vogels über den Bergschluchten, und das einzig Lebende, das man entdecken kann, ist wieder eine Schaf- und Ziegenherde am Balidjadagh. Nur einmal traten ein paar Rehe aus einer dichteren Baumgruppe hervor, ohne sich durch unsere Anwesenheit irgendwie stören zu lassen.

Wir wendeten uns einem höheren, Übersicht gewährenden Punkte zu, dem Ütsch agatsch Sataghy,²⁾ dem „Lager der drei Bäume“. Zataf, Lager, Bett, ist in der

¹⁾ Der schwarze und der Himmelsberg.

²⁾ Der besitzanzeigende Genitiv des Wortes Zataf.



Kurdischer Schäfer 2 von Gertha v. Warburg.

Gegend der übliche Name für die aus Stangen und Strauchwerk oder auch Lehmwänden schnell aufgeschlagenen Gehöfte, die so lange benutzt werden, als die Umgegend gute Weide bietet, um dann zu verfallen. Den Punkt

hatte Kiazim, der Führer, mit ganz richtigem Instinkt gewählt. Man übersah von hier aus das Quellgebiet des Riva-Dere sehr deutlich. Dieser Fluß entsteht aus drei Bächen, welche sich an einem Punkte, etwa 25 Kilometer nördlich des Städtchens Guehzeh, inmitten grüner Berg- und Buschwildnis vereinigen. Es sind dies das Solbassan-Dere, dem wir gefolgt sind, und das aus Südwesten kommt, das Ujun-Dere,¹⁾ das genau aus Osten von den Bergen und das kleinere Teperen-Dere, das aus Süden von dem Plateau herabfließt, auf dem die Wasserscheide beider Meere liegt.

Vom Vereinigungspunkte der drei Bäche aus wendet sich der gemeinsame Lauf anfangs noch etwa drei Kilometer weit nach Westen, um dann sich abermals mit einem größeren, aus Süden kommenden Bache, dem Agghyl- oder Bakadjik-Dere, zu vereinigen und dann fast genau nach Nordwesten zum Schwarzen Meere zu fließen. Dort mündet er in die, der diplomatischen Welt von Konstantinopel, die im Sommer am oberen Bosporus lebt, durch gemeinsame Ausflüge so wohl bekannte Bucht von Riva. Das Bakadjik-Dere bildet sich wieder aus einer Menge von Rinnsalen, die vom Nordabhange des Kaış und des Aidos Dagh kommen, der Berge, welche man von Stambul aus sieht und die dicht am Marmarameere liegen. Die Wasserscheide ist hier auf das merkwürdigste gewunden. Bei dem Dorfe Teperen fließen die Bäche fast parallel nebeneinander, die einen nach Norden, die anderen nach Süden. Das Netz des Riva-Dere um-

¹⁾ Das lange Fließ.

spannt das ganze Gebiet vom Marmarameere bis zum Schwarzen Meere hin. Die Längenentwicklung ist nicht über 60 Kilometer, und dennoch kann das Flüßchen eines Tages berufen sein, eine große geschichtliche Rolle zu spielen. Sein Thal schützt im Osten die Hauptstadt des osmanischen Reiches, wie die berühmten Linien von Czataldja, welche Feldmarschall Moltke so eingehend schildert, im Westen.

Sollten einmal auf europäischer Seite die Verteidigungsanstalten derartig vervollständigt sein, daß ein Angriff auf dieser Seite, sei es zu Lande, sei es vom Meere her, unausführbar wird, dann muß das Riva-Dere am asiatischen Ufer in seine Rolle treten. Die besten Landungsplätze am Schwarzen Meere liegen dort in der Rivabucht und der Bucht von Schile (oder Kilis) am Einfluß des alten Arfanes, heute Schile-Dere, ins Schwarze Meer. Freilich reichen ein paar Buchten mit ihrem wenige Kilometer langen Strande für Landungen größeren Stils nicht aus. Allein die Vorhut, welche die Aus-schiffung der Hauptmacht zu sichern hat, würde dort immer Raum genug finden, und deshalb richtet sich die Aufmerksamkeit des Verteidigers naturgemäß auf diese Punkte.

Der Feind, der dort ans Land steigt, muß unter allen Umständen das Thal des Riva-Dere überschreiten, und an diesem wird sich ihm der Verteidiger zum Kampf stellen. So kann es geschehen, daß dereinst hier das Schicksal der Hauptstadt des Ostens zur Entscheidung kommt. Daß die Aufmerksamkeit der alten Zeit wenigstens schon auf den wichtigen Zugang von Schile nach Byzanz

gerichtet war, beweisen die Trümmer der Hedjiz Kalessi¹⁾, welche denselben an einer engen, leicht zu verteidigenden Stelle sperren. Diese alte Burg gehört jedenfalls in das wunderbare Landesbefestigungsnetz, mit welchem die Byzantiner ehemals das ganze Königreich Bithynien bedeckt hatten, und das alle wichtigen Wege des Landes in ihrer Gewalt hielt. Es war wohl das vollständigste System seiner Art, das es jemals gegeben, und wäre eines besonderen Studiums wert.

Der Rückweg von Ütsch Ugatsch Sataghy nach Dvadjiz wurde nicht längs der Flußläufe, sondern quer über die Berge gewählt. Er führte durch noch einsamere Wildnis. Acht Stunden dauerte heute im ganzen unsere Wanderung, und acht Menschen, genau gezählt, kamen dabei in unsern Gesichtskreis, trotzdem wir noch den Balidjadagh erstiegen. Einmal blieb Kiazim stehen und blickte scharf nach einer bestimmten Richtung. Ich folgte mit dem Glase eben dahin und sah in der Entfernung von vielleicht drei Kilometern zwei Männer einen Berg-
abhäng ersteigen. „Ja tschoban, ja heidud“, „entweder Schäfer oder Räuber“, erklärte mein Führer, möglicherweise beides in einer Person. So verlassen war die Gegend, daß die Anwesenheit von zwei Menschen an einem ungewöhnlichen Fleck sofort die Aufmerksamkeit und den Argwohn des Rundigen auf sich zog. —

Abends nach unserem einfachen, aber schmackhaften Jagddiner versammelten sich die Notabilitäten Dvadjizs um uns. Die großen Angelegenheiten des Dorfes wurden

¹⁾ Beste von Hedjiz, einem in der Nähe gelegenen Dorfe.

mit höchstem Ernste besprochen. Es waren die Hochzeit, welche unser Wirt Mustapha Tschauſch¹⁾ seinem Sohne ausrichten wollte, die Wölfe, die Räuber und last not least das abzuschließende Geschäft der Jagdpachtung, um dessenwillen Herr Whitall gekommen war.

Das kleine Zimmer füllte sich mit den hohen kräftigen Gestalten der Bauern, die fast alle bis zur Decke reichten. Feizullah, Beizullah, Achmed, Arif, und wie sie alle hießen, setzten sich mit untergeschlagenen Beinen uns gegenüber um die flackernde Kerze auf den Teppich, und bald war die lebhafteste Unterhaltung im Gange.

An den Hochzeitsvorbereitungen wurde allgemein der regste Anteil genommen. Sie sind keine Kleinigkeit für den Vater des Bräutigams, der von der Braut des Sohnes keine Mitgift verlangt, sondern vielmehr jene ihrer Familie durch eine stilgerechte Feier abkaufen muß. Darauf, daß diese letztere nach Form und Herkommen geschehe, halten die Anverwandten, die etwas auf sich geben, mit Strenge. Oft zerschlägt sich die Partie, weil der Hochzeitsvater nicht alles leisten will oder kann. Da ist nicht nur für die Bewirtung der Bewohner beider Dörfer, denen Braut und Bräutigam angehören, zu sorgen, sondern noch für die üblichen öffentlichen Belustigungen. Pferdewettrennen der jungen Burschen werden abgehalten, Ringer (Pehlivan's) treten auf; berufsmäßige Spaßmacher, als welche fast überall Juden fungieren, die man von Stambul kommen läßt, Musiker, Märchenerzähler u. s. w.

¹⁾ Der Titel Tschauſch wird von den Leuten weitergeführt, auch wenn sie den Militärdienst verlassen haben.

Ein Büffel oder Rind und mehrere Hammel werden geschlachtet. Eine ganze Hühnerschar, ein Sack Reis zu Pilaw, Butter, Zucker, viel Brot und ungemessene Quantitäten Kaffee müssen geliefert werden.

Dann aber traten noch andere Ehrensteuern hinzu. Wenn der Hochzeitsvater ins Dorf kommt, um die Braut und ihre Truhe aus dem Elternhause abzuholen, ist es Brauch, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Am Eingange findet er seine Straße verbarrikadiert und muß sich den Durchzug erkaufen. Läßt er sein Gefährt nur einen Augenblick unbewacht, so werden seine Büffel ausgespannt, und er findet sie, von der jungen Welt umringt und bekränzt, im Kaffeehause wieder. Betritt er das Elternhaus der Braut, so verschwindet unterdessen ein Rad vom Wagen, und man entdeckt es auf der Spitze des Dorfminarets. Natürlich muß beides durch Loskauf aus der Gefangenschaft erlöst werden. So geht es weiter, bis er endlich mit erheblich erleichterten Taschen die Dorfschöne glücklich entführen und seinem Sohne überbringen kann.

Eifrig wurden nun hier die Kosten zusammengerechnet, und man kam auf 20 Pfund türkisch überein — etwa 364 Mark — wozu Mustapha Tschauſch ein ziemlich saures Gesicht machte. Aber die Nachbarn trösteten ihn. Alle waren einstimmig darin, daß die Braut des Preises wert sei. „Wenn sie ins Dorf kommt, wird sie die erste sein“, versicherte ein Nachbar; „Mustapha Tschauſch könne als Muchtar nur solch' eine Schwiegertochter haben“, bekannten alle; auf's Geld dürfe es nicht ankommen, wenn man dem Sohne eine gute Frau ver-

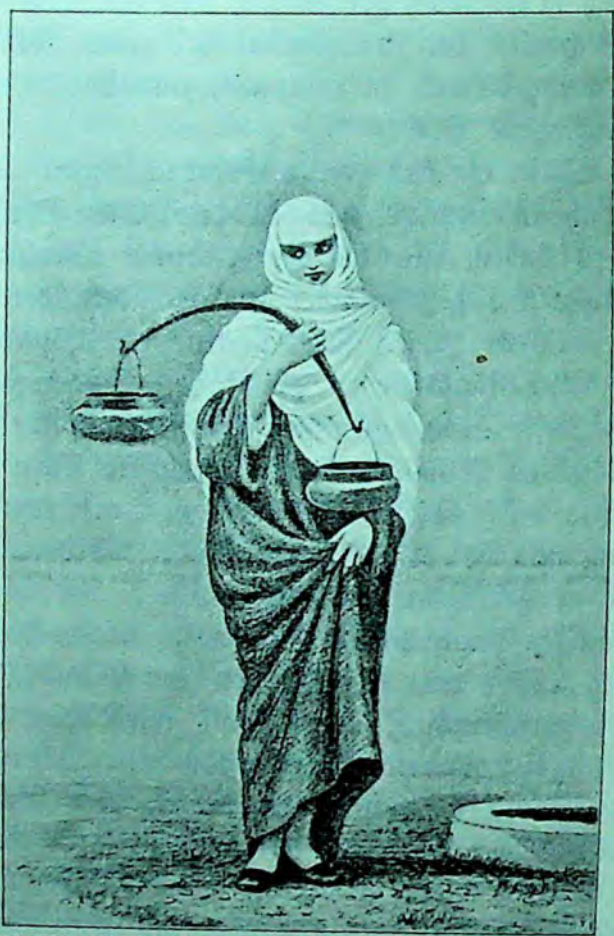
schaffen wolle. „Des Vogels Weibchen baut das Nest“, sagt ein türkisches Sprichwort. Endlich war unter unserm Zuspruch alles in Ordnung. Meine Intervention wurde noch in Anspruch genommen, um für den anderen Sohn des Hauses, der in Stambul bei einem Kavallerieregiment diente, Urlaub zu erlangen, und damit war die Heirat beschlossene Sache.

Die Wölfe, die das zweite Gesprächsthema lieferten, scheinen sich in neuerer Zeit in demselben Verhältnisse gemehrt zu haben, als die Bevölkerung abnahm. Die Bauern klagten allgemein über den Schaden, den sie anrichteten. Unsere Jäger behaupteten, die Spuren von etwa 20 dieser Raubtiere in der Nähe gefunden zu haben, ebenso die Reste eines von ihnen zerrissenen wilden Ebers. Auch Mustapha Tschausch hatte durch sie einen Verlust gehabt; sein bester Büffel war dicht am Dorfe von Wölfen angefallen und so erheblich verwundet worden, daß er zur Hochzeit geschlachtet werden sollte. In der Nacht hörte man die Flintenschüsse der Hirten, welche die herumstreifenden Wölfe von den Hürden der Mandras¹⁾ und Agghyls²⁾ verscheuchten. Der Wolf wird hier übrigens nicht mit dem besonderen Geschlechtsnamen „Kurd“, sondern „Djanevar“ genannt, ein Wort, das schlechtweg: „Das wilde Tier“ bedeutet und sonst meist auf das Wildschwein bezogen wird. Auch ich fand Wolfsspuren auf meinem Wege; keiner von uns aber sah Fleggrimm selber. Merkwürdigerweise sollen die Wölfe sich nicht in den dicht

¹⁾ Mandra = Schäferei.

²⁾ Eine freistunde, aus Strauchwerk hergestellte Einfriedigung für Lämmer.

von Holz gefüllten Bergschluchten, sondern auf den freieren, nur von Gestrüpp bedeckten Höhen, in Rudeln geschart, aufhalten. Die Bauern behaupten, daß sie von dort aus



Türkische Dorfschöne am Brunnen, von Gertha v. Warburg.

das Land übersehen, um Gelegenheit zum Raube und auch jede Gefahr sicher zu erspähen. In die Dörfer wagen sie sich angeblich nicht, haben bisher auch nur

selten Menschen angefallen; doch klagten die Leute, daß sie mit dem Wachsen der Zahl frecher würden, während man sie trotzdem schwer zum Schuß bringen könne.

In den Räubergeschichten, die den Beschluß bildeten, spielte Edhem, damals der Held des Tages, die Hauptrolle. Er scheint die Gabe zu besitzen, überall und nirgends zu sein. Die Gendarmerie wußte nie, ihn zu finden. Raum aber hatten wir Dvadjit verlassen, da erfuhren wir, daß er während unseres Aufenthaltes ganz in der Nähe gewesen sei, und das gleiche Abenteuer ist schon verschiedenen Freunden begegnet.

Auch nach der Ansicht unserer Gastfreunde hat der Reisende oder Jäger trotz allem nichts zu fürchten; nur müsse er sein Nachtquartier in irgend einem Dorfe nehmen. Wir sprachen davon, bei besserer Jahreszeit im Zelte zu bleiben, um so leichter dem starken Ulu-Göök¹⁾ aufzulauern zu können. Davon nun rieten die Leute ab; ein Zelt würde zu sehr auffallen, wilde Hirten und Muhadjirs anlocken und sie zur Umzinglung und Fortführung des Fremden reizen.

Das Jagdpacht-Geschäft ging bei Herrn Whittalls bekannter Freigebigkeit leicht von Statten. „Doghru adam“, „ein rechtlicher Mann!“ — „Er will alles in Richtigkeit wissen!“ unterbrachen die Bauern, zu einander gewendet, mehrfach seine Vorschläge. Zehn türkische Pfunde wurden als Angeld zur Ausbesserung der verfallenen Dorfmoschee gefordert. Jahrespacht, Miete für ein Haus und Bestellung eines Kurudju, eines Jagd-

¹⁾ Der große (Edel-)Hirsch.

wächters, kamen dazu, und der Vertrag, der später schriftlich in Stambul aufgesetzt werden sollte, war vereinbart.

Dieser schriftliche Vertrag bildete eigentlich nur eine Konzession an die neue Zeit und die modernen Staatseinrichtungen. Früher wurde auch Wichtigeres bloß mündlich abgeschlossen, und Herr Whittall, der viel derartige Geschäfte für sein Haus schon zu seines Vaters Lebzeiten gemacht, versichert, daß dabei selten oder nie ein Zwist entstand. Die Rechtlichkeit des alten türkischen Geschlechts ließ ihn niemals im Stiche. Hier waren nun auch noch zahlreiche Zeugen zugegen; und durch ein Massenaufgebot von solchen vermag man nach türkischem Zivilrecht, das auf den Satzungen des Koran beruht, selbst einen sonst durch nichts zu bestätigenden Besitztitel nachweisen — ein sehr beliebtes und bei der Unklarheit des Bodenrechts und der Katastrierung notwendiges Verfahren. Oft sollen bis an hundert Zeugen gestellt werden, und an diese hundert Zeugen knüpft sich eine charakteristische türkische Anekdote.

Hatte da ein reicher Mann einen sehr wichtigen Prozeß um eine große Besitzung zu führen. Aber der Fall lag verwickelt, und der Richter erklärte ihm eines Tages: „Gözüm (mein Auge), deine Sache steht schlecht; ich kann sie zu deinen Gunsten nur entscheiden, wenn du mir hundert unverdächtige Zeugen stellst, welche bekunden, nicht anders zu wissen, als daß du der rechtmäßige Herr der Güter bist, die du beanspruchst.“

Der Kläger — nennen wir ihn Ali Effendi — ging, schlug sich an die Stirn und dachte nach, was der

Richter wohl gemeint haben könne; denn nach einem Hintergedanken sucht der Orientale stets.

Plötzlich ging ihm ein Licht auf — Beïram war nahe; schnell eilte er in die Küche, um für den Rabi einen Beïramskuchen, aber einen besonders großen zu backen, der, wie es üblich ist, nach Art unserer Torten in schmale dreieckige Stückchen schon zerlegt war. Solcher Teile sollten es gerade hundert sein, und in einen jeden wurde ein funkelnagelneues Goldstück gebacken.

Bergnügt eilte Ali Effendi damit zum Hause des Richters und befahl dessen Diener, Özman Agha, den Kuchen sofort zu seinem Herrn hinaufzutragen.

Doch Özman Agha witterte sogleich, daß es mit dem Kuchen seine eigene Bewandnis haben müsse und untersuchte heimlich eines der dreieckigen Theilchen, fand das Goldstück darin, steckte es in die Tasche und aß das Kuchenstück auf, die übrigen 99 schob er zusammen, so daß nichts zu merken war.

Allein es reizte ihn, dasselbe mit einem zweiten Theilchen zu versuchen und siehe, es ging, auch die nun übrigen 98 ließen sich noch zusammenschieben, ohne daß man etwas Verdächtiges sah. Das zweite Goldstück wanderte in Özmans Tasche und das zweite Kuchenstück in seinen Magen.

Ja, es glückte noch ein drittes Mal — aber nun war's zu Ende damit. —

Den Kuchen mit den 97 Stücken trug er zum Rabi hinauf.

Bald darnach fand die entscheidende Gerichtssitzung statt. Siegesgewiß ging Ali Effendi hin. Aber der Richter machte ein besorgtes Gesicht.

„Gözüm — mein Auge — deine Sache steht schlecht,“ sagte er wieder; „ich habe dir aufgegeben, 100 Zeugen zu stellen, du hast mir aber nur 97 bringen können.“

„Wallah — billah! Herr, ich habe 100 gebracht.“

„Ich habe nur 97 gezählt.“

„Ich habe 100 ins Haus gebracht und Dsman Agha übergeben, er solle sie zu dir hinaufführen.“

Der Kadi klatschte in die Hände — Dsman Agha kam.

„Dsman Agha,“ sprach der Kadi ernst, „was heißt das, Ali Effendi behauptet, er habe 100 Zeugen gestellt, die du zu mir hinauf bringen solltest, und ich habe nur 97 gezählt!“

„Herr“, erwiderte Dsman Agha demütig, „du hast recht, aber Ali Effendi hat auch recht. Er brachte mir 100 Zeugen, aber drei davon waren schon so alt und schwach, daß sie die Treppe nicht mehr steigen konnten.“

Sprach's — und Ali Effendi gewann seinen Prozeß.

Am andern Morgen unternahm ich den Ausflug nach dem Felsen-Tepe, der die eigentliche Programmnummer meiner Expedition ausmachte. Der Weg dahin führt von Dvadjik in südöstlicher Richtung durch wildes Busch- und Gestrüppgelände, innerhalb dessen nur die tiefgelegenen Thalsohlen an den Bächen bestellt sind. Zwischen denselben überschritten wir ansehnliche Bergvorsprünge, welche sämtlich von einem bedeutenden Höhenzuge, dem Rodja Baïr¹⁾, zum Thal des Solbassan-

¹⁾ Der große Rücken.

Dere hinabsteigen. Der Kodja Baïr zieht, ähnlich wie der Alembagh, fast über die ganze Halbinsel hinweg. Seine bekannteste und am meisten ins Auge fallende Erhebung ist der oft genannte Selden-Tepe. Nach zweistündiger Wanderung, die uns zuletzt durch enge und von Gebüsch wildverwachsene Schluchten führte, erstiegen wir endlich dessen Gipfel. Die Höhe beträgt nicht voll 450 Meter über dem Meere, aber der Aufstieg durch dichtes Gebüsch ist dennoch ziemlich schwierig, will man nicht bedeutende Umwege auf den Holzwegen machen, welche sich an den Abhängen mit zahlreichen Windungen emporschlingeln. Die Lage ist ausgezeichnet und für die Erforschung des Landstrichs vortrefflich geeignet. Ich genoß bei dem zum Glück vollkommen klaren und milden Wintermorgen der weitesten Umsicht. Die ganze Halbinsel lag in ihrer wesentlichen Gestalt vor mir; denn hier im Orient schweift der Blick weiter hinaus durch die dünnere Luft, als daheim. Ich konnte deutlich bis zu den gegen den unteren Saccaria hin, nordöstlich von Ismid gelegenen Bergen sehen, die wohl an 60 Kilometer entfernt waren. Vermag man doch oft von Stambul aus die 135 Kilometer weit jenseit des Meeres gelegenen Marmarainseln zu erkennen. Alle Linien heben sich in der heiteren Atmosphäre schärfer ab, die Farben sind frischer und saftiger als im Norden, wo der vom Süden Heimkehrende die Empfindung hat, als schiene die Sonne niemals recht ordentlich hell. Des Forschers Werk wird dadurch nicht unwesentlich erleichtert.

Wieder empfand ich den Reiz des Unbekannten. Hier auf dem Selden-Tepe hatte sicherlich noch kein Europäer

gestanden, wenigstens keiner, der geneigt ist, öffentliche Mitteilungen über das Gesehene zu machen. Auf jedermann, der einigermaßen empfänglich ist, muß Anatolien schon nach kurzer Bekanntschaft eine besondere Anziehungskraft ausüben; „wo,“ wie Professor Dr. Hirschfeld in einer Mitteilung an die Ingenieure der anatolischen Bahn sich ausdrückt, „jeder Seitenabstecher, jeder Spazierritt oder Spaziergang, wie er doch in Mußestunden unternommen wird, wissenschaftliche Bedeutung erhalten kann.“

Die Baumgruppe auf der Spitze des Felsen-Tepe bildet ein Rund von etwa 150 Meter Durchmesser. Gegen Norden, auf dem Rücken des Kodja Bair, schließt sich über Reiters Höhe aufschießendes Buschwerk und junger Wald an, und hier allein ist der Überblick nicht ganz vollkommen. Sonst wuchert ringsherum an den Hängen nur niedriges Gesträuch, über das man hinwegsieht. Inmitten der stattlichen Eichen und Buchen liegt ein Dede-Mesarik, das Grab eines Heiligen, dem die Hochwaldoase wohl ihre Erhaltung verdankt. Wie alle türkischen Gräber dieser Art, ist auch das auf dem Felsen-Tepe ein von unbehauenen Steinen umgebenes Oval. Zwei antike Säulenstümpfe an den beiden Enden bilden den einzigen Schmuck. Wer der Heilige gewesen sei, der hier ruht, wußte weder Riazim, mein Führer, noch ein Kohlenbrenner, der in der Nähe arbeitete, anzugeben. Es ist eben ein „Dede“¹⁾ und seine Grabstätte sieht derjenigen Hannibals vollkommen gleich. Einst stand hier vielleicht

¹⁾ Ein Alter, eine Ahne, auch in übertragener Bedeutung ein Verehrungswürdiger, Heiliger.

ein antikes Mausoleum; der einsame schöne Ort scheint wie geschaffen dazu, und als es in Trümmer fiel, bezeichnete man, aus Verehrung für den Toten, den Platz mit Steinen. Zum Heiligen hat er es dann vermöge seines hohen Alters gebracht.

Im Süden erblickt man, wie von allen höher gelegenen Punkten aus, die blaue glitzernde Fläche des Golfs von Ismid mit den duftigen Gebirgsketten dahinter, welche ihn vom See von Nicaea trennen. An seinem östlichen Ende steht der über 5000 Fuß hohe Kel-Tepe als Wächter am Eingange Kleinasiens. Ringsum erblickt man Berge und Hügel, von grünen Thälern und düstern Schluchten durchzogen. Selten nur lugt ein von Feldern umgebenes Dorf daraus hervor. Aber die Mannigfaltigkeit der Formen ersetzt den Wechsel, den in dichtbevölkerten Ländern die Bebauung gewährt. Man wird dem Kodja Ili das Lob nicht streitig machen können, daß es landschaftlich voll Reiz ist. Von einem Agatsch Denisi, einem Baummeer, einer Waldwüste, ist auch hier nichts wahrzunehmen.

Von den Dörfern, welche mein Führer mir nannte, konnte ich nur einige auf der primitiven türkischen Kartenskizze wiederfinden. Kargaly,¹⁾ ein großes Dorf, fast östlich, in einer Entfernung von etwa 15 bis 20 Kilometer gelegen, mehr nach Norden, gleich weit, Duranlı, und dahinter, wohl auf 25 Kilometer Abstand, Rumbja.²⁾ Im Süden sieht man die Orte Tauschanly³⁾ und Kösseler,

¹⁾ Rabenort.

²⁾ Sanddorf.

³⁾ Hasenort.

im Südwesten Guebsch und Hannibals Grab nahe dem Golfe. Näher dem Felsen-Tepe, an dessen Südfuße, liegt ein beträchtliches Dorf, Denizli, durch Vorberge und Wald verborgen; im Südwesten und Westen, auf 8—10 Kilometer Entfernung, der Reihe nach: Miran, Dzümatioj und Radyllj, an gegenüberliegenden Berghängen, freundliche große Dörfer. Einen östlich des Felsen-Tepe liegenden Ort, Sitz eines Verwaltungsbezirks, Taschköprü,¹⁾ zeigte keine einzige Kartenskizze an. Den Blick auf Stambul entzog mir wieder, obschon Kiazim behauptete, man könne es sehen, die Kette des Alemdagh.

Die Gestaltung der bithynischen Halbinsel ist in ihrer Grundform eine ziemlich regelmäßige. Längs des Golfs von İsmid, von diesem im Mittel nur etwa 6—8 Kilometer entfernt, zieht sich ein breiter Kamm hin, der nur an wenig Stellen von größeren Bächen tiefer durchbrochen wird. Er bildet die Wasserscheide, ist anfangs nur 130 bis 150 Meter hoch, hebt sich dann in der Mitte der Halbinsel auf 230—250 Meter und steigt östlich bei İsmid zu mehr als 300 Meter empor²⁾ Auf dieser Bodenwelle sind nun in ungleichen Abständen schön geformte Regelberge aufgesetzt, nämlich, von Stambul beginnend, 15 Kilometer entfernt, der Raışdag, 436 Meter hoch; dann folgt auf 22 Kilometer der Üdoşdag, 527 Meter hoch, der Üdinsybaır auf 28 Kilometer Entfernung, 195 Meter hoch, der Ghazydag bei Guebsch

¹⁾ Steinbrücken.

²⁾ Bei Stambul ist sie nur 4 Kilometer vom Marmarameer entfernt, und alle älteren Karten, welche dort bedeutende Bäche und Flüßchen hervorquellen lassen, sind falsch.

auf 40 Kilometer, 300 Meter hoch, ferner nebeneinander, 60 Kilometer von Stambul gelegen, der Rajahydagh¹⁾ und der Serdje-Tepe,²⁾ der erste nördlich, der zweite südlich, 655 und 646 Meter hoch, wie es scheint, die bedeutendsten Höhen der ganzen Halbinsel, endlich 80 Kilometer von Stambul, nahe Ismid, der Tschenedagh mit 637 Metern. Alle Entfernungen sind in der Luftlinie gemessen.

Von dem durch diese Regelberge gekrönten Kamm senkt sich das Land allmählich gegen das Schwarze Meer hin. Alle Wasser fließen dorthin ab und durchschneiden und zerklüften die Höhen nach den verschiedensten Richtungen mit ihren Quellbächen und Zuflüssen. Gerade hier hat man den Eindruck eines, wenn auch nicht sehr bedeutenden, so doch romantischen und wechselvollen Vorgebirges mit tiefen, waldigen Schluchten und hin und wieder breiteren, freundlichen Thälern. Der Anbau beschränkt sich auf diese und die am Zusammenfluß der Bäche oft sich bildenden Kessel; dort liegt auch die Mehrzahl der Dörfer.

Wie schon erwähnt, durchschneiden der Alemdagh, dessen Südennde vom Nibos durch eine 8 Kilometer breite Senkung getrennt ist, und der sich zu 446 Meter Höhe erhebt, sowie der Rodja Baïr mit dem Felsen-Tepe und dem Fökdagh die Halbinsel fast genau in der Richtung Süd-Nord. Vom Rajahydagh aus zieht ebenfalls ein breiter Rücken zum Schwarzen Meer hinüber, doch ist er weniger ausgesprochen in seiner Form.

¹⁾ Der felsige Berg.

²⁾ Sperlingsspitze.

Vorwärts der Lücke, welche den Alembagh vom Aidos trennt, halten zwei isolierte Berggruppen die Wache, der Teferitsch Baır¹⁾ südlich und der Tschatalbagh²⁾ nördlich, beide nur wenig niedriger, als jene Höhen, so daß hier der Abschluß der Halbinsel am vollständigsten wird und jene Verteidigungslinie vor der alten Hauptstadt des Ostens entsteht, an deren Front entlang das Riva-Dere strömt.

Die Wegbarkeit der Halbinsel ist — im Vergleich zu einem Kulturlande — gering, aber doch nicht so schlecht, als man es allgemein von einem türkischen Landstriche annimmt, welcher abseits der Chausseen und Eisenbahnen liegt. In den Flußthälern laufen fast überall Fuß- und Reitwege entlang von Dorf zu Dorf, und auf den dazwischen liegenden Höhen Fahrwege, die uns schon bekannten Kretenwege, welche allerdings für europäisches Fuhrwerk nicht allzu brauchbar sind, wohl aber den landesüblichen Ochsenwagen leidlich dienen.

Den Rückweg vom Zelfen-Tepe schlug ich nach steilem Abstieg in südlicher Richtung gegen Denisli hin ein, das ich durch einen Ritt von fünfviertel Stunden über welliges Gelände erreichte. Es ist ein hübscher Ort von sechzig Gehöften, fast ganz mohammedanisch; denn nur der Bakal³⁾ und der Kawedji⁴⁾ sind Griechen. Die Häuser ziehen sich am Berghange hinab, durch ein 4 Kilometer breites sanftes Thal von den beiden gegenüberliegenden

¹⁾ Ausflugshöhe.

²⁾ Gabelberg.

³⁾ Bakal = Krämer.

⁴⁾ Kawedji = Kaffeewirt.

Dörfern Aïran und Djümafioj¹⁾ getrennt. Ganz anders ist hier das Landschaftsbild, als in dem eben durchzogenen Landstrich. Ausgedehnte bestellte Felder ziehen sich die Abhänge hinab, von höheren Baumgruppen unterbrochen. Wasser durchrieseln sie, breite Fahrwege schlängeln sich von Ort zu Ort; die Häuser, weiß getüncht und besser erhalten, machen einen wohlhabenderen Eindruck und verraten die größere Fruchtbarkeit der Gegend. Auf den Feldern sieht man Leute bei der Arbeit. Hier ist es nicht mehr so menschenleer, als in dem gestern durchwanderten Gebiete. Das Landstück zwischen den drei etwa gleich bedeutenden Dörfern ist eine jener Oasen, wie sie das Rodja Ili mehrfach zeigt.

Ich machte den Umweg erst westlich nach Aïran, dann nördlich über Djümafioj bei Radyly,²⁾ das zu unserer Linken am Höhenrande liegen blieb, vorüber, nach Obadjik, um in den Dörfern nach antiken Bauresten zu forschen. Ganz vergeblich blieb auch meine Nachsuche nicht. In Aïran fand ich einen vierkantigen, aufrechtstehenden Marmorblock, einen Grabstein (Cippus), neben der Moschee. Zwei kleinere Stufensteine gestatteten, seine obere Fläche zu ersteigen; er diente so dem Gebetsrufer an Stelle des fehlenden Minarets. Die der Djami (Moschee) zugekehrte Seite trägt eine lange, antike Inschrift, welche zu kopieren ich leider nicht die Zeit hatte. In Djümafioj rief ein vierzehnjähriger Junge im grünen Turban mit lautklingender Stimme zum Gebet. „Es ist

¹⁾ Freitagsdorf. Der Freitag ist bekanntlich der türkische Wochenfeiertag.

²⁾ Richterort.



„Unter solchen Leuten habe ich meine Verwandten nicht“, von Gertha v. Warburg.

ein Hafis“, ¹⁾ sagte Kiazim bedeutsam, „Inschallah memlekete bir Imam weredjek.“ („Will's Gott, wird er dem Lande einen Imam liefern.“)

Am Ausgange desselben Dorfes kamen wir an einem

¹⁾ Der Bewahrer, d. h. gelernt hat.

7 auswendig ge-

Zeltlager vorüber. Muhadjirs oder Zigeuner hausten darin; einige riefen meinen Führer freundlich an. „Sind das Verwandte von dir?“ fragte ich. „Unter solchen Leuten habe ich meine Verwandten nicht,“ erwiderte Niazim mit verächtlicher Handbewegung. Es giebt also auch in Anatolien Bauernstolz!

Mit einbrechender Nacht erreichte ich unser Dörfchen wieder. Die sinkende Sonne verklärte die grünen Fluren am Ovadjik-Dere mit goldigem Schein und goß ihre Strahlen über den rötlich schimmernden Wald; in den Schluchten stieg schon blaue Nacht herauf, und darüber schwebte der weiße Rauch der Schornsteine — ein farbiges, liebliches Bild.

Am nächsten Morgen nahm ich gemeinsam mit der Jagdgesellschaft Abschied, zwar nicht vollkommen befriedigt, da mir die Zeit gefehlt hatte, einen Ausflug gegen den Norden und Nordosten zu machen, aber doch froh, endlich einmal ins Herz des Rodja Ili vorgedrungen zu sein und dem fabelhaften Baummeer den Garauß gemacht zu haben, nachdem es sich so lange unberechtigterweise in der Geographie herumgetrieben hatte.





VII

Durch den Golf von Ismid nach der Ak-ova¹⁾

Am 5. Dezember 1890 rüsteten wir uns im Morgen-
grauen zur Seefahrt. Das Wetter war zu dieser Zeit,
wo daheim Eis und Schnee die Felder deckten, zum Aus-
fluge sehr einladend, die Luft milde und von jener
wunderbaren Durchsichtigkeit, welche nur der Orient kennt.
Vom Cap von Moda, d. h. von der Konstantinopel
gegenüberliegenden Küste aus, vermochte man alle Einzel-
heiten in den Bergen an der Südseite des Marmara-
Meeres, trotz der 50 Kilometer, die uns davon trennten,
deutlich zu unterscheiden. Ja, selbst an dem in der Luft-
linie 100 Kilometer entfernten mythischen Olymp ließen sich
Schatten und Licht, Tannenwälder und Schneefelder, auf
der Höhe mit bloßem Auge wahrnehmen. In allen
Gärten blühten noch vereinzelt Rosen, und die breiten
Herbstblumenrabatten, mit denen man am Strande von

¹⁾ Ak-ova, die weiße G^e

Stambul die Gartenbeete einsaßt, standen in voller Üppigkeit.

Unser heutiges Ziel sollte ursprünglich Salowa sein, von wo wir der südlichen Küste des Golfs von Ismid folgen und dann bei diesem Orte, dem alten Nicomedia, landen wollten, um mit der damals noch neuen Bahn nach Station Adabazar zu gehen und der etwa neun Kilometer davon entfernten Stadt desselben Namens sowie der Ebene Akova einen Besuch abzustatten.

Nich machten zwei Dinge begierig, diese kennen zu lernen:

„Leider hat kein wissenschaftlicher Reisender die Strecke Tschatal-Köprü — Eski-Köprü bisher beschrieben. Die große armenische Kolonie Adabazar hat auch mich und meinen Gefährten, wie alle Vorgänger, behufs Nachtquartier und Pferdewechsel von dieser alten geraden Richtung nach Norden abgelenkt,“ klagt Major v. Dieß in seinem Reisebericht „Von Pergamon über den Dindymos zum Pontus“¹⁾ und empfiehlt den Besuch jener Strecke, in der einst die alte Römerstraße von Byzanz nach Bythinien hineinführte. Als besonders wichtig bezeichnet er das in der Akova gelegene Terßjeri,²⁾ den Domustepe³⁾ und die alte Kaleh⁴⁾ bei Akjazy.⁵⁾ Sie

¹⁾ Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsband XX. 1888 bis 1889.

²⁾ „Verkehrter Ort“, auch „Ort von schlechter Vorbedeutung“. „Jer“ heißt auch Boden, und die Bezeichnung kann sich auf diesen beziehen, obschon das bei seiner großen Fruchtbarkeit nicht wahrscheinlich ist.

³⁾ Schweinehügel.

⁴⁾ Burg.

⁵⁾ Weiße Fläche, Ebene.

sind noch von keinem Europäer besucht worden, und doch kann man in einem Tage von Konstantinopel aus diese interessante Gegend erreichen.

Ferner reizte es mich, selbst zu sehen, wie es mit dem Verkehr an der neuen anatolischen Bahn stände. Eine Art Taufgevvaterschaft verband mich seit dem Spazierritt nach Angora mit diesem ersten großen deutschen Unternehmen im Orient, wenn ich auch selbst nicht berufen war, bei seiner Durchführung mitzuwirken.

Eine Havarie an unserem Dampfer „Archipel“ verzögerte die Abfahrt bis gegen 11 Uhr vormittags, wo endlich das schmucke Schiff in die Bucht von Moda einlief und seine Gäste an Bord nahm. Es war Hr. Tensif Bey, Direktor der Regie, der zu Dienstzwecken nach Adabazar ging und eine kleine Gesellschaft, welcher er die Mitfahrt freundlichst gestattet hatte. Salowa mußte der vorgerückten Zeit halber leider aufgegeben werden. Wir steuerten bei den Prinzeninseln und ihren schmucken Villenstädten vorüber gerade auf die Einfahrt in den inneren Ismid-Golf los.¹⁾ Die gesamte Länge desselben beträgt an 90 Kilometer. Eine merkwürdige Enge, die durch eine von Süden her weit in die Flut gestreckte Landzunge gebildet wird, scheidet dessen inneren, an 30 Kilometer langen Teil von dem offenen westlichen, der als eine Erweiterung des Marmara-Meeres erscheint. Jener innere Teil ist es hauptsächlich, der die seltenen Besucher durch seine Naturschönheit reichlich belohnt. Er

¹⁾ Zur Orientirung gen^u
zumal die Kiepertsche.

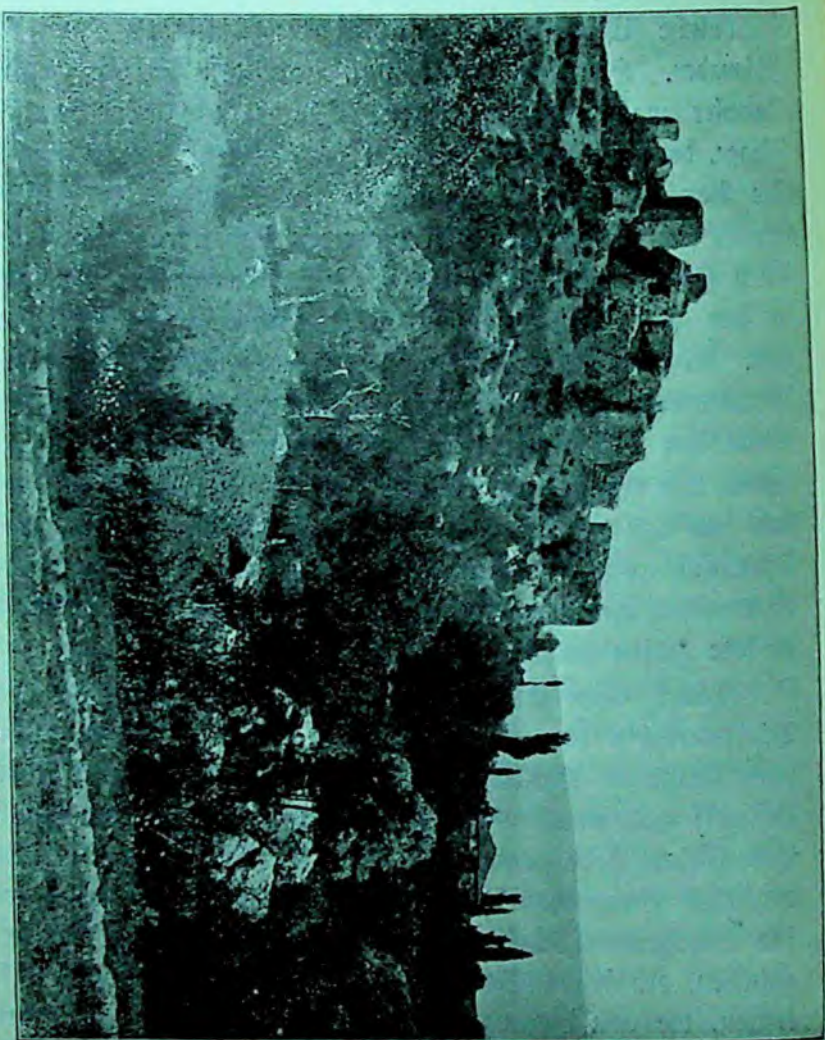
von Anatolien

bildet zudem einen ungeheuren Hafen, welcher allen Flotten der Welt Raum bieten möchte, und ist daher auch das gewöhnliche Übungsgebiet für das türkische Torpedogeschwader. Heute kam uns von dort ein stolzer großer Dampfer majestätisch entgegen. Er führte die deutsche Flagge, die in diesen Gewässern früher nur selten wehte. Die Baugesellschaft der anatolischen Bahn hat unfern Ismid, bei Derindje, einen eigenen Hafen angelegt, der durch Schienenstränge mit der Linie verbunden ist, und in dem sie die ankommenden Baumaterialien ausladen läßt. Eine kleine Kolonie von Magazinen, Arbeiter- und Beamtenwohnungen ist dort an einer vordem unbewohnten Stelle des nördlichen Ufers entstanden und hat es mit Leben und Bewegung erfüllt. Nicht unmöglich ist es, daß das alte Nicomedia (Ismid), das schon einmal von Ostia aus an seinen heutigen Platz wanderte, zum zweiten Ortswechsel gezwungen und nach Derindje verlegt wird, da sein Hafen mehr und mehr versandet.

Gleich beim Eintritt in die innere Bucht bei der Dil-Iskelissi¹⁾ liegen zur Linken zwei interessante uns schon bekannte Punkte. Es sind die Ruinen von Eski-Hissar²⁾ und darüber auf einsamer Höhe Hannibals Grab. Eski-Hissar sieht genau so aus, als habe es einst einem deutschen Burgherrn gehört, der mit den Kreuzfahrern ins Morgenland kam, aber es vorzog, sich hier niederzulassen, ein festes Schloß zu bauen und von den Kaufleuten, die von Byzanz nach dem alten Nicaea zogen, den

¹⁾ Zungen-Vandungsbrücke.

²⁾ Altes festes Schloß.

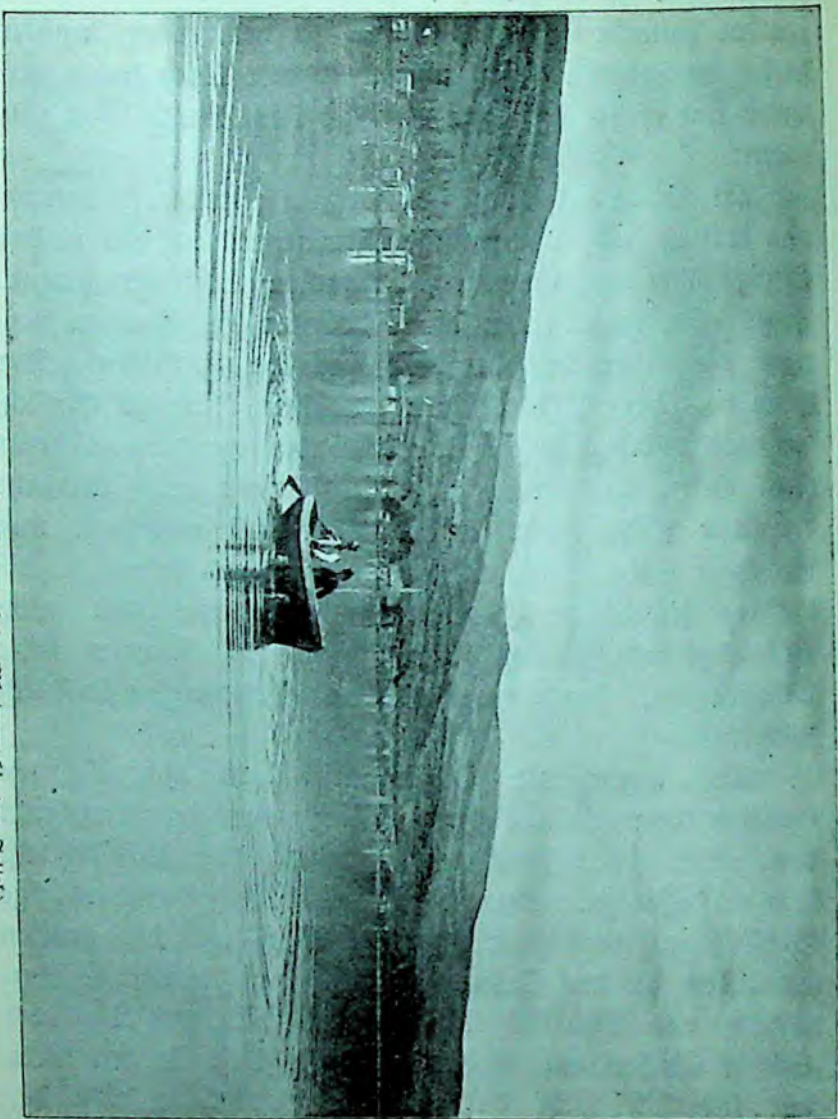


Die Ruinen von Ustü Gijlar. (Photographie von Bergen.)

üblichen Zoll zu erheben. Den Umweg über Nicomedia und das hinterste Ende des Golfes zu vermeiden, mußten sie bei Dil-Iskelessi diesen überschreiten. Noch heute vermittelt eine Fähre dort den Verkehr von einem Ufer zum anderen.

Die Ruine ist noch gut erhalten, und so erkennt man deutlich das byzantinische Mauerwerk an den in das Steingemäuer eingeschobenen, dreifachen Schichten dünner Ziegel. Ja, die Spuren eingeschobener Holzsparren verraten sogar türkische oder seldschuckische Thaten. Der Grundriß aber ist dem einer deutschen Burg so ähnlich, daß man glauben möchte, man stünde irgendwo auf einer alten Feste am Rheine oder in Thüringen. Ähnliche Burgreste findet man in der Nähe noch mehrfach, und die Sage geht, daß erst nach blutigen Kämpfen die tapferen fränkischen Herren, die auch hier dem alten Grundsatz treu blieben, daß Reiten und Rauben keine Schande sei, den umwohnenden Griechen allmählich unterlagen.

Die interessante Stätte mit dem nahegelegenen Guebsch lohnt einen eigenen Ausflug von der Hauptstadt aus. Wir jedoch wendeten uns von der Dil-Iskelessi dem Südufer zu. Keine Karte giebt bisher eine richtige Vorstellung von dieser Gegend. Wer, wie die meisten Touristen, die den Orient besuchen, nur die nächste Umgebung von Stambul, landeinwärts bis zum Thal der Süßen Wasser auf der europäischen Seite kennen lernt, hat sicherlich nicht die mindeste Vorstellung von der Fruchtbarkeit und Üppigkeit dieses gesegneten Strandes, Ein schmaler, dichtbelaubter Küstenstrich trennt das Meer



Der Golf von Sémib bei Karamutal. (Photographie von Gettel.)

vom Fuß der Berge, die, dahinter steil, aber doch vielfach gegliedert und von waldigen Schluchten zerrissen, bis zu 3000 und 4000 Fuß emporsteigen. Reicher Baumwuchs bedeckt die Hänge bis hoch hinauf, doch haben wir es mit keiner eintönigen Waldwüste zu thun. Gärten, Felder und Dörfer lugen überall hervor. Gleich dort, wo wir hinter der Dil-Iskelessi dem Ufer nahe kommen, liegt das Städtchen Karamursal¹⁾ zwischen Gärten und Cypressengruppen, von dem massiv erbauten Landwehrzeughause überragt. Dann folgt der Doppelort Grefli²⁾ und Tepefiöj³⁾ das erste am Strande hingestreckt, das zweite hoch darüber auf einem aus der waldigen Bergwand vorspringenden Felsen gelegen, mit seiner stattlichen griechischen Kirche, in einer Lage, die mich stets lebhaft an die Wartburg erinnerte.

Die Reste antiker Bauten sind hier besonders zahlreich. Säulenstücke und abgebrochene Kapitäle, dienen heute dem Holzgebälk der Veranden an den türkischen Häusern als Fundamente, oder haben, gerade aufgerichtet und auf der oberen Fläche ausgehöhlt, den neuen Beruf eines Dorfmörsers erhalten, in welchem die Frauen Getreide und Mais zerstoßen. Bei der geringen Entfernung dieser schönen Küste von der Hauptstadt ist mit Sicherheit anzunehmen, daß gerade hier im Altertum zahlreiche Landsitze und Ansiedelungen der reichen Byzantiner lagen. Waldbluft und Waldesshatten auf der einen, ein Seebad mit flachem sandigen Strande auf der anderen

¹⁾ Eigennamen des türkischen Heerführers, der den Ort eroberte.

²⁾ Gref = Inneres Fort; Kavalier oder Reduit.

³⁾ Hügeldorf.

Ein Extrazug, den uns die Direktion der anatolischen Bahn liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hatte, führte uns in der Dunkelheit bis zum Bahnhof Adabazar. Im bequemen Salonwagen und bei munterer Unterhaltung verging uns die 40 Kilometer lange Fahrt sehr schnell. Leider war in der Dunkelheit von der Landschaft, die ich freilich nun schon von früher her kannte, nichts zu sehen.¹⁾

Auf dem Bahnhof von Adabazar wurden wir durch den Vorsteher Herrn Bezzer empfangen und verplauderten ein Stündchen im Kreise seiner Familie in dem wohnlich eingerichteten Stationsgebäude, bis die aus Adabazar telegraphisch bestellten Wagen eintrafen. Seit der Eröffnung der Bahn und der Vollendung der Chaussee, welche die Stadt mit dieser verbindet, haben sich die Verkehrsverhältnisse sehr gehoben. Adabazar verfügt heute bereits über ein paar leidlich bequeme Landauer, ein Luxusartikel, den Anatolien früher nicht kannte. Die Nachricht von unserer Ankunft hatte sich schnell in der Stadt verbreitet; Regiebeamte, Koldjis, selbst eine Eskorte von dem dort liegenden Kavallerie-Detachement waren uns entgegengeeeilt, und unter stattlicher Bedeckung, wie ein paar vornehme Staatsgefangene, rollten wir ins Dunkel hinaus. Doch ist aus unserer wohlbewaffneten Begleitung nicht auf Räuberbanden und wilde Völkerschaften jener Gegend zu schließen. Sie war durchaus nur zu unserer höheren Ehre da, und um dem Einzuge der Gäste in Adabazar den nötigen Glanz zu verleihen. Die Straße ist sonst so

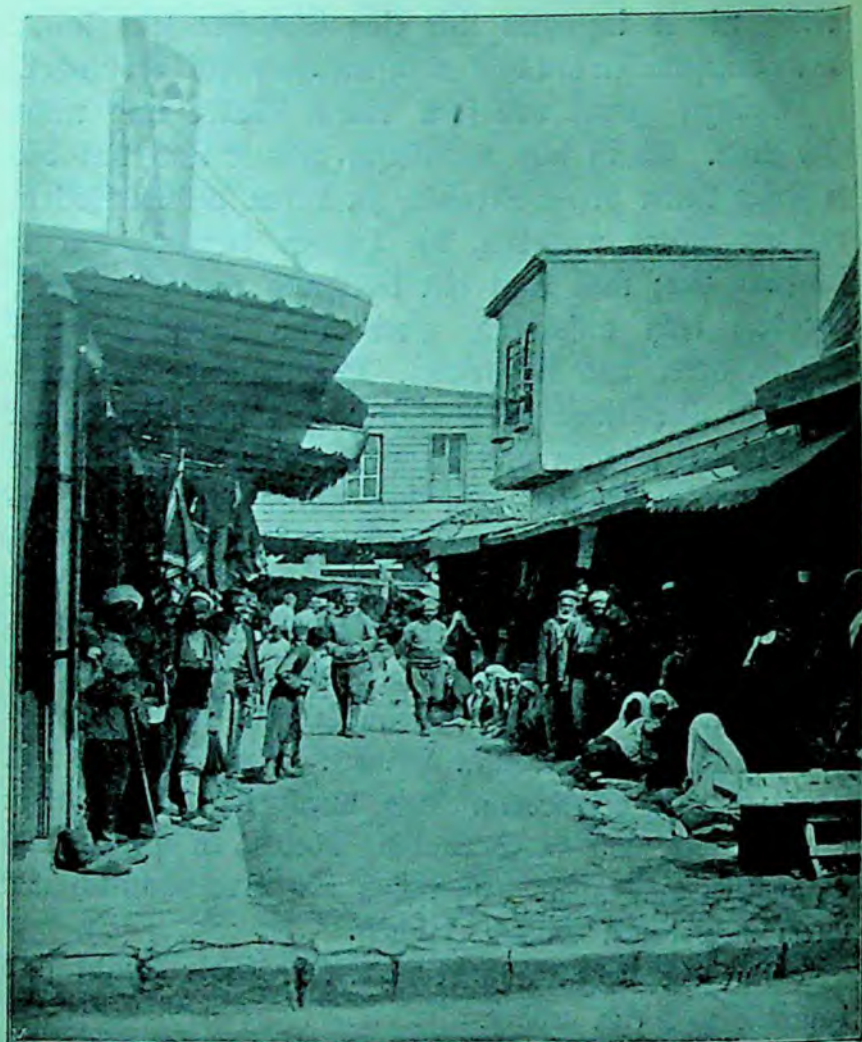
¹⁾ Siehe: Spazierritt nach Angora, S. 70

friedlich, wie es irgendwo nur eine Chaussee sein kann, die ein Landstädtchen mit dem nächsten Bahnhof verbindet.

Udabazar gleicht von fern einem Walde und nicht einer Stadt. Es ist sehr weitläufig gebaut und hat bis zu fünfzig Meter breite Straßen, zu deren beiden Seiten, meist von Gärten umgeben, die Häuser liegen. Steine sind selten hier; man baut fast durchweg nur aus Holz, aber doch recht ansehnlich, zwei- und dreistöckig mit Veranda, Erker und Frontspice. Wohlhabende mohamedanische Flüchtlinge (Muhadjirs) aus Bosnien haben sich hier niedergelassen und die Stadt durch neue schmucke Wohnungen verschönert. In der Mitte führt der gepflasterte Fahrdamm; rechts und links liegen vielfach Gräben und breite Lachen, denn das Wasser steht hier in der Saccaria-Ebene dicht unter dem Rasen. Schmale Steige vermitteln den Verkehr mit den Häusern, und so gleicht Udabazar, ganz wie Sabandja, sehr einem Spreewalddorf in der märkischen Heimat. Im Frühjahr soll Udabazar von besonderem Reiz durch die Nachtigallen sein, die hier, wie in Sabandja, überall in Hecken und Sträuchern massenhaft nisten und den Ort nächtlich mit ihrem melodischen Schlag erfüllen.

Nur der Bazar und der ältere Teil der Stadt sind baumlos und eng gebaut.

Hadji Andon Effendi, ein Beamter der Tabaksregie, hatte uns gastfreundlich sein Haus zur Verfügung gestellt, und wir waren, da sich im Laufe des Tages das Wetter geändert hatte, ganz zufrieden, nach der Fahrt in den behaglich erwärmten und erleuchteten Räumen Zuflucht zu finden. Das türkische Wohnhaus in der Stadt



Der Markt von Udaabazar. (Photographie von Fettel.)

erscheint dem Eintretenden auf den ersten Blick meist ebenso wenig einladend als das auf dem Dorfe. Die Hausthür öffnet sich in einen weiten, mit Lehm-
schlag versehenen oder mit ausgelegten

Flur, der zugleich als eine Art Magazin oder Vorratsraum dient und von allerlei Hausgerät besetzt ist. Selten ist das Erdgeschoß anders, als zu Wirtschaftszwecken verwendet. Hier liegt die Küche, liegen die Räume für die Dienerschaft und höchstens ein kleines Empfangszimmer für die Fremden, seltener noch ein Speisezimmer. Im oberen Stockwerk sind in der Regel um den großen Flur, in den die Treppe mündet, und der zugleich als Wohnraum benutzt wird, vier oder fünf Zimmer gruppiert. Weiße Strohmatte bedecken den Fußboden; an drei Seiten ziehen sich unter den meist zahlreichen Fenstern die niedrigen, sauber mit weißen Tüchern bedeckten Divans hin. Als Zeugen der vordringenden Kultur des Abendlandes fehlen weder der Goldrahmenspiegel, noch die möglichst bunt bemalten Petroleumlampen. Dazu kommen häufig einige Stühle europäischer Form, sorgfältig einer neben den anderen an der vierten freien Wand aufgestellt. Ein Tisch ist seltener vorhanden; die Mitte des Zimmers bleibt frei, da der Türke auf der Hand schreibt und Karten und Papiere auf den Boden oder den Divan legt. Unter dem Divan-Rissen häuft sich gelegentlich ein kleines, bald vergessenes Archiv an, und „minder alty“ (unter das Rissen) hat in der türkischen Büreausprache eine ominöse Bedeutung erhalten. Die Strohmatte haben übrigens bei wohlhabenden Leuten, selbst auf dem platten Lande, häufig leider schon dem modernen europäischen Läuferstoff mit großblumigen Mustern weichen müssen. Während der Fremde um halb zerfetzte alttürkische Teppichstücke feilscht und hohe Preise zahlt, ist der Einheimische glücklich, geschmacklose Brüsseler Gewebe für nicht minder

schweres Geld zu erhandeln. Etwas „Besonderes“ zu haben, schmeichelt der menschlichen Eitelkeit in allen Zonen. Die „orientalische“ Einrichtung, wie sie uns vorschwebt, mit Teppichen auf dem Boden, über den Möbeln und an den Wänden, mit Vorhängen an Thüren und Fenstern, und den üppigen Dekorationen von schönen Stickereien findet man in türkischen Häusern niemals, sondern nur bei den Europäern von Stambul und höchstens bei jungen Beys und Effendis, die völlig französisch erzogen sind und fränkisch leben. Die echte türkische Hauseinrichtung ist durchaus nüchtern und einfach. Selbst Empfangsräume vornehmer Häuser sehen für unsern Geschmack leer aus. Es fehlen die Bilder, Vasen, Statuetten und die tausend Kleinigkeiten, durch welche wir unser Heim behaglich machen. Alles, was außer den fahlen Möbeln im türkischen Hause vorhanden ist, wird in Truhen aufbewahrt, die Betten in den nie fehlenden großen Wandschränken. Schlafzimmer nach unserer Art giebt es nicht. Abends werden die Matratzen auf den Fußboden niedergelegt, Kissen und Steppdecken darauf, und das Bett ist fertig. Bei reichen Leuten wird noch das Gedjelik (Nachtzeug) dem Gaste hingelegt, sauber in ein seidenes Tuch geknüpft. Es besteht aus weitem faltigen Nachtgewand, einer Jacke, allerlei Leinenzeug und einem Paar neuer Pantoffeln. Vielsach sind diese Dinge mit schöner Stickerei verziert, welche der äußeren Hülle niemals fehlt.

Ein besonderes kleines Gemach dient stets als allgemeiner Waschraum, der auf dem Lande meist sehr primitiv ausfällt. Die Blechkisten (tenneke), in denen man im Orient das Petroleum zu pflegen pflegt

werden von einem findigen Dorfklempner zum Wasserbehälter umgearbeitet, mit einem Krahnen versehen, über einem in eine Steinplatte gehauenen Ausguß aufgehängt, und die Waschoilette ist fertig. Große Reinlichkeit ist dem ganzen türkischen Hause dennoch eigen, und es bietet den für Reisegesellschaften höchst schätzenswerten Vorzug, stets einer stattlichen Anzahl von Personen ein gutes Unterkommen zu gewähren. Selbst bei ärmeren Leuten, die keine Matratzen besitzen, findet man doch einen hinreichenden Vorrat an Decken; und auf den Divans kann man damit in jedem Zimmer drei oder vier Gästen eine bequeme Lagerstatt bereiten. Das türkische Haus erinnert stets an ein Zelt, das zum Abbruch jederzeit bereit ist. Sind morgens die Decken in die Kasten, die Betten wieder in den Wandschrank gewandert, so hat man das Gefühl, das ganze Haus könne in zehn Minuten geräumt und sein Inhalt auf Lasttiere verpackt sein. Das biblische Wort von dem Kranken, der „sein Bett aufnahm und wandelte“, sieht man dabei täglich im lebenden Bilde. Mit einem einzigen Handgriffe rollen die Diener das ganze Bett zusammen und werfen es sich auf die Schulter.

Hadji Andon Effendi hatte einst bessere Tage gesehen; er war früher ein wohlhabender Kaufmann und zugleich persischer Konsul gewesen. Sein Heim entbehrte daher des europäischen Komforts nicht, selbst nicht der Bilder an den Wänden, darunter Schah Nassr-ed-din auf stolzem Rosse, welches jedoch in derselben Kunstdruckerei jedenfalls schon einmal Napoleon III. als jungen Kaiser getragen hatte. Bis auf den Kopf sah die ganze Figur bedenklich französisch aus. — Armenier von Abstammung,

lebte Hadji Andon doch nach türkischer Art, nur daß seine Familie dasselbe Haus, nicht einen gesonderten Harem, bewohnte. Sie zeigte sich indessen nicht, und der Hausherr zog es vor, seine Gäste persönlich zu bedienen, wie es auch der Türke stets mit viel Würde und Anstand thut.

Sogleich nach der Ankunft begann ich meine Forschungen nach Herrn v. Diebsts Altertumsstätten. Die Kaleh von Ak-jazy blieb, als zu weit entfernt für einen eintägigen Ritt, beiseite. Den Domustepe kannte niemand von Person. Regiebeamte, Koldjis,¹⁾ Tcherkessen boten mir eine Menge von Hügeln mit Bauresten an — keinen Domustepe, ein Beweis, wie wenig bestimmt die Ortsbezeichnungen im Orient sind, und wie sie sich selbst schon nach ganz geringen Strecken ändern. Terß-jeri hingegen war allen bekannt, und so beschloß ich denn, dieses Ziel am nächsten Morgen zu erreichen.

In stattlicher Gesellschaft — Herr Mehed Bey, der junge energische Regiedirektor in Adabazar, andere Beamte und ein Kavallerieoffizier begleiteten uns — trabten wir in der Frühe des 6. Dezember durch die Ak-ova dem Saccaria zu.

Raum hat man die Stadt verlassen, so sieht man sich inmitten einer lieblichen Gegend. Ich hatte mir nach der Karte die Vorstellung von weiten schmucklosen Wiesenflächen gemacht und nichts von landschaftlicher Schönheit erwartet. Bis zum Saccaria hin ist das Land in der That noch einigermaßen offen, aber Felder und Gärten begleiten die Straße auch hier schon. Jenseit des Stromes

¹⁾ Regie-Gendarmen.

befindet man sich bald in einem Labyrinth von Hecken, welche alle Felder und Gärten umgeben, von Buschwerk und Bäumen. Der fruchtbare Boden treibt mit üppiger Kraft. Oft kann man in diesen Gegenden die bekannten drei Kulturen übereinander zählen. Unten wachsen Wein, Mohn oder Gemüse, darüber Fruchtsträucher oder Maulbeerpflanzungen, und endlich, noch höher hinauf, Obstbäume aller Art. Wenn ich auf der europäischen Seite über die öden Plateaus von Riathané ritt, wo man nur hin und wieder auf eine ärmliche Mandra¹⁾ oder einen vereinsamten Tschiftlik²⁾ trifft, habe ich mich oft zweifelnd gefragt, wovon das Reich lebe; denn die ganze Steuerkraft dieses Landstrichs genügt kaum, auch nur einen einzigen der vielen hohen Würdenträger oder fremden Reformer und Beamten zu bezahlen. An der Südseite des Ismid-Golfes und in der Ak-ova begreift man jedoch leicht, woher die Mittel kommen. Die Fruchtbarkeit ist eine außerordentliche. Die Gegend erinnert an die Magdeburger Börde oder die Marienburger Niederung, den braunen milden Lehm, den der Landmann jeder anderen Erde vorzieht. Der Anbau ist hier im allgemeinen gut, der Boden überall benutzt. Auch machen die Felder den Eindruck leidlicher Ordnung; sie sind bestimmt abgegrenzt und in regelmäßige Vierecke geteilt. Der Ackerbau geht in der Ak-ova rüstig vorwärts. Hier hat die Regierung mit Erfolg den Kartoffelbau angeregt, selbst vor einigen Jahren die Ausfaat geliefert und die Frucht für einen

¹⁾ Mandra = Schäferei.

²⁾ Tschiftlik = Farm.

längeren Zeitraum von der Abgabe des Zehnten befreit. Während zuvor jede Kartoffel, die in Konstantinopel gespeist wurde, von Malta oder Odessa eingeführt werden mußte, war es jetzt bereits die Af-ova, welche die Hauptstadt damit versorgte. Kein Zweifel, daß dieser Boden bei gehöriger Bearbeitung eine zuckerhaltige Runkelrübe zu tragen vermöchte, so daß Zuckerfabriken hier einen guten Platz fänden. Man bietet ihm jetzt zu wenig, um ihn zur vollen Leistungsfähigkeit zu bringen. Nirgends habe ich ein regelmäßiges Düngeverfahren wahrnehmen können, Getreide gedeiht trotzdem vortrefflich.

Ein Kranz von Gebirgen umgibt die Ebene, die ein, mit der Spitze gegen Norden gefehrtes, an 20 Kilometer breites und ebenso hohes Dreieck bildet. Nur im Norden zeigt sich zwischen den Bergmassen eine offene Stelle, wo der Saccaria sich dem Meere zuwendet. Im Süden bricht der Strom aus enger, in der Ferne deutlich sichtbarer Felschlucht zwischen den Ketten des Gökdagh und des Af-Sofu-dagh¹⁾ hervor²⁾. Weiter gegen Osten hin vom Af-Sofu-dagh durch einen Nebenfluß des Saccaria, das Mūdūrlū-Su, getrennt, folgt der gleich hohe Kere-maly-dagh — im Hintergrunde gegen Osten erhebt sich der bythinische Olymp und gegen Norden hin, den Saccaria im weiten Bogen unterhalb wieder erreichend, reihen sich andere Berggruppen an, wie der Salman-Dagh und der Kurd-Dagh (Wolfsgebirge). Im Westen schließen hinter Ababazar weniger bedeutende Berge den Kreis. Saccaria,

¹⁾ Gebirge der weißen Gelehrten.

²⁾ Aus der Enge von Balaban. Siehe S. 100.

Müdürlü-Su und ein dritter, von Osten kommender Wasserlauf, das Solbassandere, vereinigen sich in der Ak-ova, doch ist die Stelle ihrer Vereinigung wohl noch unbekannt.

Nach einem Ritte von einer halben Stunde überschritten wir, unfern eines auf einer Anhöhe unter Cypressen gelegenen Tekke's (mohammedanisches Kloster) auf langer, geländerloser Holzbrücke den reißenden Saccaria. Die Brücke ist mehrere Meter hoch über Wasser, an 70 Meter lang; und nicht einmal eine Schwelle bildet den Rand, um ein Fuhrwerk vor dem Herabstürzen in den Strom zu bewahren. Ich konnte nicht umhin, einem meiner Begleiter über diese geländerlose Brücke eine abfällige Bemerkung zu machen.

Bewundert sah er mir ins Gesicht.

„Herr,“ sagte er dann gelassen, „Gott ist das beste Geländer, an das der Mensch sich halten kann.“

Breite Triftwege führen durch das laubreiche Gelände in die Ak-ova hinein. Der Berg bei Terß-jeri, den wir untersuchen wollten, schien nahe vor uns zu liegen. Allein die durchsichtige Atmosphäre des Orients täuschte uns. Die Entfernung wollte sich nicht mindern, trotz flotten Reitens. Erst nach mehr als einer Stunde, zwischen Gebüsch und Hecken hintrabend, erreichten wir das Dorf Rückzük Terß-jeri, eine Gruppe von zerstreuten Häusern und Gehöften, ganz unter Bäumen verborgen. Der Ort liegt von Adabazar in ostostsüdlicher Richtung, unfern der Tschatalköprü (Gabelbrücke) und des Müdürlü-Su, über das jene Brücke geworfen ist. Nach den an Dieß von seinen Begleitern gemachten Angaben sollte hier

die alte Römerstraße, sich südlich abzweigend, vorüberführen, während die neue Straße von der Tschatal-Köprü nach Adabazar geradeaus gegen Westen durch die Ebene läuft.

Augenscheinlich waren wir zur Stelle. Hinter dem Dorfe erhob sich der recht stattlich aussehende Berg, von dichtem Buschwerk bedeckt. Einer der Bauern, welche in den Feldern arbeiteten, stellte ihn uns als den Schiraktepe vor und wußte auch sogleich von der alten Kaleb auf seiner Spitze zu erzählen. Auf grün bewachsenem Feldwege stiegen wir empor. Langsam erhebt sich das Gelände von Westen her, um dann im Osten steil zur Ebene abzufallen. Dort liegt der höchste Punkt, etwa 250 Fuß hoch über dieser; der Gipfel bildet eine kleine, an 100 Meter lange, 80 Meter breite Hochfläche von ovaler Gestalt. Unstreitig trug sie einst einen alten und festen Bau. Noch läßt sich der Ringwall erkennen, auf dem eine Mauer stand. An zwei Stellen sind antike Mauerreste sichtbar, und auf der Westseite, dicht neben dem Eingange in die Umwallung, liegt eine eigentümliche, in die äußere Böschung des Walles hineingebaute Nische. Emin Aga, unser Begleiter, zeigte sie uns. Er behauptete, dies sei der Karakol gewesen, von dem aus die Wächter den Eingang übersehen hätten, und mit großer Ausführlichkeit, gleich einem gewiegten Führer in einer besuchten Modesommerfrische, schilderte er uns, wie die Mannschaft dort auf der Lauer gelegen habe und hervorgebrochen sei, wenn der Feind sich dem Eingange näherte. Bei genauerer Besichtigung jedoch heraus, daß das alles eitel ist. an-

gebliche Karakol entpuppte sich als eine Cisterne für Regenwasser. An mehreren Stellen war das Mauerwerk der Nische von Leitungsröhren durchbrochen, die über einem in Stein gebauten Bassin mündeten, das unten noch zu erkennen, doch zur Hälfte schon verschüttet war. Merkwürdigerweise entdeckten wir an einer anderen Stelle noch eine breite Abzugsröhre aus dem inneren Raum gegen den Graben, trotzdem auf dem engen Hofe gar nicht genug Niederschlag gefallen sein kann, um systematische Vorkehrungen zur Ableitung nötig zu machen. Von Altertümern, die einen Aufschluß über die Entstehung und erste Bestimmung des Baues hätten geben können, war nichts zu entdecken, doch würde vielleicht bei einer Ausgrabung vieles zum Vorschein kommen. Emin Aga machte sich zwar anheischig, uns einen Tashly-Tasch (Inskriften-Stein) in der Nähe zu zeigen und führte uns zu einer Quelle am Fuße des Berges, doch fand sich, daß seine Begriffe von „Schrift“ sich nicht ganz mit den wissenschaftlichen deckten. Es waren nämlich nur mit Canellierungen versehene Bordsteine und ähnliche Bruchstücke eines antiken Tempels oder einer Burg zu sehen. Ähnliche Reste sollen sich noch vielfach in den umliegenden Gärten und Feldern vorfinden. Ein Säulenstück entdeckten wir selbst, etwa 10 Minuten nördlich von Kiczüß Terß-jeri. Die Lage des Schira-Tepe, inmitten der fruchtbaren Ak-Ova, ist übrigens wie geschaffen für einen zur Beherrschung der Gegend bestimmten Bau. Er nimmt die Mitte der Ebene ein und ist gleich weit von den umringenden Gebirgsmassen entfernt. Alle Thalöffnungen lassen sich von hier aus über-

sehen, und sicherlich konnte kein Heereszug irgendwo von dort hinabsteigen, ohne vom Schira-Tepe her entdeckt zu werden. Das Panorama von der Höhe ist von bewundernder Schönheit — nur die blauen, weißgekrönten Bergspitzen und Rücken begrenzen den weithinschweisenden Blick. Wenn die alte Heerstraße in der Nähe vorüberführte, so ist das Wahrscheinlichste, daß ein fester Posten, eine Beobachtungs- und Signalstation hier lag, als Glied einer, sich von Bergland zu Bergland fortsetzenden Kette. Spuren einer solchen Straße fanden wir nicht auf; doch versicherten Landleute, dieselbe sei, jetzt mit Gebüsch bewachsen, noch vor 12—15 Jahren im Waldgelände südlich des Schira-Tepe sichtbar gewesen, kenntlich an den sie bedeckenden großen Steinplatten. War auch unser Forschereifer erwacht, so erlaubte die vorgerückte Zeit uns leider doch nicht, den Ausflug dorthin zu machen. Da, wo der Saccaria zwischen Ak-Sofu und Gök-Dagh aus dem Gebirge heraustritt, liegen, wie bekannt,¹⁾ die Ruinen eines Römer-Kastells. Nicht allzuweit davon sollen auch die Reste einer antiken Brücke zu sehen sein. Von dort mag die Heerstraße, die von Nicomedia kam, nach Überschreitung des Sangarius, nordöstlich zu dem alten Prusias am Hypius, dem heutigen Üsküb-Kassaba bei Düzdsche in Bythinien geführt haben.²⁾

¹⁾ Siehe S. 279.

²⁾ Herr v. Dieß hat die Esli-Köprü (die alte Brücke) nördlich verlegt, an die Stelle, wo wir in der Frühe den Saccaria überschritten, und nimmt nach den Beschreibungen seines Führers dort eine alte steinerne Brücke an. Er steht jedoch an jener Stelle nicht, sondern nur die schilbert.

Um Mittag rasteten wir im Dorfe Kiczük-Terß-jeri in einem Bauernhause. Der Hausherr empfing uns unter der auf steilen Pfeilern ruhenden Veranda, die zugleich als Schuppen diente, mit türkischer Grandezza und dem üblichen Gruß: „Selam aleykum, hosch geldiniz; sefa geldiniz!“ d. h. Friede mich Euch, seid willkommen! Wir stiegen eine Treppe hinauf und wanden uns auf dem Boden durch die dicht von der Decke herabhängenden Maiskolben hindurch zum Staatszimmer des Hauses, das einen Kamin, einen aus Ziegenhaar gewebten Teppich am Fußboden und statt der Divans Kissen ringsum aufwies. Die mit einigen, freilich recht primitiven Holzschnitzereien versehenen Wandschränke fehlten natürlich nicht. Bald lagerten wir uns um eine saftige Rinderfeule, die unsere Koldjis von Adabazar mitgebracht, und die Unterhaltung mit dem Wirt drehte sich um die üblichen Dinge, die Ernte, das Vieh, das Wetter u. s. w. „Bis fukara is“. „Wir sind arm,“ begann Özman Aga sein Klagelied im üblichen Geleise des Themas von den „schlechten Zeiten“, die bei dem Bauer bekanntlich niemals enden. Dieser bleibt unter allen Zonen derselbe. In der Neigung, seinen Wohlstand zu verbergen, und im Mißtrauen gegen den Fremden gleicht er sich in sämtlichen Ländern der Erde aufs Haar. Unsere Fragen nach Aeltertümern erfuhren sehr diplomatische Antworten, während die behäbige Erscheinung des hochgewachsenen Mannes, der Anblick des Hausgerätes und endlich eine höchst wohlchmeckende Schüssel, eine Art Pastete, die er in aller Eile hatte herrichten lassen, durchaus nicht zu den schlechten Zeiten und der großen Armut stimmten.

Bezahlung lehnte Osman Aga mit gelassenem Stolz ab. Arm ist das Land im allgemeinen nicht, wenigstens nicht nach unserm Begriff. Es fehlt an barem Geld, denn zum Gelderwerb mangelt dem Türken die Betriebsamkeit, sowie der Sinn, für die Zukunft zu sorgen. Vergleichen liegt seinen Lebensanschauungen fern. Aber Elend und Not, wie im engbevölkerten Westen, sind sicherlich unbekannt. Der Tagelohn ist selbst auf dem Lande nicht gering. Er steigt für den einfachen Feldarbeiter bis auf 8 Piaſter (1 Mark 44 Pf.) den Tag. Es fehlt nur die Initiative und, bei der herrschenden Bedürfnislosigkeit, auch der Trieb nach Gewinn, zumal wenn dieser außergewöhnliche Leistungen fordert. In Adabazar kostet die Otka (etwas über 1 Kilogramm) des besten Rindfleisches 3 bis 3½ Piaſter, im nahen Stambul 8, sogar 10 Piaſter, und dennoch denkt noch niemand daran, von dort nach der Hauptstadt das Fleisch zu exportieren.

Freilich wird dies wohl die Eisenbahn ändern. Wo dieselbe in die stillen Bergthäler vordringt, da erwacht auch der Geist der Spekulation. Am Bahnhof von Adabazar regt er sich lebhaft. Cafés, Hans und selbst ein „Hôtel“ sind bereits dem Boden entsprossen; andere Bauten hat man eben begonnen, und die kühnsten Propheten sagen voraus, daß die ganze Stadt Adabazar binnen kurzem hieher an den Bahnhof und zu den diesen umgebenden Höhen auswandern werde. Jedenfalls möchte eine solche Lage gesünder sein, als in der nassen Ebene des Saccaria.

Das fremde Element bringt h: in die
Menge. Die Industrieritter al' der

Eröffnung neuer Verkehrsadern ins Innere unbekannter Länder; sie spielen die Rolle der Trapper in Nordamerika, regen eine neue Kultur an und verschwinden dann wieder, um weiterzuziehen.

Daß Anatolien, trotz des vielfachen Reichtums seiner Natur sich bisher so wenig entwickelt hat, wird zu Unrecht oft ganz auf Rechnung der türkischen Verwaltung gesetzt. Die Abschließung des Landes, das früher nur durch Forscher und einzelne Reisende besucht worden ist, hat nicht minder dazu beigetragen. Es ist merkwürdig, aber doch unstreitig richtig, daß es schwerer fällt, ein altes Kulturland, welches im Laufe der Geschichte einmal ins Dunkel zurücktrat, wieder zu beleben, als ein ganz neues zu eröffnen. Trotz aller Hindernisse fände eine verständig geleitete Kolonisation in Vorderasien wohl immer noch fast ebensoviel Aussicht auf Erfolg, als in Brasilien, den La Platastaaten oder Afrika, aber es fehlt der Zug dahin, welcher doch einst gerade in der germanischen Welt so rege war. Normännische Seefahrer durchfurchten mit ihren Kielen alle Meere der Levante.

Unsere Rast in Rückzü-Terß-jeri dehnte sich mehr aus, als wir gewollt, da feiner Regen begonnen hatte und über Mittag andauerte. Erst am Nachmittage machten wir uns auf den Rückweg und nahmen Abschied von Dsman Aga. Wir fragten ihn nochmals, ob er etwas wünsche: „Saghlynysy“ — „Nur Euer Wohlergehen!“ war seine Antwort. Damit schieden wir. Wir fahrten auf der Holzbrücke beim Tekke von Adabazar

über den Saccaria zurück, da der Umweg zur Fährre bei Hanlıköj, welche nahe der Stätte der alten Brücke liegt, für den kurzen Wintertag zu weit erschien. Außer unserer Brücke, die auch die Tokardaklı Köprü (die obere Brücke) heißt, giebt es bei Adabazar nur noch die von Herrn von Diest und seinem Reisegefährten Prinz Carolath passierte Aşchaghadağı Köprü (die untere Brücke) gleichfalls aus Holz auf hohen Fochen erbaut. Es sind die einzigen stehenden Brücken über den Strom unterhalb der neuen Eisenbahnbrücke bei Balaban. Doch ist der Saccaria hier an verschiedenen Stellen durchfuhrbar. Eben stritten wir darüber, ob er auch neben der Brücke zu durchwaten sei, als einer unserer Tscherkessen, um die Frage durch die That zu entscheiden, sein kleines Pferd in den reißenden Strom trieb und ihn glücklich durchsetzte. Es liegt etwas Ritterliches in diesen vielverrufenen Gesellen, und ich habe stets Sympathie für sie empfunden. Sie sind schweigsam, von vornehmer Haltung, stets zur That und jeder Art von Wagnis bereit, dabei aber höflich im Umgange und bescheiden, ohne je einen gewissen Stolz zu verleugnen. Auch Herr v. Diest spendete ihnen, in Übereinstimmung mit seinem türkischen Gastfreunde İsmail Bey, dem damaligen Gouverneur von Bolu, sein Lob. Die Türken, „deren Tugenden“, wie v. Diest sehr richtig sagt — „auf der Grundlage der Passivität und möglichst großer religiöser Makellosigkeit beruhen“, klagen über sie, ihre Gewaltthätigkeit und ihre Räubereien. Allein ihre Moral ist eben eine andere. Gilt ihnen z. B. der Pferdediebstahl doch gar nicht als ein Verbrechen, sondern als ein edler Sport. İsmail Bey f. beim n.

d'honneur gefaßt und sie dann mit vielem Nutzen als Beamte verwendet.

Der Abend in Adabazar verging trotz seiner winterlichen Länge in angenehmer Unterhaltung über Land und Leute. Hadji Andon Effendi berichtete von mancherlei Ruinen und Altertümern der Umgegend, zumal einer antiken Baustelle mit einem merkwürdigen Sarkophage bei dem Dorfe Efsidje, zwei Stunden nördlich von Adabazar. Ihr sollte ein künftiger Ausflug gewidmet sein, den aber der Drang der Zeit unmöglich machte. Bekannt ist die südlich der Stadt nahe dem Bahnhofs gelegene große Brücke des Justinian.¹⁾ Von Adabazar am frühen Morgen des 7. Dezember zur Bahn fahrend, konnten wir vom Wagen aus das großartig einsame Bauwerk deutlich erkennen. Die Brückenbogen ragen hoch empor. Zur genaueren Besichtigung fehlte auch hier die Zeit, denn der Zug nach Stambul ging früh um 4 Uhr türkisch, im Dezember also um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr fränkisch, von Adabazar ab.

Schnell und bequem hatten wir in unserm Salonwagen, der einst der Königin Isabella von Spanien gehörte und ihr zur Flucht nach Frankreich gedient hatte, und den dann merkwürdige Schicksale hierher verschlugen, die Strecke von Adabazar bis Ismid zurückgelegt, wo unser Dampfer vor Anker lag.

Die Heimfahrt durch den Golf nahmen wir am nördlichen Ufer entlang, das freilich weit weniger schön ist, als das südliche, aber uns an vielen Stellen noch un-

¹⁾ Siehe S. 103.

bekannt war, da man es von der Bahn aus, die sich zwischen Bergwand und Wasser hält, nicht übersehen kann. Ein scharfer, widriger Wind machte sich gegen Abend auf, und so war es dunkel geworden, als wir in der heimischen Modabucht die Anker fallen ließen, froh der angenehmen Erinnerung und bereichert durch die Kenntniss eines neuen Stückes dieses merkwürdigen Landes.

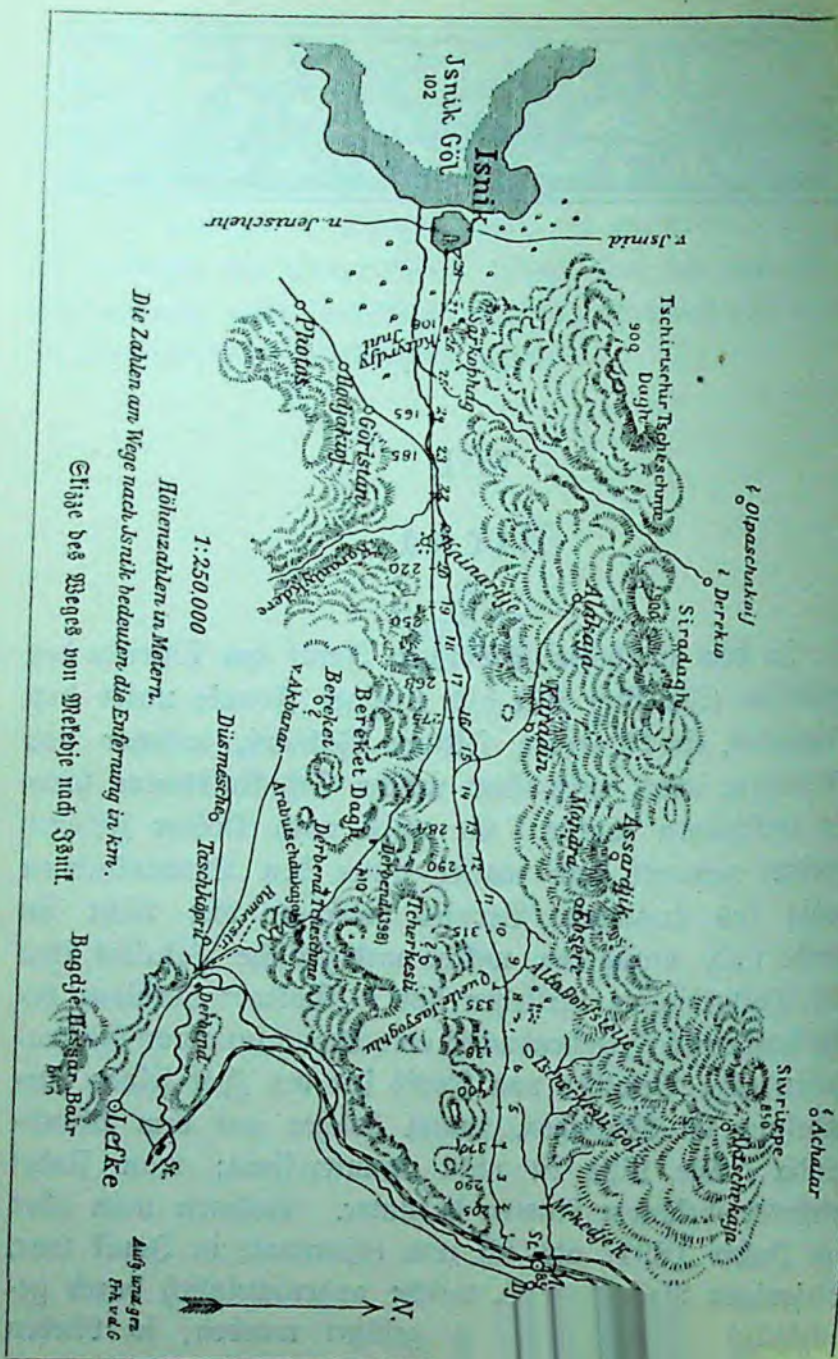




VIII

N i c ä a

In dem türkischen Städtchen İznik am Ostende des İznik-Göl (İzniksee) lebt als einziger Franke unter den Orientalen, ein Italiener, Filippo Fabiani, welcher vor 30 Jahren durch weiß Gott welche Schicksalslaune hierher verschlagen wurde. Er wird auch Doktor Filippo Fabiani genannt und waltet unter den Landeskindern mutig des ärztlichen Berufes, obschon wir nicht im stande sind, anzugeben, welche medizinische Fakultät ihm das Doktordiplom verliehen hat. „Doktor“ Fabiani besitzt statt eines Fremdenbuches eine Sammlung von Visitenkarten aller Besucher von İznik seit der Zeit seiner Ansiedelung im Städtchen, zumal solcher aus dem Abendlande. Die Liste ist nicht uninteressant; man findet mehrere bekannte Namen darunter. Rechnete man aber im Jahre 1891, als ich zum erstenmale in İznik war, diejenigen Reisenden ab, welche augenscheinlich durch geschäftliche Gründe hierher geführt wurden, so blieben

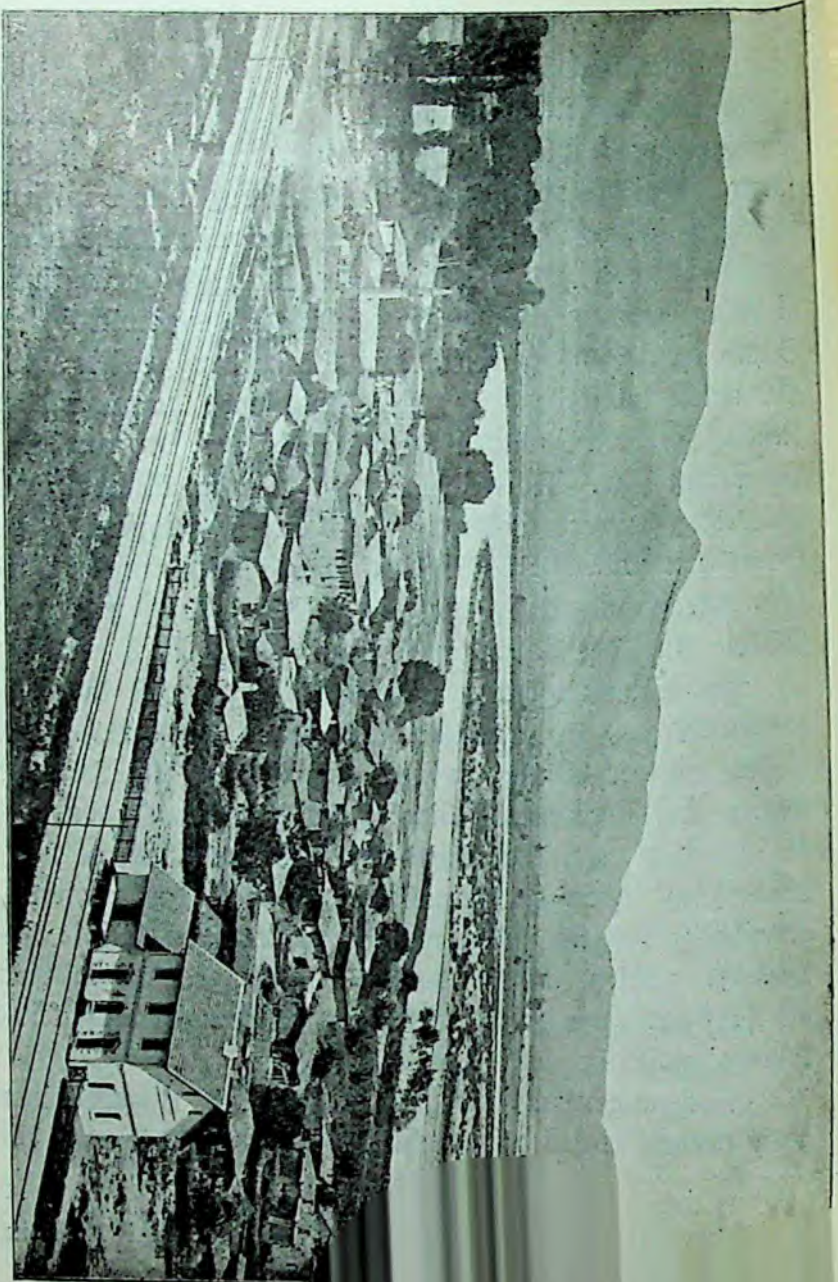


Die Zahlen am Wege nach Isnik bedeuten die Entfernung in km.
 Etliche des Weges von Menteşe nach Isnik.

kaum 30 Personen übrig, je eine auf das laufende Jahr. Schloß man aus diesen wieder die in der Nähe lebenden Beamten oder Diplomaten aus, um auf die Zahl der fremden Gelehrten und Forscher zu kommen, welche wissenschaftliches Interesse anzog, so fand man mit Mühe deren acht oder zehn heraus.¹⁾ So außerordentlich geringfügig ist bisher der Besuch einer der geschichtlich merkwürdigsten Stätten des Ostens gewesen, der Stadt der großen Konzile, welche zeitweise Sitz des Khalifats, dann wieder Residenz der oströmischen Kaiser und der ökumenischen Patriarchen war. Fast scheint es, daß in älterer Zeit, wo Leake, Texier, Laborde und andere Reisende den Orient erforschten, Isnik, das alte Nicäa, mehr Anziehungskraft ausgeübt habe, als später. Auch jetzt noch sind die Ausflüge dahin nur selten. Und doch ist der Ort ohne Schwierigkeit von Konstantinopel auf drei bequemen Wegen zu erreichen. Man kann von Haider-Pascha mit der Eisenbahn bis zur Station Dil-Iskelessi fahren, oder noch weiter bis Ismid gehen, und von beiden Punkten aus den Tagesritt über das Gebirge nach Nicäa-Isnik ganz gut zurücklegen, endlich den weiteren, aber dafür besseren Weg mit der anatolischen Linie bis Mesedje wählen. Von dort aus gelangt man in vier bis fünf Stunden zu Pferde oder zu Wagen auf leidlicher Landstraße nach Isnik.

Nach angenehmer Fahrt im wohnlich eingerichteten Dienstwagen trafen wir nachmittags in Mesedje ein, wo

¹⁾ Unter ihnen sind zwei deutsche Landsleute zu nennen: Dr. Eichorius und Dr. Karl Buresch, die am 1. Juni 1888 in Isnik waren.



Blick auf das Garcarathal und die Eisenbahnstation Wetzlar. (Photographie von Ziegler.)

uns Reitpferde aus dem nahen Leské und zwei Wagen erwarteten, dabei die Staatskarosse der Gegend, ein „Lanbauer“ aus Adabazar.¹⁾ Bald war die kleine Kolonne in Marsch gesetzt. Der Weg läuft erst südlich eine Strecke weit im Saccariathale aufwärts, wendet sich jedoch sehr bald nach Westen, um bei einer kleinen Seitenschlucht die Höhen zu ersteigen, und führt nun hoch am steilen Rande des dicht bei Mekedjé in den Hauptstrom mündenden Papassuju²⁾ entlang. Von einem Hügel zur Seite der Straße genießt man eines herrlichen Blickes zurück in das Saccariathal. Drunten, ganz nahe unserem Standpunkte, liegt das alte Gemäuer des Mekedjé-Kulé,³⁾ einst eine feste Thalsperre, welche die etwa vier deutsche Meilen lange, sich bis zum Isnik-Göl erstreckende, tiefe Senkung verschloß, über der wir stehen. Nahe der alten Feste liegt, gleichfalls zu unseren Füßen, Mekedjé und der Bahnhof, den wir eben verlassen haben. Darüber hinweg schweift der Blick über das grüne Saccariathal bis Geiwé hin zurück. Hohe Berge und ein Kranz von Dörfern an deren Hängen begleiten es; man verfolgt deutlich das breite Silberband des Stromes zwischen Feldern, Gärten und Baumwipfeln. Den Hintergrund bildet die hohe zackige Wand des Tschengelsajalar.⁴⁾ Das Auge ist hier nach Osten gewandt; denn der Saccaria, der von Süd nach Nord strömend, bei Mekedjé den Boghas⁵⁾ von Leské

¹⁾ Auf vorherige Ansage beim Bahnhofsvorstande findet man für die Reise alles vorbereitet, sobald der Zug hält.

²⁾ Das Pfaffenwasser.

³⁾ Turm von Mekedjé.

⁴⁾ Galenselsen.

⁵⁾ Hals, Paß, Enge.

verläßt, wendet sich nun bis Geirveh fast völlig gegen Morgen, um dann von neuem in nördlicher Richtung in der Schlucht von Balaban, durch die wir vor zwei Stunden mit der Bahn geeilt, den Götdagh zu durchbrechen.

Bald öffnete sich uns, als wir nach kurzem Halt unseren Weg gen Isnit fortsetzen, ein neuer ähnlich schöner Blick in westlicher Richtung. Schon nach etwa fünf Kilometern, von Mesedje ab gerechnet, erreicht man die Paßhöhe, die hier also nahe am Saccariathale liegt, und schaut nun die Thalsenke entlang bis zum Isnit-Göl, dessen leuchtende Fläche zwischen den Bergwänden im engen Spalt uns entgegenblinkt. Ihr zur Seite steht als getreuer Wächter auf der Linken der massive Bergfloh des Gürüldagh^{o)}, auf allen Bildern des Sees in seinen eigentümlichen Formen unverkennbar. Texier, der dieselbe Straße wählte, wie wir, giebt seiner Begeisterung über das Landschaftsbild in etwas überschwänglichen Worten Ausdruck; „Arrivé au haut de la montagne, un splendide spectacle se déroule aux regards. Le lac de Nicée étend à l'horizon sa nappe argentée; de loin en loin des groupes d'arbres, indiquant des villages, ombragent le tableau, et les troupeaux nombreux disséminés sur les collines vertes animent le paysage, dont le fond se compose des sommets resplendissants de l'Olympe. Tant de silence et de solitude ont succédé aux marches guerrières des

^{o)} Etwa dort, wo die Kiepert'sche
Asien den Seremeschegagh verzeichnet.

nations.“ Den Olymp sahen wir nicht, ebenso wenig die Baumgruppen, welche die Dörfer verbergen, und die zahlreichen Herden. Und doch war die Landschaft schön, die bedeutenden Bergketten zur Rechten und zur Linken sind in zarten, wohlgeschwungenen Linien gezeichnet, und fehlt auch der Wald, so sind sie doch von Buschwerk bedeckt, die Wiesen und Felder drunten von saftigem Grün, und alles, was in einiger Entfernung vor uns steht, von dem duftigen Blau übergossen, welches dem Orient eigentümlich ist. Zu unserer Rechten erhebt sich der Sivritepe¹⁾, ein stattlicher Keel; weiter folgen andere bedeutende Berge, wie der Siradagh²⁾, an 3000 Fuß hoch, zur Linken ein zackiges Felshaupt, der Bereketdagh. Zwischen ihnen dehnt sich das fruchtbare Thal in der Tiefe aus.

Die Paßhöhe der Straße liegt etwa 400 Meter hoch; dann senkt sie sich allmählich gegen den Isnik-Göl hinab. Bald erreicht man einen kleinen See, der ohne sichtbaren Abfluß, dem Paß nahe, im höchsten Teile des Thales liegt; es ist der Tschertekligöl, nach einem zur Linken in den Bergen liegenden Orte so genannt. Dann ziehen wir an einer verlassenen Dorfstätte vorüber, deren ehemaliger Begräbnisplatz die ersten Baureste aus der klassischen Zeit aufweist — antike Thorseiten und Architravstücke von Marmor. An einer Quelle, der Tashoghlu Tscheschmessi³⁾, rasten wir einen Augenblick und folgen dann der ebenen Straße im breiteren Thale zwischen Fel-

¹⁾ Spitzberg.

²⁾ Reichenberg.

³⁾ Quellbrunnen des Sohnes der Ebene.

bern dahin. Merkwürdige Felsblöcke am Südhange lassen bei flüchtigem Blick an alte Mauerreste denken; doch sind es nur willkürliche Bildungen des Schiefergesteins. Eine Stunde weiter fortreitend, etwa 16 Kilometer von Metebje stoßen wir auf den ersten Zeugen des um Nicäa ausgefochtenen blutigen Streites. Es sind die Reste des alten Kastells oder Lagers von Karadin. Texier sucht das antike Kerigordion dort, den Ort der Vernichtung jener 3000 Deutschen, welche während des ersten Kreuzzuges, angelockt durch den anfänglichen Erfolg einzelner Scharen des unter Peter von Amiens und Walther von Habernichts vorausgeeilten Vorhutheeres, sich durch einen Handstreich des wichtigen festen Schlosses bemächtigten, um später in seinen Mauern der Übermacht der Sarazenen zu erliegen.

Nicäa hat durch seine Lage für alle Heereszüge im westlichen Bythinien große Wichtigkeit. Es würde noch heute eine Rolle spielen, wenn ein Feldzug in dem Gebiete zwischen dem Marmara-Meer und dem unteren Saccaria stattfände. Vier Straßen, von Norden, Süden, Westen und Osten treffen dort zusammen: diejenige, welche, von Hersek und von Ismid kommend, sich kurz vor der Stadt vereinigt, die von Brussa über Jenischehir, beide nicht fahrbar, drittens diejenige, welche vom Busen von Gemlik zum Isnik-Göl hinauffsteigt und den See an seinem Südrande umgeht, endlich diejenige von Metebje, auf welcher wir uns befanden. Augenblicklich hatte die letztere stets eine besondere Wichtigkeit. Nicäa mit dem Saccaria in Verbindung, bildet die große Verkehrsader von

media gegen das Innere bildete. Sie übersteigt, wie wir gesehen, keinen schwierigen Paß und ist noch jetzt der einzige gute Fahrweg nach Isnik. Wiederholt stießen wir unter dem Buschwerk auf Spuren einer alten Römerstraße, deren Richtung, wie die unsere, nach Isnik wies. Ein anderer Fahrweg ist übrigens kaum denkbar, denn die bedeutenden Bergwände rechts und links geben nur Saumpfadraum. In Verbindung mit der von Gemlik — dem alten Cius — nach Nicäa emporsteigenden Straße stellte sie jedenfalls eine ebenso bequeme Verbindung der Hauptstadt mit dem Innern her, als es diejenige über Nikomedia (Ismid) war. So ist denn wohl denkbar, daß die Schar der Dreitausend, unmutig, daß die Kreuzfahrer im Lager von Helenopolis¹⁾ warteten, ohne etwas gegen das feste Nicäa zu unternehmen, die Stadt auf Querwegen umgingen, um ihr vor allen Dingen die Hauptzufuhrstraße aus dem Innern abzuschneiden. Möglicherweise zogen sie auch von Nikomedia den Saccaria aufwärts und erschienen, wie wir, von Mekedje her. Daß die Selbsthufen alles daransetzten, den Paß wiederzunehmen, ist natürlich. Gerade bei Karabin sind die Berge im Nord und Süd — der Sira- und der Bereketdagh — besonders hoch und steil; eine Umgehung ist nicht möglich und der Paß mußte darum gewaltsam wieder geöffnet werden.

¹⁾ Aller Wahrscheinlichkeit nach an der Stelle des heutigen Hersek, nahe der Dil-Iskelessi gelegen, wo bekanntlich schon im Altertum eine Fährre über den Golf von Ismid führte. Es ist der oben von uns angegebene und kürzeste Weg von Konstantin nach Nicäa.

Das heutige Dorf Karadin liegt am Fuße des Hanges im Norden. Es fällt schon von ferne durch einige große Gebäude ins Auge. Das alte Schloß war unzweifelhaft auf der Thalsohle selbst in deren Mitte, am Rande des kleinen, nach Nicäa hinabfließenden Baches, erbaut. Texier sah dort noch die Mauern und flantierenden Thürme, auch der alte Saptieh, der uns zwei Tage darauf den Weg nach Lefké zeigte, wußte zu erzählen, daß er, als er vor 25 Jahren in diese Gegend kam, noch das alte Gemäuer vorgefunden habe. Heute ist es verschwunden; man erkennt nur noch den an 30 Fuß hohen Hügel mit dem Ringwall, auf dem die Mauer stand. Das Viereck ist an 180 Schritte lang, 150 breit. Eine Besatzung von 3000 Mann kann es nicht wohl enthalten haben, doch mag ein Teil der Schar daneben im Thale verblieben sein. Die Niederlage dieser einen Abteilung wurde übrigens verhängnisvoll für das gesamte Vorhutheer, denn die zügellose Menge zwang ihre Führer sofort, ohne das geregelte Hauptheer der Kreuzzugsfürsten abzuwarten, gegen Nicäa aufzubrechen, um den Tod der Genossen zu rächen. Peter kehrte verdroffen nach Konstantinopel zurück. Die Wallbrüder aber fanden nunmehr schon die Pässe und Engen am Drakon, an welchem der Weg entlangführt, von den Sarazenen sorgfältig besetzt und verteidigt. Dem ersten Blutbad folgte ein zweites größeres, Walther von Habenichts fiel, von sieben Pfeilen durchbohrt, und der größere Teil der Seinen ward vernichtet.

Unterhalb Karadin wird das Thal enger, aber auch grüner und laubreicher. Es ist bis zum Fuß der Höhen

hin gut bebaut. Der Weg führt, 20 bis 21 Kilometer von Mesedje entfernt, durch ein neu entstandenes Mu-hadjirdorf, Raïnardjekoi¹⁾, mit zwei reichhaltig fließenden Quellen. An der einen, die hinter dem Ort nach Isnik zu liegt, deuten große Marmorplatten am Boden auf alte Bauten hin, die hier einst gestanden. Man müßte die Stücke umwenden, um zu sehen, ob sie Inschriften enthalten, was man nach ihrer Form vermuten darf. Immer fruchtbarer und besser angebaut wird das Thal, das sich gegen den See hin wieder erweitert und allmählich in die Ebene übergeht, welche jenen gleichsam ostwärts verlängert. In ihr liegt auch Nicäa, vom Kranze der das ganze Becken umgebenden Berge mit eingeschlossen. Hecken, Gärten, Wein- und Maulbeerpflanzungen bedecken hier das Gelände. Den Spiegel des Sees behält man fast während des ganzen Ritts im Auge und wird allmählich ungeduldig, ihn immer noch nicht zu erreichen. Uns grüßte er zuletzt vom Schein der sinkenden Abendsonne beleuchtet; dann ließen sich die Nebel tiefer und tiefer ins Thal hinab und übergossen die Landschaft mit dunklem Blau und Grün, während oben noch rötliche Lichter auf den Höhen lagen. Der kühle Duft der Nacht wehte uns vom Wasser entgegen. Auf den waldigen Abhängen zur Rechten ließ sich helles Lachen und Jubeln hören, dem von spielenden Kinderscharen ähnlich, aber vergeblich suchte der Blick dort ein Dorf, dem sie angehören konnten, und endlich erkannten wir die Schakale, die uns so oft auf Reisen im Innern foppen, wenn sie

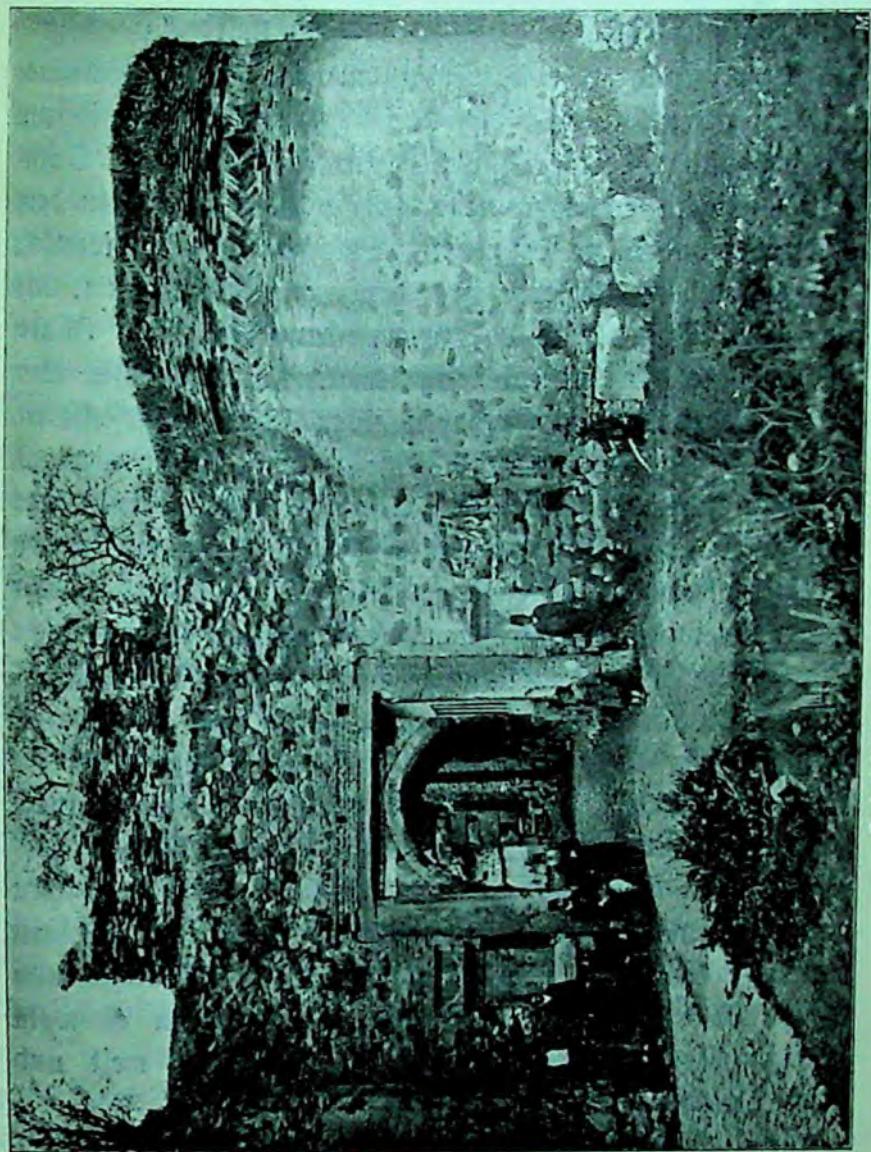
¹⁾ Etwa soviel als „Sprinddorf“.

abends aus ihren Verstecken hervor in die Gärten huschen, um dort flüchtig zu naschen und wieder zu fliehen.

Wir überschreiten einen aus den nördlichen Bergen hervorsprudelnden Gebirgsbach, das Derekoïssu¹⁾, das aus düsterer, baumreicher Bergspalte kommt, und lenken nun das Pferd durch die Ebene gerade auf Isnik los. Zu unserer Linken im Süden liegen am Bergfuße im Grünen drei größere Dörfer, Göristan, Hodjaköi und Photos, welche hier die Gartenlandschaft von Nicäa umrahmen. Dann blickt uns, gerade vor uns liegend, das erleuchtete Minaret einer der Moscheen der Stadt entgegen. Wir folgen dem Gemäuer der Leitung, die schon im Altertum das Wasser des Derekoïssu nach Nicäa führte, helfen uns über die auf dem Pfade bunt durcheinandergewürfelten Steine und Blöcke hinweg²⁾; die Hufe unserer Pferde schallen auf den Steinplatten des Lestéthores wider, und wir reiten hinein in die alte merkwürdige Stadt, die unsere Phantasie schon so lebhaft beschäftigt hat. „Dort war es,“ schreibt Moltke in seinen Reisebriefen, „wo eine Versammlung von hundert gelehrten Bischöfen das Mysterium der Dreieinigkeit erklärte und beschloß, diejenigen zu verbrennen, die ihrer Meinung nicht wären. Was würden die stolzen Prälaten dazu gesagt haben, hätte man ihnen prophezeit, daß ihre reiche mächtige Stadt ein Trümmerhaufen, ihre Kathedrale die Ruine einer türkischen Moschee werden sollte, daß nicht nur ihre Auslegung, sondern selbst ihr Glaube aus diesen Ländern

¹⁾ Thalvorsbach.

²⁾ Auf der Nordseite der Wasserleitung führt der bessere Fahrweg an der Wasserleitung entlang.



Das Kestethor von Mica. (Photographie von Berggren.)

ende behauptet, daß die Hofengeschichte nichts als eine bosshafte Erfindung seiner Feinde und Neider sei. Er habe — so sagte er — das Zimmermannshandwerk einst von einem fränkischen Meister in Stambul gelernt, darum auch alles doppelt so solide und gründlich gearbeitet, wie seine Konkurrenten. Wenn man ihn nun gefragt habe, warum er so thue, sei stets seine Antwort gewesen: „Ich mache das alla Franka“ — und daher, nicht von der Hofe, sei der Name „Dorghi alla Franka“ gekommen. —

Die Gründung Nicäas reicht bekanntlich ins graue Altertum zurück. Dexier nimmt an, daß es eine Kolonie der Bottiäer sei. Zur Zeit des unabhängigen Königreichs Bithynien war es zeitweise dessen Hauptstadt, die oft siegreiche Nebenbuhlerin Nikomedias. Zur Zeit Alexanders herrschte dort König Bias, und erst durch des großen Macedoniers Nachfolger ward das Land während der Kämpfe des Eumenes und Antigonus erobert. Antigonus, der stolzeste und furchtbarste der Erben des alexandrinischen Reiches, bemächtigte sich der Stadt und nannte sie Antigonía. Als er bei Ipsus 301 v. Chr. seinen Feinden erlag, fiel die Stadt bei der Theilung der Beute mit ganz Vorderasien dem Pyrrhus zu, der sie zu Ehren seiner Gemahlin, der Tochter des Antipater, mit deren Namen Nicäa nannte. König Philipp III. von Macedonien vereinigte sie vorübergehend wieder mit dem macedonischen Reiche. Noch wiederholt wechselte sie den Herrscher, und fast alle Völker des Alterthums haben den festen Platz nach und nach belagert, erobert, behauptet und verloren, bis er mit Vorderasien der Römerherrschaft zufiel. Zu Kaiser Trajans Zeit war der jüngere Plinius Statthalter

von Bithynien und stellte die alten Monumente und öffentlichen Gebäude neu und glänzend wieder her. Kaiser Hadrian baute bald darauf, um 120 n. Chr., das Nord- und Ostthor in Marmor. Früh ward die Stadt ein Bischofssitz; ihr entstammen der Astronom Hipparchus und der Geschichtschreiber Dio Cassius. Von den über den Osten hereinbrechenden Fluten der Goten, Skyten und Neuperser wurde auch Nicäa berührt. Die Skyten zerstörten die Stadt 259 n. Chr.; doch dauerte ihre Anwesenheit nicht lange. Aus den Trümmern der alten Baudenkmäler richtete man neue Mauern auf. Die Überreste des alten Nicäa verschwanden darin, Tempelsäulen dienten als Fundamentstücke, als Stützen oder Träger; Stelen und Piedestale wurden im Durcheinander mit neuen Rohmaterialien verwendet; Friesstücke eingemauert, wo sie gerade einen guten Platz fanden. Kaiser Claudius II. ließ das Süd- und Westthor erbauen; auch das Innere füllte sich von neuem mit Häusern.

Nun folgte die glänzendste und merkwürdigste Zeit Nicäas, das Konzil von 325 unter Kaiser Konstantin dem Großen, bei dem 318 Patriarchen die Grundverfassung der christlichen Kirche berieten und die Lehre des Arianus verwarfen. Ein Erdbeben zerstörte einige Zeit darauf, unter Kaiser Valens, die Stadt; doch erbaute dieser sie von neuem. Später verschönerte Justinian sie bedeutend. Auf den Ruinen der alten Tempel erstanden Kirchen und Klöster; die Wasserleitung wurde angelegt und der Kaiserpalast im Innern verschönert; Thermen die der Kaiser gleichfalls erbauen ließ, sind verschwunden. Auch von anderen byzantinischen Kaisern begünstigt und

gehoben, ward Nicäa wiederholt das Ziel der arabischen Eroberungszüge, hielt sich aber, von Kaiser Leo dem Philosophen und seinem Sohne Konstantin Porphyrogennetos neu befestigt, bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts. Zuletzt war es die starke Grenzfestung des zusammengeschmolzenen Reiches. Ein zweites Konzil hatte die Stadt 787 in ihren Mauern gesehen, dasjenige der Kaiserin Irene, welches den Bilderdienst wieder in seine Rechte einsetzte.

Endlich im Jahre 1074 fiel die Stadt, trotz ihrer starken Mauern, in die Gewalt des Selbshukensultans Soliman von Konia; und Kaiser Nicephorus Botoniates trat sie dem Eroberer förmlich ab, welcher sie nun zur Hauptstadt seines Reiches machte. Eine neue kurze Blüte ging über Nicäa auf. Es wurde der Sitz höchster arabischer Kultur. Zwei Jahrzehnte darauf folgte die berühmteste der Belagerungen, die es bestanden, durch die ersten Kreuzfahrer.

Das tragische Geschick der Vorhut, die 1095 vor der Stadt erschien, ist schon bekannt. Zwei Jahre darnach folgte das Hauptheer unter Gottfried von Bouillon. In Konstantinopel herrschte um diese Zeit Kaiser Alexius Comnenus, ein Mann, der die Geschicke des altersschwachen Reiches in den schwierigsten und gefährlichsten Zeiten mit vielem Geist und Mut zu leiten verstand. Ihm mußte alles daran liegen, die Selbshukidenhauptstadt aus so bedrohlicher Nähe zu entfernen, da es klar war, daß, wenn Soliman und seine Nachfolger in Nicäa blieben, binnen kurzem auch der von ihm noch behauptete Rest von Bithynien verloren gehen würde. Es ward ihm um

so leichter, die Kreuzfahrer gegen die Stadt zu lenken, als diese den großen, festen Platz nicht auf wenige Stunden Entfernung zur Seite ihrer Heerstraße liegen lassen konnten, wenn sie den Sangarius hinauf ins Innere vorzudringen beabsichtigten.

Im April 1097 hatten sich die fränkischen Fürsten mit ihren Scharen zum größten Teile bei Konstantinopel vereinigt und den Bosphorus überschritten. Das Heer zählte angeblich an 100 000 Reiter, meist edlen Standes, und 300 000 auserlesene Streiter zu Fuß, mit dem Gefolge von Mönchen, Knechten, Weibern und Kindern wohl an 600 000 Menschen. Wären diese Zahlen annähernd richtig, so müßte das Land damals fruchtbarer als heute gewesen sein; denn so gut bebaut es auch jetzt rings um den See herum sein mag, könnte es solche Massen auch nicht für einige Tage ernähren. Das Heer umging den Golf von Nicomedia und erschien so von Norden vor Nicäa¹⁾. Groß war das Erstaunen der Krieger, als sie am 6. Mai 1097 unerwartet eine ausgedehnte befestigte Stadt vor sich sahen, die sich an Stärke selbst mit Konstantinopel vergleichen mochte. Noch heute ist der Anblick der hohen Mauern mit ihren Thürmen, deren man, von Osten kommend, sogleich an 50 bis 60 zählt, ein imposanter. Die Kreuzfahrer hatten dergleichen wohl in ihrer

¹⁾ Von Nikomedia nach Nicäa, auf welchem Wege man jetzt den Marsch der Kreuzfahrer annimmt, hat eine alte Römerstraße bestanden; trotzdem wird berichtet, daß die Kreuzfahrer sich nach dreitägiger Rast bei Nikomedia einen Weg durch unwegsames Waldberge gebahnt hätten. (Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges, S. 334.)

Heimat, nicht aber im Morgenlande erwartet. Der erste Eindruck war gewaltig, doch entmutigte er die Glaubensstreiter nicht.

Sultan Soliman, genannt Kilidsch Arslan, Sohn des Eroberers von Nicäa, einer der glänzendsten Fürsten seines Geschlechts, erwies sich als ein tüchtiger Stratege. Er war augenblicklich auf einem Kriegszuge abwesend und überließ die Stadt zeitweise ihrer eigenen Kraft, um erst ein hinreichendes Heer zu sammeln und sich dann gegen die in die Belagerung verwickelten Kreuzfahrer zur Schlacht zu stellen. Als er sich stark genug fühlte, rückte er in die südlich Nicäa gelegenen Bergengen von Zenischehir ab, um sich dort zum Vorbrechen bereit zu halten. Auf diese Art entzog er sich, im Falle einer Niederlage, der Verfolgung, welche die Kreuzfahrer von ihrer Hauptmarschrichtung entfernt hätte, und bedrohte zugleich ihre Verbindung mit dem Meere.

Sie lagerten sich mittlerweile in folgender Ordnung um die Stadt: Im Osten auf den Höhen zu beiden Seiten der Straße nach Lesté und Mekedjé, den Rücken gegen das Innere gewendet, Gottfried von Bouillon mit seinem Heere, im Norden an der Straße gegen Nikomedia Fürst Boëmund von Tarent mit den italienischen Normannen und Graf Tancred, sein Verwandter. Auf der Westseite am See sollte Graf Hugo von Vermandois, der den größten Teil seiner Mannschaft durch Schiffbruch an der griechischen Küste verloren hatte, die Einschließung herstellen, auf der Südseite, an der Straße nach Brussa, Graf Raimund von Toulouse, ein alter erfahrener Soldat, der den bedeutendsten Heerhaufen befehligte. Der Graf

war indessen augenblicklich, da seine Scharen zuletzt bei Konstantinopel eingetroffen, noch im Anmarsche begriffen.

Die ersten Tage der Belagerung verstrichen über den Gefechten in der Umgegend und Übergabeverhandlungen, bei denen der kaiserliche Kommissar Butumites die Hauptrolle spielte. Erst die Nachricht vom Herannahen des Selbschukenhheeres unter Kilidsch Arslan machte diesen ein Ende. Der Sultan beschloß einen großen Schlag; er beabsichtigte, mit einem Teile seiner zahlreichen Streitkräfte auf der offenen Südseite Nicäa zu erreichen und dann aus den Thoren gegen die Belagerer überraschend vorzubrechen, während der andere Teil ihnen von den Bergen her in Flanken und Rücken fallen sollte. Aber gerade, als er im Heranrücken war — am 18. Mai — traf, ebenso überraschend, Graf Raimund vor der Südseite ein. Er warf sich sofort auf die gegen die Stadt gerichtete selbschukische Heersäule und trieb sie in die Wälder zurück. Die andere erlitt eine noch furchtbarere Niederlage durch Gottfried, gegen den sie sich zunächst gewendet hatte. Die Hoffnung auf Entsatz war damit vernichtet, die Einschließung zu Lande hergestellt.

Der See, welcher den größten Teil der Westfront bespült, blieb aber merkwürdigerweise in der Hand der Selbschuken; denn die Kreuzfahrer waren ohne Schiffe. Es ist zu verwundern, daß es bei der immerhin großen Stärke des belagernden Heeres nicht gelang, wenigstens die Seeufer auf allen Seiten genügend zu überwachen. Die mangelhafte Mannszucht hat sich, wie gewöhnlich, so wohl auch hier, in Vernachlässigung des mühsamen Wach- und Aufklärungsdienstes am ehesten kundgegeben. Thatsächlich

blieben die Belagerten fast während der ganzen Dauer der Einschließung mit der Außenwelt in Verbindung, und Sultan Soliman selbst soll heimlich die Stadt und seine dort zurückgebliebene Familie besucht haben. Gelang es auch unter heftigen Kämpfen, mit an Ort und Stelle erbauten Angriffsmaschinen, wiederholt Bresche in die Mauern zu legen, so fiel die Stadt trotz allem nicht, weil die Belagerten Verstärkung und Lebensmittel erhielten. Die Entscheidung kam erst durch das Eingreifen des Kaisers Alexius, der eine Flotte in die Bucht von Gemlik (Gius) sandte und die Schiffe — wie die Geschichte erzählt — auf Schleifen durch Ochsenpannen in einer einzigen Nacht, 14 Kilometer weit, bis zum See von Nicäa über Land schleppen ließ.¹⁾

Das Erscheinen der Flotte auf dem See und die damit hergestellte vollkommene Abschließung der belagerten Stadt entschied im wesentlichen deren Geschick. Der Kampf um die Mauern tobte zwar noch fort, da aber gleichzeitig mit der Sperrung des Sees einer der Haupttürme auf der Südseite durch Minen zu Fall gebracht wurde, begannen die Belagerten Unterhandlungen. Noch ehe dieselben zum Abschluß führten, kam Kaiser Alexius den Kreuzfahrern zuvor. Seiner geheimen Weisung folgend, bewog Butumites, jetzt der Führer der Flotte, dem zu-

¹⁾ Es ist dabei zu beachten, daß der Niveauunterschied bedeutend ist. Der See liegt nämlich nahe an 100 Meter über dem Meeresspiegel. Jedenfalls ist dies Unternehmen weit denkwürdiger, als das gleiche Sultan Mehmeds des Eroberers, der bekanntlich seine Flotte auf Karren vom Bosporus über Land in das obere Ende des goldenen Horns überführen ließ.

gleich ein kleines Landheer beigegeben war, die Verteidiger, sich im Augenblick des allgemeinen Sturmes nicht an jene, sondern an die Byzantiner zu überliefern. So geschah es, daß die erstaunten Franken am Morgen des 20. Juni¹⁾ auf den Thürmen der Stadt plötzlich die kaiserlichen Fahnen wehen sahen. Alexius gestattete ihnen nur, in ganz kleinen Trupps die Stadt zu besuchen und ihre Andacht an den heiligen Stätten zu verrichten; dennoch gaben sie sich, im Bewußtsein des erreichten Zweckes, und vom Kaiser durch reiche Geschenke halb versöhnt, zufrieden und zogen ins Innere weiter, wo bald die siegreiche Schlacht von Doryläum folgte.

Nicht lange blieb Nicäa in christlichem Besiz. Schon um 1106 gab Kaiser Alexius die Stadt den Seltschuken zurück. 1183 ward sie indessen abermals von den Byzantinern erobert, und noch einmal folgte eine kurze Zeit des Glanzes, als Theodor Laskaris bei der Einnahme Konstantinopels durch die Lateiner den Siz des Kaiserreichs nach Nicäa verlegte, wo er bis zur Wiedergewinnung der alten Hauptstadt blieb. Es waren die letzten Tage kraftvollen Regiments im rhomäischen Reiche, und als das goldene Byzanz wieder in griechische Hände fiel, rief ein einsichtsvoller Hofmann zu Nicäa mit Recht wehklagend aus: „O, nun ist alles wieder verloren.“ Mit der Stadt am goldenen Horn war auch die ehemalige Verderbnis zurückgewonnen. Im nächsten Jahrhundert, um 1330, folgte die Belagerung Nicäas durch die Türken unter Sultan Orchan; sie war kaum minder schwierig, als die

¹⁾ Oder des 19. Juni.

durch die Kreuzfahrer, und nahm fast denselben Verlauf. Karadin und andere feste Punkte, die als vorgeschobene Werke der Stadt angesehen werden konnten, wurden zunächst genommen, um eine vollkommene Abschließung herzustellen. Dann folgten die Angriffe auf die noch immer sehr festen Mauern und endlich im Augenblicke höchster Noth die Kapitulation. Sultan Orchan zog durch das Thor von Jenischéhir ein und dachte anfangs daran, die Stadt von neuem zu heben. Sie wurde mit Schulen und frommen Stiftungen versehen, ein Theil ihrer Kirchen in Moscheen umgewandelt und für frische Einwanderung gesorgt. Den Griechen blieb die Freiheit ihres Kultus zugesichert. Allein der Verfall begann bald danach und schritt unaufhaltsam fort. Das ungesunde Klima hat jedenfalls viel dazu beigetragen. Schon Strabo erwähnt desselben, und noch bis vor kurzem stand Isnik im Rufe eines Fiebernestes. Seit sieben Jahren behaupten die Leute im Städtchen, nichts mehr davon zu spüren. Sie haben von Ost nach West hin einen breiten Weg durch Gärten und Pflanzungen geschlagen und die Bresche in der Mauer am Wasser erweitert, so daß der Seewind nun freien Zutritt hat und den Ort von einem Ende zum andern durchweht. Er soll das Fieber vertrieben haben. Im Frühjahr und zu Beginn des Sommers hat es damit jedenfalls keine Noth, ebenso im späteren Herbst. Auch wir haben nichts von einem Anfall gespürt. —

Wer seine Wanderung in Nicäa beginnt, wird zuerst einen Augenblick der Enttäuschung erleben; denn es fehlt an allen hochragenden Bauten, die sogleich den Blick fesseln, einer Akropolis oder beherrschend gelegenen Tempel-

ruinen. Das ganze Trümmerfeld im Innern der Mauern ist flach und von Hecken, Gärten und Bäumen bedeckt. Man muß umhersuchen, das Merkwürdige zu finden. Aber je weiter man sich darin vertieft, desto mehr wird man gefesselt, desto reicher gestaltet sich die Ausbeute. Reste und Trümmer der alten Stadt finden sich überall in Kirchen, Mauern, Häusern, an den Brunnen, in den Straßen, bunt und unregelmäßig da eingefügt, wo man sie gerade brauchen konnte. Noch ist lange nicht alles entdeckt, gesehen und verzeichnet, und wohl möchte eine besondere Forschungsreise die Mühe reichlich belohnen. Jeder Besucher lenkt seine Schritte zunächst den Mauern zu. Auch wir thaten es; aber der Weg zum Leské-Thore, durch das wir gestern eingeritten, führte uns vorerst noch an drei Moscheen vorüber, die in den Gärten verborgen liegen. Nur eine davon wird für gewöhnlich von Reisenden besucht, die Jeschil-Djami¹⁾ — die grüne Moschee —, die auch Texier und Laborde beschrieben haben. Ihr Erbauer ist Haïreddin Pascha, der Großvezier Sultan Murads I. Nach dem Plane griechischer Kirchen hat sie einen Porticus mit drei schönen, auf Granitsäulen ruhenden Bogen; die Wände im Innern sind von Marmor, der einem Holzgetäfel sehr ähnlich sieht. Eigentümlich ist das Minaret, das außen bis zur Spitze hinauf mit bunt glasierten Steinen bekleidet ist, Fayencen nachahmend, die zur Zeit der Seltschuken hier in höchster Vollendung gefertigt wurden. Im Vorhof erblickt das Auge, wo es sich hinwendet, antike Baustücke, Säulen und Marmorplatten,

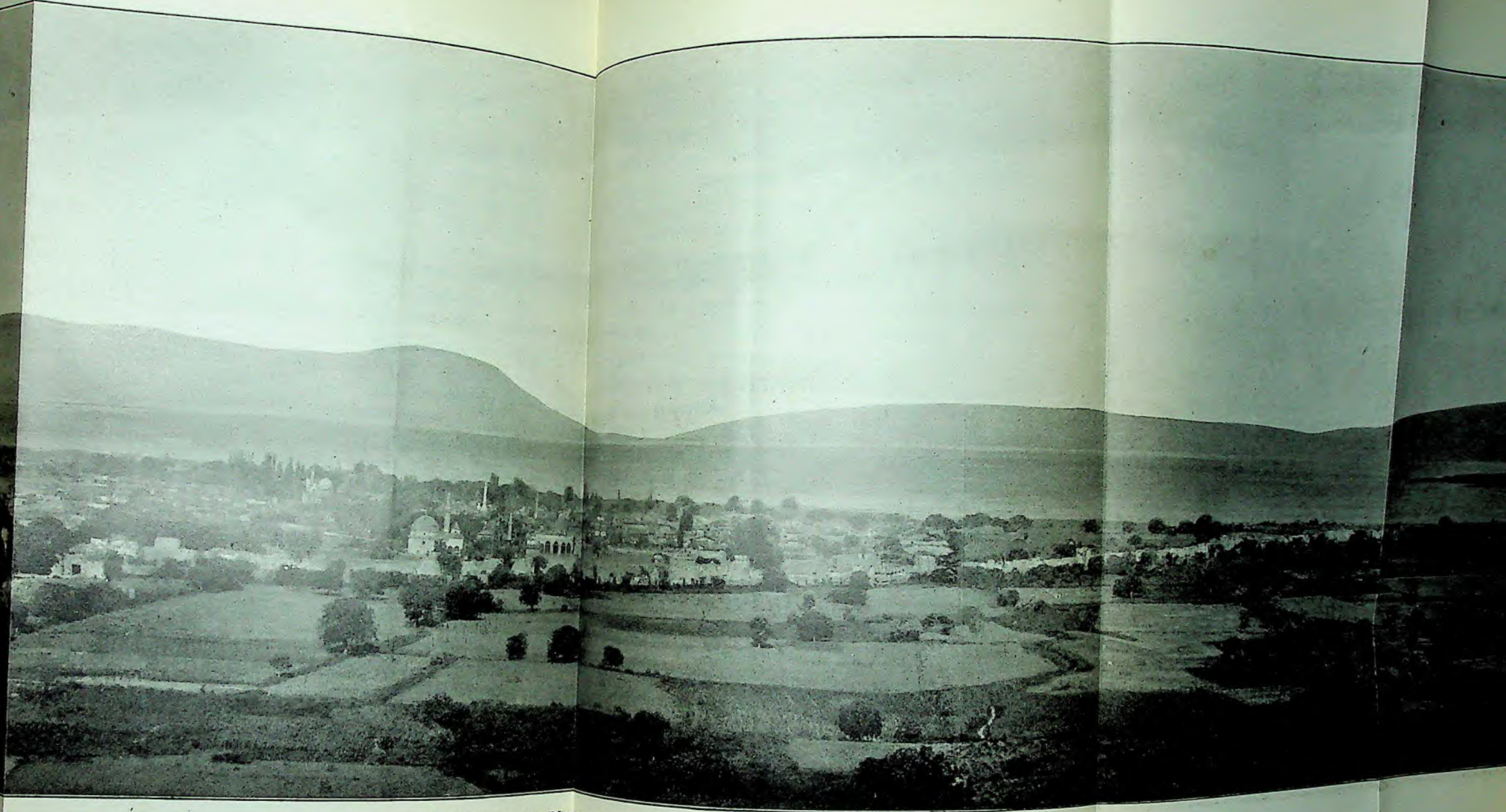
¹⁾ Djami = Versammlungsort, Gotteshaus, Moschee.

auch eine gewaltige Steinkugel, ähnlich wie man sie noch in den Dardanellen neben den alten, glatten Riesencanonen aufgeschichtet sieht.

Schöner als die Jeschil-Djami ist durch ihre herrlichen Fahencen, die denen von Brussa gleichkommen, die Eschref Rumi Djamissi¹⁾ die dicht daneben liegt und deren Besuch niemand unterlassen sollte. Zwischen beiden ist noch die Scheich Rubeddin Djamissi mit ihrem von Marmorsäulen alter Zeit umgebenen Vorhof sehenswert. An dem grünen Hügel, welcher das Fundament einer alten griechischen Kirche erkennen läßt, und unfern dessen auch der sogenannte Maltepe, der Schaghügel, eine ähnliche Erhebung, liegt, vorüber wandernd, erreichen wir das schattige Thor von Leské. Seine Relieffstücke und Inschriften sind von allen Reisenden untersucht und erläutert worden; Laborde und Texier geben in ihren Reiseswerken Abbildungen davon, und unser Photograph fertigte eine Aufnahme an. Wir können uns also hier der Darstellung der Einzelheiten enthalten, um die Wanderung durch die ganze Stadt möglich zu machen, deren Zweck es sein soll, befugteren und mit archäologischen Kenntnissen ausgestatteten Forschern Lust zu erneuten Besuche von Nicäa zu machen. Der Bau erinnert an altertümliche, besonders starke Stadttore aus dem Abendlande. Zwischen zwei mächtigen, um mehr als den Halbmesser vorspringenden Thürmen liegt der Eingang, sich dreifach wiederholend. Neben dem ersten sind zwei Basreliefs in das Mauerwerk eingelassen, das eine wohl

¹⁾ Djamissi ist der besitzanzeigende Genitiv von Djami.





Panorama von Zénit (Nicaä), von Osten her gesehen. (Photographie von Fettel.)



von einem christlichen Sarkophag herrührend, das andere das Opfer der Iphigenie in Aulis darstellend. Das mittlere Thor ist der alte, jetzt halb im Boden versenkte und außerdem überbaute römische Triumphbogen, dann folgt ein drittes Thor byzantinischen Ursprungs, durch das man in die Stadt eintritt.

Wie schon erwähnt, führt bei diesem Thor die Justinianische Wasserleitung nach Isnik hinein. Neben ihr hängen die Reste der alten Römerstraße und zu beiden Seiten ein moderner Weg, denn auf der Südseite gestattet ein Bogen des Aquädukts den Durchgang. Die von dichtem Grün besponnene Leitung war einst überwölbt; heute ist das Gewölbe vielfach eingefallen und man sieht in der gemauerten Rinne das spiegelklare Wasser fließen. Hier und da wird eine Tscheschme türkischer Konstruktion sichtbar, um die Vorüberziehenden zu laben. Wir folgen dem Aquädukt zu den nahen Höhen, auf denen einst Gottfried von Bouillons Zelte standen. Ihr Fuß ist kaum 800 Meter entfernt. Unterwegs kommen wir an einer Türbe zu unsrer Linken vorüber. Es ist diejenige Much-Bey's, der zur Zeit Sultan Orchans gelebt hat; die Sage nennt ihn als den Übertrager der arabischen Schrift und der Zahlen auf die türkische Sprache und behauptet, der Großherr habe ihm dafür zum Lohne die Einkünfte von 60 Dörfern verliehen; sein schöner Marmorsarkophag ist im Innern neben anderen von geringerer Arbeit sichtbar.

Etwa hundert Schritte weiter fesselt im Gemäuer der Wasserleitung zur Rechten ein antikes Friesfragment unsere Aufmerksamkeit, Kopf und Schultern einer Figur

in schöner Muschelnische, deren Arbeit vollkommen erhalten ist. Das Stück ist an 50 Centimeter breit, 27 Centimeter hoch, es kann ein Drittel des einst vorhandenen Ganzen ausgemacht haben. Weiterhin führt unser Pfad an einem bedeutenden Gräberfeld vorüber, auf dem augenscheinlich Christen und Mohammedaner friedfertig nebeneinander ruhen. Es ist von antiken Bauresten, Säulen- und Architravstücken besäet. Dann steigen wir die erste, etwa 30 Meter hohe Terrasse hinan, von welcher ein alter, jetzt verlassener Weg von Mekedje herabkommt, den noch Laborde benutzte und von wo er die Stadt zuerst sah. Dort steht auch der auf seinem Bilde Nicäa's dargestellte Sarkophag, nach vorwärts geneigt, als sei er im Begriff gewesen, den Hang hinabzugleiten. Es ist ein gewaltiger Monolith, 4,10 Meter breit, 3,32 Meter bis zum Giebel des Daches hoch; dieses allein mißt einen Meter Höhe. Noch ist der Sarkophag auf 2,40 Meter Länge erhalten, dann aber geborsten, sei es bei dem Versuch, ihn fortzuschaffen, sei es später von Frevlerhand gesprengt; mächtige Bruchstücke liegen am Boden. Jedenfalls war ihm dieser Platz nicht bestimmt, und es bleibt ein Rätsel, wie er hierherkam. Ein herrliches Panorama bietet sich hier dem Auge dar. Drunten liegt Nicäa mit seinen Mauern und zahllosen Thürmen, darin ein grünes Laubmeer und dahinter die blaue Fläche des Sees, von hohen Bergen eingerahmt, zur Linken wieder der Gürlübdagh, der uns gestern in der Ferne als Wegweiser diente, zur Rechten der Karamursal- und der Tuladjidagh; im Hintergrund in zarten Farben der Kатырлыdagh.

Unweit dieses schönen Punktes, der dem Besucher

für die erste Übersicht anzuempfehlen ist — in fünf Minuten zu erreichen — liegt die Stelle, wo die Wasserleitung aus dem Bergfuße heraustritt, und dicht dahinter eine große Höhle, wie das Kalksteingebirge sie häufig birgt. 25 bis 30 Meter hoch wölbt sich die Kuppel in schönen Formen, die Zugänge sind zum Teil von Grün überwuchert. Die Leute nennen sie die Kalyrdji Inni,¹⁾ die jetzt als Viehstall dient. Wir kehren zum Lesté-Thore zurück, um den Gang längs der Mauern zu beginnen. Nicäa hat und hatte von jeher bekanntlich vier Thore, das von Lesté im Osten, das von Zenischehir im Süden, das Seethor im Westen, das von Stambul im Norden, den vier großen Straßen entsprechend, die in der Stadt zusammenlaufen. Strabon erzählt, daß man von einem Stein im Gymnasium der alten Stadt aus zu allen vier Thoren hinausblicken konnte. Heute ist die Stelle nicht mehr ausfindig zu machen und die Sicht durch Laub und Häuser verdeckt.

Die Mauern von Nicäa bilden ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen Spitze, gegen Osten gewendet, gerade am Lesté-Thor liegt. Die Basis ist am See anzunehmen und enthält das Seethor, die daranstoßenden nach Süd und nach Nord blickenden Fronten die beiden anderen Thore. Im ganzen haben sie, nach Texiers Messung, 4427 Meter Ausdehnung, Strabon gab ihnen nur 16 Stadien oder 2959 Meter, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie bei den letzten Umbauten erweitert worden sind. Im Innern kann man in den Gärten noch vielfach die fort-

¹⁾ Maultiertreiber-Höhle.

laufende, einem niedrigen Walle ähnelnde Bodenanschwellung verfolgen, welche wahrscheinlich die ehemalige Stadtumfassung trug. Die heutigen Mauern sind fast bedeutender und jedenfalls besser erhalten, als die berühmten Mauern von Stambul, wenn auch natürlich weniger lang. Sie bieten dem Studium alter Städtebefestigungskunst reicheres Interesse. Leider sind auch sie dem allmählichen Untergange geweiht. Vielfach aus Marmor gebaut, dienen sie den Einwohnern als Steinbruch. Am Fuße der hohen, von gewaltigen Türmen flankierten Hauptmauer liegt ein 15—16 Meter breiter, ringsherum führender Wallgang, der heute freilich vielfach von modernen Quermauern der Gärten und Pflanzungen durchschnitten wird, und davor eine zweite, niedrigere, gleichfalls von Türmen flankierte Mauer. Die Türme beider Mauern sind schachbrettförmig zu einander gestellt, so daß die vorderen von den hinteren, höheren leicht unterstützt werden konnten. Vorwärts der niedrigen Mauer, die auf einer Anschüttung steht, lag der Graben, einst, wie alle Historiker anführen, mit dem See verbunden und mit Wasser gefüllt. Heute sind nur noch Spuren davon vorhanden. Die ebenfalls in den geschichtlichen Darstellungen gleichmäßig wiederkehrende Angabe, Nicäa selbst läge, inmitten der umgebenden Gärten und Wiesen, auf einer vereinzelter Bodenerhebung,¹⁾ ist unrichtig. Die Stadt liegt vollkommen tief und flach. Die Sage mag aus den Berichten der Kreuzfahrer herkommen, die, in der Erinnerung an die Schwierigkeiten

¹⁾ Eine Angabe, die sich auch noch bei Sybel und Kugler findet.

der Belagerung, durch ihre Phantasie die Wirklichkeit bereicherten.

Oben auf der Mauer entlang führt ein Rondengang, vielfach noch mit großen Marmorplatten bedeckt. Theils dort, theils über die Trümmer der Breschen herabkletternd, unten am Fuß, bald im Innern, bald außen, wanderten wir, uns gegen das Thor von Jenischéhir wendend, an dem merkwürdigen Baudenkmal entlang. Schon der dritte Turm, vom Lesfé=Thor ab gerechnet, fesselte uns. Sein ganzes Fundament besteht aus antiken, horizontal übereinander geschichteten Säulen, ähnlich wie man es weiterhin noch an den Thürmen des Jenischéhir=Thores wahrnehmen kann. Andere alte Baustücke sind in die zumeist aus großen Ziegeln errichteten Mauern eingefügt, Zinnen ähnlichen Ursprungs, große Marmorstücke, vielfach von denselben herabgestürzt. Sie liegen wohl zum Theil noch an denselben Stellen, wo die Sarazenen sie auf die behelmten Häupter der Gottesstreiter herniederschleuderten. Säulensfundamente, große vierkantige Blöcke¹⁾, an denen die runde Säulenbasis sitzt, und noch ganz erhalten ist, krönen in regelmäßiger Ordnung die Mauer; sie deckten als Zinnen die Verteidiger. Texier zählte ihrer 64, die sämtlich unzweifelhaft ein und demselben Prachtbau angehörten. Diesem wurden wohl auch die Säulen des dritten Turmes entnommen, und wahrscheinlich vermöchte ein tüchtiger Archäolog unter den grünen Erhöhungen in der Nähe den Platz des Gebäudes ausfindig zu machen. Aus den vorgefundenen Werkstücken und Säulenschäften

¹⁾ 1 Meter 19 Centimeter hoch, 86 Centimeter breit.

ließe sich dessen Aufriß gewiß wiederherstellen. Uns fehlte die Zeit zu genauerer Nachforschung; denn, wer an einem einzigen Tage das Trümmerfeld von Nicäa durchwandern will, hat Eile.

Dicht hinter dem fünften Turme, wo dieser sich der Mauer anschließt, entdeckten wir, nahe der oberen Kante, ein interessantes Friesstück mit Basrelief, das hier zufällig seinen Platz gefunden hat und bis dahin, wie es scheint, noch von keinem Reisenden gesehen worden war. Es ist leider schon stark zerstört, doch lassen sich noch neun Figuren theils zu Fuß, theils zu Pferde unterscheiden. Sehr deutlich erkennt man in dem Relief das Bild einer hohen Stadtmauer, und die ganze sehr lebendige Scene stellt augenscheinlich einen Kampf am Fuße derselben dar. Der Turm ist neuer als das dahinter gelegene Mauerstück und bildet ein späteres Anhängsel. Trennt man ihn von jenem, so kommt vielleicht noch mehr zum Vorschein. Höchst merkwürdig ist der südöstliche Eckthurm, wo die Mauer, die vom Leské=Thor an eine südliche Richtung verfolgte, sich nach Westen zum Genischéhir=Thore wendet. Ein Fußweg über die Trümmer und verfallene Stufen führen zu den inneren Gewölben dieses Turmes hinan. Gleich im Eingange zur Rechten sind die Reste eines Freskobildes sichtbar, das eine fast lebensgroße Figur zu Pferde mit Heiligenschein darstellt. Andere Freskobilder entdeckt man, leider nur noch sehr wenig erkennbar, in einem kleineren, dicht daneben gelegenen Seitengewölbe. Man hat sonach jedenfalls den von Texier genauer beschriebenen Turm vor sich, der bis 1834 fest verschlossen war und dann erst eröffnet worden ist. Des Reisend

Prophezeiung, daß die damals noch ganz erhaltenen Fresken binnen kurzem fast verschwunden sein würden, hat sich leider nur als zu richtig erwiesen. In der Stadt nennt man den Turm *Ujios Stratios Kuleffi*; früher trug er auch die Inschrift *Ujios Stratios*. Er ist durch seine Lage leicht aufzufinden und an dem zum Gewölbe hinanführenden Fußweg schon aus größerer Entfernung kenntlich.

Gärten hinderten die weitere Wanderung längs der Mauer, und wir gewannen durch einen kleinen Umweg erst den vom Städtchen zum *Tenischéhir-Thore* führenden Weg, um so an dieses zu gelangen. Unterwegs fiel uns zur Rechten ein alter Kuppelbau auf. Die Einwohner nennen ihn *schlechtweg Türbe*¹⁾ und kennen keinen besonderen Namen. Mit einem Mausoleum hat man es indessen hier keineswegs zu thun, sondern mit einer byzantinischen Kirche. Eine Halle vor dem Eingang enthält zwei schöne Säulen mit antiken Kapitälern. Auch Architrav und Pfeiler scheinen dem Altertum anzugehören. Die Kuppel der Kirche ruht auf Seitenwölbungen mit Stalaktitenschmuck; droben in der Wölbung des Doms sind Spuren von Fresken noch wie ein Schatten erkennbar, verschwinden aber mehr und mehr; denn darunter haufen jetzt *Muhadjirs* und schwärzen alles immer tiefer mit dem Rauch ihrer Herdfeuer. Das *Tenischéhir-Thor* ist dreifach, wie das von *Leské*, und durch besonders starke und große Thürme geschützt; auch springt daneben ein vierseitiges Bollwerk vor, den Eingang beherrschend. Durch die beiden äußeren Thore trat man

¹⁾ Mausoleum.

einst in einen viereckigen Raum und von diesem durch drei Bogen in die Stadt. Die beiden Pfeiler, welche diese trennten, stehen zum Theile noch. Viele Baustücke liegen umher. Die von Laborde und Texier kopierte lange Inschrift besagt, daß die Munizipalität der Stadt diesen Teil der Mauern erbaut und sie dem Kaiser Claudius geweiht habe. Augenscheinlich ist dieses Thor von Alters her als das zumeist bedrohte angesehen und deshalb um so stärker befestigt worden. Thatsächlich legten hier die Kreuzfahrer die gefährlichste Breche, zogen hier, nach der Übergabe an die Flotte, die Truppen des Kaisers Alexius ein, und gleichfalls war es das Genischehir-Thor, das sich dem Heere Sultan Orchans öffnete. Wenige hundert Schritte vor dem Thore, an der Straße nach Genischehir, liegt die Ruine der Sultan Orchan Djamissi, ihr gegenüber eine verfallene Türbe. Dort, und nicht innerhalb der Mauern, soll in der ersten Zeit der Türkenherrschaft das damals wiedererstandene Nicäa gelegen haben. 

Wir wenden uns vom Genischehir-Thor, auf der Mauer entlang gehend, dem See zu, den jene jedoch nicht erreicht, sondern mehrere hundert Meter davon zurückbleibt, um auf der Seefront einem weiten Vorsprung das Feld zu überlassen, dem bekannten Castrum der römischen Lager und Städte ähnlich. Besonders gewaltig erscheint der Eckturm zwischen der südlichen Land- und Seefront. Vom Rondengange der hohen Mauer aus gelangt man in ein oberes Gewölbe, doch ist fest anzunehmen, daß der darunter gelegene Teil in der vollen Höhe der Mauer nicht ausgefüllt sein kann, sondern andere, jetzt durch Zufall oder absichtlich geschlossene

Höhlräume enthält. Die Türken nennen den Turm Kyskuleffi, der Mädchenturm. Er ist also ein Namensvetter des uns als Leanderturm bekannten Bauwerks vor Scutari, gegenüber dem goldenen Horn. Vom Kyskuleffi Nicäa's entdeckt man jenseits der Stadt zwischen grünen Bäumen in der Ferne eine Säule, die Pyramide des Cassius Asklepiodotus, und die naive Sage behauptet, dies sei ein Nischantäsch — ein Zeichenstein — zur Erinnerung daran, daß eine Königstochter, vom Kyskuleffi aus, einen Pfeil ihres Bogens bis dorthin geschendet. Die Pyramide steht vier Kilometer nördlich der Stadt bei dem Dorfe Elbeili; die junge Dame muß also jedenfalls über ansehnliche Armmuskeln verfügt haben. Denjenigen Turm, den eine Inschrift dem Kaiser Michael weihet, und von dem Texier erzählt, fanden wir nicht.

Wieder verließen wir die Mauern und wendeten uns durch Gärten und Felder dem Eski-Seraïl¹⁾ zu, wie es heute in der Stadt genannt wird, doch hat man darin nichts anderes vor sich, als das römische Theater, von welchem Plinius dem Kaiser Trajanus berichtet. Er klagt über die Kostspieligkeit des Baues, der schon mehr als 10 Millionen Sesterzen²⁾ verschlungen habe, und über seine geringe Festigkeit, die von dem weichen Untergrunde oder der schlechten Beschaffenheit des Steins herrühre. Heute stellt sich der Bau, von ferne gesehen, als ein mäßiger Hügel dar, auf dem zwischen Buschwerk sich einzelne Mauerreste erheben. Seine Ausdehnung von

¹⁾ Altes Schloß.

²⁾ Etwa 1600 000 Mark.

Ost nach West ist etwa 120, von Süd nach Nord 60 Schritt, die Höhe 12 bis 15 Fuß. Beim Näherkommen entdeckt man auf drei Seiten, in Ost, Süd und West, gewölbte Eingänge, auf einer jeden drei, von denen jedoch der eine auf der Südseite verschüttet ist. Aus diesen äußeren tritt man in innere Gewölbe hinein, deren Querschnitt sich eigentümlicherweise nicht mit dem ihren deckt, so daß nur eine Öffnung von etwa einem Drittel der Breite der inneren Wölbungen frei ist. Diese laufen im allgemeinen nicht horizontal in den Hügel hinein, sondern senken sich mit einem Winkel von 10 bis 15° ins Erdreich hinab. Sie erinnern beim ersten Anblick an ein Kaïthané, wie es sich unter älteren Prachtbauten am Bosporus befindet. Es ist dies ein Gewölbe im Erdgeschoß, das sich sanft gegen das Meer neigt, so daß dort das Wasser eintritt und die Staatskaïts in den geschützten und bedeckten Raum zurückgezogen werden können. Ehe wir wußten, worum es sich handelte, glaubten auch wir an ein antikes Kaïthané, ein Irrtum, welchen uns Mehmet Tchausch, der biedere Saptich von Isnik, bestätigte, da er behauptete, daß die am unteren Ende durch eine rohe Mauer verschlossenen Gewölbe eigentlich bis zum See hinabführten. In den Seitenwänden zeigten die übrigens halb von Schutt und Steinen erfüllten Gewölbe kleine offene Seitenthüren, welche in andere dunkle Gänge mündeten, die der gleichen Richtung wie das Hauptgewölbe folgen, untereinander aber wieder durch Quergänge in Verbindung stehen. Die Gewölbe selbst sind aus gewaltigen Steinquadern erbaut, 12, 15, 20 Meter lang, 7 Meter breit.

Ein

zelne sehr regelmäßig behauene Werkstücke hatten 3 und 4 Meter Länge bei einem halben Meter Breite, und man staunt, wie man diese gewaltigen Blöcke gehandhabt hat. Viele tragen die Marke C A und andere ähnliche Schriftzeichen. Alle sind ohne jeden Mörtel zusammengefügt, die Arbeit ist also römischen Ursprungs, und so wurden wir denn auch bald darüber klar, daß wir uns in den Fundamentbauten des Theaters befänden, welche auf der Ost-, Süd- und Westseite lagen, während sich auf der Nordseite, wo die Eingänge fehlen, die Arena befand, zu der sie hinabführten.

Die meisten römischen Theater sind an einen Berg- hang gelehnt und erhalten dort für ihre Zuschauer- sitze die natürliche Unterlage; für das ganz in der Ebene ge- baute Theater von Nicäa mußte diese erst durch die Unterwölbungen geschaffen werden, daher auch deren zum großen Teil gegen denselben Mittelpunkt gerichtete Neigung. Gleichzeitig haben sie als Zugänge und Ausgänge der tieferen Räume gedient. Auch Texier und Laborde be- zeichnen sie als die Vomitorien des Theaters. Mensch- liche Gerippe fanden wir schon im ersten der Gewölbe, doch versicherte uns Mehmet Tchausch, daß dieselben nicht sehr „antika“ seien, dagegen befände sich ganz im Innern ein „Syndan“ — ein Ort, aus dem, wer einmal ein- getreten, nie wiedergekehrt sei — und dort gäbe es Ge- beine von Menschen, welche Zähne so lang wie seine Finger besessen hätten. Ein so beneidenswertes Gebiß reizte unsere Neugier, und ein jüngeres Mitglied der Gesellschaft machte sich sofort an die Untersuchung. Eines

Gewölbe der Südseite hat die kleine innere Thür

nicht wie die anderen zur Seite, sondern am Ende in der unteren Stirnmauer. Diese, die man des Gerölls halber nur kriechend passieren kann, führt in einen schmalen, etwa drei Meter langen Gang, der in einer runden dunklen Grube endet, die etwa zweieinhalb Meter hoch ist und anderthalb Meter im Halbmesser hat. Bei Lampenlicht bemerkt man nun bald, daß die Seitenwände der Grube ganz und gar aus Gebeinen bestehen. Auch die fingerlangen Zähne waren thatsächlich vorhanden, gehörten aber nicht unseren räthenhaften Vorfahren, sondern wilden Tieren an, welche ihr Leben in der Arena gelassen haben mögen. Auch in den menschlichen Gebeinen dürfen wir wohl die der gefallenen Kämpfer und anderer Opfer römischer Schaulust vermuten, deren Leichen hier sogleich nach dem Kampfspiel geborgen wurden. Vom Oberbau des Theaters stehen nur einige Mauerreste auf der Ostseite — Eingangsthore in die oberen Galerien. An Knochenresten ist Nicäa überhaupt reich. Hinter der Seefront, da, wo das alte Thor lag und jetzt die breite Ventilationsbresche hergestellt worden ist, steigt das Erdreich wie ein mehrere Meter hoher Schutthaufe gegen die Mauer an; und auch dort läßt der jetzt noch frische Durchstich, den die Einwohner hergestellt haben, stattliche Schichten von Gebeinen sehen. Meist glaubten wir darin Hammelknochen zu erkennen, die wohl aus dem in der Nähe gelegenen Lager herkommen mögen, da die heutige Stadt zu weit entfernt ist, um diesen Platz zu Ablagerungen zu benützen. Wunderbar bleibt, daß man diese Reste seiner Zeit innerhalb der Mauer findet hat.

Die Besichtigung des Th

es f

reits eine mehrstündige, ziemlich anstrengende Wanderung ab, und so kehrten wir denn zur Mittagssrast in den Han des Anasthase Kademlioghlu zurück. Unterwegs besuchten wir noch die Mehmet Tchelebi DjameSSI, deren Porticus zwei sehenswerte Säulen aus vert antique enthält. Daneben liegt das Imaret, wie fast bei allen Moscheen der Stadt, eine aus frommen Stiftungen unterhaltene Volksküche. Eben war, trotz des Fastenmonats Ramasan, halb Isnik dabei, dampfende Schüsseln mit Suppe und dem türkischen Lieblingsgericht Serde Pilaw, einem süßen Reisgericht, davonzutragen. Der größte Teil der Einwohner scheint sich auf die Imarets zu verlassen und es im übrigen zu machen wie die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel. So geht es auf dem ganzen Erdball her: wo die frommen Stiftungen liegen, da finden sich die Armen schnell dazu. Im Hofe auf der Südseite ist ein antikes Baustück, ein Kreuz mit einem Globus, eingemauert. Dem Eingang zur Moschee gegenüber spendet eine Tschechme aus zwei Röhren spiegelklares Wasser; davor am Rande des Beckens trägt eine der Marmorplatten eine griechische Inschrift, die wohl noch unbekannt, aber auch leider nur zum Teil zu lesen ist, da die Platte horizontal, die Buchstaben nach oben, ins Mauerwerk eingefügt wurde.

Die kurze Mittagspause belehrte uns darüber, daß die Isniker ein ganz betriebsames Völkchen sind, wo sie leichten Verdienst wittern; denn alsbald füllte sich die Veranda unseres Hauses mit Leuten, die uns Münzen, Fahengestücke, alte Glasware, geschnitzte Perlmuttermuscheln und allerlei zum großen Teile wertlosen Kram anboten.

Ich hatte an der Stadtmauer eine kleine Schildkröte auf ihrer Morgenpromenade angehalten und in die Tasche geschoben, um den Meinen ein lebendes Andenken aus Nicäa mitzubringen. Dies beobachteten und die Nachricht in Kurs setzen, die wunderlichen Franken, die in der Stadt umherstreiften, sammelten Schildkröten, war bald gethan; und schon kletterte ein Mann die Verandastreppe herauf und schüttelte den Inhalt eines schweren Sackes rasselnd auf die Planken aus — ein Scheffel Schildkröten, die uns ausnahmsweise zu den billigsten Preisen angeboten wurden.

Der erste Nachmittagsbesuch galt der griechischen Kirche, die uns alle überraschen sollte. Aber schon auf dem Wege dahin fand sich manches zu verzeichnen. Zwei Steine mit griechischen Inschriften entdeckten wir in den Mauern. Das einst von „Doktor“ Fabiani bewohnte Haus, jetzt dem Geiweli Sawa¹⁾ gehörig, kurz ehe man vom Han an die Kirche kommt, zur Linken gelegen, wies mehrere Relieffstücke auf, einen Amor mit Früchten, der eine Banderolle schwingt, daneben den Kopf einer Priesterin, deren in aufrechtstehenden Zöpfen geordnetes Haar durch eine Binde gehalten wird. Gegenüber auf der anderen Thürseite war ein Stelenstück, ganz demjenigen am Aquädukte des Justinian gleich, zu sehen, ein Frauenkopf in einer Nische zwischen zwei Pilastern, deren Kapitäle sich noch erkennen ließen. Links oben erblickte man das Bild eines liegenden Mannes, das Stück einer stèle funéraire.

¹⁾ Sawa aus Geiwe.

Die beiden interessanten Stücke waren, als ich Nicäa am 5. Mai 1892 zum zweitenmale besuchte, schon verschwunden. „Tschaldilar“ — „sie haben sie gestohlen,“ sagte unser Saptieh; doch mag wohl die Kauflust eines Reisenden die Ursache des Verlustes gewesen sein.

Griechische Inschriften sind in der Nähe noch mehrfach auf alten Werkstücken in modernen Mauern zu finden. Das der Kirche gegenüberliegende Gebäude hat zur Rechten seiner Thüre ein Medusenhaupt in der Mauer aufzuweisen. Zu deren Linken entdeckten wir ganz zufällig den schönen Torso eines Flußgottes guter römischer Arbeit, der, mit dem linken Arme auf einer Urne ruhend, in der Rechten ein Füllhorn trug. Kopf und Beine fehlten. In guter Kameradschaft mit einem großen Feldstein trug er eine schwere Planke, die dem Hausherrn zur Bank diente. Aber ein besseres Loos ist ihm bestimmt. Das Eingangsthor in der die Kirche umgebenden Mauer soll demnächst umgebaut und verschönert werden und dort auch der Flußgott-Torso als Schmuckstück seinen Platz erhalten. Ein künftiger Reisender wird ihn hoffentlich schon im neuen Amte antreffen. So fügt ein erster wiedererwachender Schimmer von Kunstsinne der Bevölkerung die letzten Reste der alten Herrlichkeit launisch und systemlos in seine rohen Bauten ein, sie in dieser Art wenigstens der Nachwelt bewahrend. Der Hausherr forderte uns übrigens zum Eintritt auf, mit der Versicherung, daß er im Innern noch etwas zu zeigen habe. Er führte uns dort im Treppenslur zu zwei gewaltigen Amphoren, riesigen Steinkrügen, welche den heute noch in der Türkei als Wasserbehälter üblichen „Kübs“ gleichen.

mittags verlassenen Seefront zu, doch besuchten wir im Vorübergehen noch die Aja Sofia von Nicäa, ursprünglich die dem 8. Jahrhundert angehörende Hauptkirche Nicäa's, später die größte der Moscheen der Stadt, zu der sie Sultan Orchan umwandeln ließ. Die Kuppeln sind eingestürzt und nur die Ringmauern stehen noch aufrecht. Die Nischen zur Seite zeigen die byzantinische Form der Wölbung mit Stalaktiten im Innern, die einst eine Bekleidung von Fayence besaßen, deren Spuren noch sichtbar sind. In einer zur Seite gelegenen Kapelle, zur Rechten des Altarraumes, erkennt man unter der Kuppel die Spuren von Freskomalerei, einen Heiligen darstellend. In diese Kirche verlegt Texier das zweite Konzil.

Das Seethor ist verschwunden. Nur Marmorblöcke, einer davon mit Arabesken versehen, zeigen noch deutlich die Stelle, an der es stand. Ein Stein, der eine Inschrift trug, ist leider bei der neuerlichen Erweiterung der Bresche umgestürzt worden und jene nicht mehr zu lesen. Doch brachte uns Joachimo Fabiani, der Sohn des Doktors, am Abend die Kopie einer Inschrift, die in der Nähe im Gebüsch verborgen ist, und die noch kein Europäer gesehen haben soll. Über den Ries hinweg schreiten wir nun zum See. Es will uns scheinen, als träten wir dort auf einen glattgetäfelten, sanft zum Wasser sich neigenden Quai aus Cement. Mehmet Tchausch, der mein Staunen darüber wahrnahm, erläuterte: „göl japar“, „der See machts“. Thatsächlich hatten wir den merkwürdigen Pudding, eine Art natürlichen Cements, vor uns, der sich aus dem groben Seekie durch die Niederschläge des Wassers v

ringsum vorfinden soll. Vor uns lag die weite blaue von einer leichten Brise aus Westen bewegte Fläche des Iznik-Göl, der alten Askania Vinne, ein schön geformtes Becken, von blauen Bergen umrahmt, Seine Ufer sind die Zeugen großer geschichtlicher Ereignisse gewesen, die auch unser Vaterland berühren, und dennoch ist ihre wahre Gestalt der geographischen Wissenschaft selbst heute noch nicht hinreichend bekannt. Die genaueste Mitteilung darüber enthält wohl Dr. Eichorius' Itinerar, welches von Kiepert in seiner neuesten Karte schon hat benutzt werden können. Ich war entschlossen gewesen, das ganze Becken zu durchforschen und in dieser Absicht gerade nach Iznik gereist; und auch diesmal wieder wurde meine Absicht, wie oft bei ähnlichen Gelegenheiten, vereitelt, da mich dienstliche Verpflichtungen schon am folgenden Tage nach der Hauptstadt zurückriefen. „Inschallah jakinda“, „will's Gott demnächst“, tröstet sich der Türke in solchem Falle, und wer längere Zeit im Orient gelebt hat, macht es wie er. Von Interesse wäre es zumal, genau dem Wege zwischen Meer und See zu folgen, den die Schiffe der Byzantiner zurückgelegt haben, um unter den Mauern Nicäa's zu erscheinen.

Am Seethore hat man nahe zur Linken einen alten Hafen. Genau erkennt man die Reste des einst dort in den See ragenden Molos. Eine ähnliche Anlage befindet sich an der Stelle, wo die Mauer das Ufer wieder verläßt, um sich gegen das Thor von Stambul zu wenden. Doch erst tritt sie ganz dicht an das Wasser, während bis zu jenem Punkte hin ein etwa 100 Schritt breiter Strand zwischen beiden liegt. Architrave von Marmor

und ähnliche Baustücke liegen am Strande im Kies. Vom Seeufer aus wendet sich dann die Mauer in nordöstlicher Richtung scharf gegen das Thor von Stambul. Sie ist in diesem Teile besonders schön und hoch, vielfach ganz aus Marmorblöcken erbaut. 50 Meter von der Stelle entfernt, wo sie den See verläßt, liegt eine Poterne, doch scheint sie erst in neuerer Zeit vollkommen durchbrochen zu sein, während früher nur ein Auslugeturm vorhanden war. Eine zweite ähnliche Poterne trifft man abermals 50 Meter weiter an. Dann folgen zwei große Türme, ganz aus Marmorblöcken errichtet. Der zweite trägt in ziemlicher Höhe eine lange griechische Inschrift, die, durch ihre Lage geschützt, noch vollkommen erhalten und leserlich ist. Etwa 100 Meter hinter den Mauern liegt hier eine Erhebung, die eine alte Baustelle andeutet, und man ist geneigt, an diesen Platz das ehemalige Kaiserschloß, das „Sultanikon“, welches Anna Comnena schildert, zu verlegen und nicht an das Thor von Genischehir, wo Tegier es sucht. Dort ist keinerlei Spur, oder ein Anhalt in besonders reicher Ausführung der Mauern zu entdecken, wie hier.

Das Stambulthor selbst ist von allen älteren Reisenden beschrieben worden. Es ist in seiner Anlage ganz dem von Veste gleich. Zu Seiten des äußeren Thorbogens ist links ein großes Sarkophagstück eingelassen; zur Rechten sieht man zwei antike Reliefs, davon eines ganz den Stelenteilen gleich, die wir in der Wasserleitung des Justinian, sowie im Hause des Geiveli Sarwa fanden. Sie scheinen demselben Bauwerk zu gehören und von einander getrennt verwendet zu sein. Am

innersten Thore sieht man, das Gesicht gegen die Stadt gekehrt, oben links eine große Theatermaske; daneben ist die Mauer zusammengebrochen. Ein Baum drängt sich durch die Spalten, als habe er die gewaltigen Blöcke gesprengt. Einer derselben, horizontal liegend, in mehrere Stücke geborsten, enthält eine lange Inschrift in großen Lettern, die schon kopiert sein soll. Daneben fällt ein riesiges Medusenhaupt auf, aus einem ungeheuren Marmorblocke gemeißelt, ein fesselndes Stück.

Der Abend begann sich auf die Landschaft herniederzusetzen, und da wir noch den Obelisken des Cassius Asklepiodotus, den Beschtaşch oder Mischantaşch der Türken, zu besuchen wünschten, so verließen wir zu Pferde die Stadt, um unter herrlichen Bäumen und durch üppige Gärten auf Fußpfaden dorthin zu reiten. Auch Texier sagt: „la végétation est magnifique dans cette région comme dans tous les environs de Nicée.“ Der Beschtaşch steht, wie schon erwähnt, etwa vier Kilometer nördlich von İznik, ganz einsam auf freiem Felde, westlich der von den beiden Dörfern Elbeili und Ömerkoï gebildeten Linie. Wer sicher gehen will, mag von İznik aus dem Fuße der Berge folgen, bis er in die Nähe von Elbeili kommt. Dann erblickt er den Obelisken zur Linken. Wer ein gutes Auge besitzt, um ihn zwischen dem dichten Laub in der Ferne von Zeit zu Zeit hervorstulzen zu sehen, oder von einem Führer begleitet ist, der wird besser den Gartenwegen folgen. Diese, zum Teil über rieselnde Wasser hinweg, meist im Schatten entlangführend, sind bei weitem angenehmer. Das Denkmal selbst ist ein eigentümliches Bauwerk. Auf einem 3 Meter

hohen, 2 Meter 60 Centimeter breiten vierkantigen Sockel steht ein dreieckiger Obelisk, aus fünf großen Steinblöcken gebildet.¹⁾ Eine der Dreieckseiten stimmt genau mit der nach Westen gewendeten Fläche des Sockels überein. Auf dieser Seite trägt der Obelisk eine Inschrift, die ihn dem Cassius Asklepiodotus widmet, einem Freunde des römischen Poeten Valerius Soranus, der zur Zeit des Cicero und des Cäsar lebte. Wunderbar erscheint der Standort mitten im flachen freien Felde, das jetzt beackert wird. Kein Mauerrest, nicht einmal umherliegende Blöcke deuten darauf hin, daß hier eine Stadt, eine römische Villa oder Ähnliches stand. Die alte Straße nach Nikomedia kann vorübergeführt und sich an dieser Stelle von ihr der Weg nach Helenopolis getrennt haben; doch findet man auch davon keinerlei Spuren mehr vor.

Unfern des Beschtasch, am Bergfuße südlich Elbeili und etwa eine halbe Stunde nördlich Isnik, liegt ein Ort, den die Landleute der Gegend den Verberbüfiany — den Barbierladen — nennen, und da wir gleichzeitig von einem unserer Reisegefährten über dort vorhandene Amphitheater gehört hatten, so suchten wir auf dem Rückwege die uns bezeichnete Stelle auf. Von Isnik aus kann man sie leicht finden, wenn man zum Stambulthore hinausreitet und dem Wege zwischen den Gärten der Ebene und dem Bergfuße beharrlich folgt, bis ein niedriger Vorsprung aus dem Abhang hervortritt und den Weg fast versperrt. Schnell entdeckten wir dort an

¹⁾ „Besch“ gleich „fünf“, wodurch
des Denkmals „Beschtasch“ erklärt.

zwei Stellen steinerne Stufen im Grase, die, halb verfallen, aber doch als Menschenwerk kenntlich, jenen Vorsprung hinanföhren. Nördlich von Lesté im Saccaria-thale findet man ganz dieselbe Bildung in der genau gleichen Lage und darüber zerstörte Römergräber.¹⁾ Auch hier hat man kein Amphitheater, wohl aber auf der oberen Fläche des Bergvorsprungs ein großes viereckiges, in den Stein gehauenes Römergrab vor sich, 8 Meter 50 Centimeter lang, 6 Meter 50 Centimeter breit, etwas über Manneshöhe tief. Die Decke, welche es einst verschloß, ist längst vollkommen verschwunden. Sicherlich werden ähnliche Gräber in der Nähe mehrfach zu finden sein; die Terrasse hat einige hundert Schritt Breite und Tiefe. Die hereinbrechende Nacht verhinderte uns indes am Suchen. Auf der südlich, d. h. gegen Isnik, am Fuße des Vorsprungs gelegenen freien Ebene, die sich hier zwischen Berg und Wald ausdehnt, gewahrten wir im Zwielichte, zur Stadt zurückkehrend, eine größere Zahl ganz gleichmäßiger Einsenkungen. Steintrümmer und Marmorstücke lagen umher und reizten unsere Neugier. Wir waren auch bald im Klaren darüber, daß es sich um andere eingestürzte Gräber handelte. Habsucht oder Neugier scheinen sie fast sämtlich geöffnet zu haben. Wir glaubten anfangs, daß hier die Nekropole des alten Isnik gelegen hat, welche Texier vergeblich suchte. Allein bald mußten wir uns sagen, daß dafür die Entfernung von der Stadt eine zu große sei. Auch entdeckten wir in den steinernen Unterlagen der höher gelegenen Bauten vier-

¹⁾ Siehe: „Ein Spazierritt nach Angora“ S. 122.

Tscheschmessi.¹⁾ Dann verengert sich das Thal, wie es fast regelmäßig im Unterlaufe der von den Paßhöhen herabsteigenden Schluchten der Fall ist, und nach zehn Minuten führt der Weg am Rande einer tiefen Felspalte dahin. Überraschend öffnet sich diese in einem großartigen Felsthore zwischen zwei hohen schroffen Klippen, dem Arabutschdukaja.²⁾ Vor uns liegt unerwartet ein herrliches Panorama.

Einstimmig priesen wir den Zufall, der uns diesen Weg wählen ließ, denn niemand hatte uns von dem Vorhandensein der schönen Aussicht gesprochen. Die Nachrichten über die Wege erhält man hier zu Lande von Kathrdjis oder den Saptiehs, die wohl von Kaffeehäusern und schattigen Quellen zu berichten wissen, aber keine Ahnung davon haben, daß die lästigen Berge auch „schön“ sein können. Zur Linken in der Tiefe zieht der Saccaria hin zwischen dem imposanten Regel des Dghlanlykaja und dem Bagdjehissar Baïr hindurch, bei Lesté vorüber; vor uns liegt im Vordergrunde ein Dorf Düsmedje, zwischen Feldern und Baumgruppen, und dahinter das tiefe Thal des Gallus, von zackigen Ketten und Berghäuptern begleitet. In kühnen Windungen schlängelt sich der Fluß dem Saccaria zu. Darüber erhebt der Olymp sein blendend weißes schneebedecktes Haupt. Zur Rechten schließen Wald und andere Berge das Bild. Eine halbe Stunde steigen wir ziemlich schroff zum Thale hinab, in dem wir von neuem auf Spuren einer Römer-

¹⁾ Derbend-Quelle.

²⁾ Der Fels, von dem

straße stoßen. Diese geleiten uns zur Brücke des Gallus, auf welcher auch die im Saccariathale entlangführende moderne Straße jenen Fluß überschreitet. Noch stehen die römischen Fundamente von hartem Sandstein, während die Türken für den von ihnen darauf gegründeten Oberbau einen leichter zu bearbeitenden, weicheeren gewählt haben. Auf fünf Bogen, 100 Schritte lang, wenige Schritte breit, überspannt die Brücke das Wasser, ein Inselchen mit großen Bäumen als Ruhepunkt in der Mitte benutzend. Eigentümlich ist, daß der Oberbau nicht genau dieselbe Linie einhält, wie das Fundament, sondern ein wenig schräg auf dasselbe gestellt ist. Vergeblich waren unsere Forschungen nach Reliefs oder Inschriften, welche die alte Brücke unzweifelhaft getragen hat, die aber bei dem modernen Neubau verschwunden sind. Unmittelbar hinter der Brücke liegt zur Linken ein Derbend, wie immer Wacht- und Kaffeehaus vereinigend, wo wir kurze Rast hielten, um dann im flotten Trabe um die nächsten Berge herum, durch das am Hange gelegene Städtchen hindurch, dem Bahnhof Lefke zuzueilen, wo der Extrazug unser schon harrete.

In wenig mehr als drei Stunden hatten wir unsern Weg von Isnik her zurückgelegt; für einen Reiter ist er ohne Schwierigkeit, wenn auch nicht so bequem wie der von Mekedjé, und jedem künftigen Besucher von Isnik kann nur geraten werden, es zu machen wie wir. Auf dem steilen Abstieg zum Gallus waren uns selbst ein paar Ochsenwagen begegnet, die schläfrig knarrend im Schneeschritt eine ziemlich schwere Last hinauffschleppten.

Bir sprachen die daneben herschleichenden Führer an:

„Kommt ihr denn mit den Wagen über die Berge hinüber?“ — „Wir müssen es ja.“ — „Der Abstieg ist aber doch steil?“ — „Was sollen wir thun? Gott hat ihn so geschaffen.“ — Wir möchten aber trotzdem allen europäischen Reisenden davon abraten, den Weg für „fahrbar“ zu halten. Dies ist er nur für türkische Mu-
hadjirs mit ihren Ochsenkarren.

Gern würde ich den Spuren der frommen Wall-
fahrer über Lesté hinaus gefolgt sein. Nicht nur im
ersten, sondern auch im zweiten Kreuzzuge zogen sie von
Nicäa aus durch diese Gegenden, im allgemeinen der
Richtung folgend, welche die anatolische Bahn genommen
hat — ein Beweis, daß hier die Natur selbst die Wege
vorzeichnet. Mancherlei Rätsel sind auf diesen merkwür-
digen Gefilden noch zu lösen und Fragen zu beantworten,
welche wir einstweilen nur andeuten können. —

Als am 19. oder 20. Juni 1097 Nicäa gefallen
war, folgten zunächst die Verhandlungen zwischen den
Kreuzzugsfürsten und dem Kaiser Alexius, sowie die Ent-
schädigung des Heeres durch diesen, der ihm einen Ersatz
für die verhinderte Plünderung der Stadt schuldete.
Hierauf beriet man über den Weitermarsch, und die Ge-
schichtsschreiber geben übereinstimmend den 27. Juni als
Tag des Abrückens von Nicäa an ¹⁾ Heinrich v. Sybel
berichtet dann, daß das Heer an diesem Tage nur einen

¹⁾ Heinrich v. Sybel: „Geschichte des
Bernhard Kugler: „Geschichte der Kre-
Geschichte in Einzeldarstellungen“ fi
sonders zu Rate gezogen haben.

„es“ und
einer
in

kleinen Marsch von sechs Stunden bis zum Gallus gemacht habe. Dort sei es am folgenden Tage stehen geblieben, am 29. Juni früh dagegen auf einer einzigen Brücke über den Gallus gegangen. „Die Marschordnung war aber nicht die genaueste. Unbekanntschaft mit dem vorliegenden Lande, zugleich auch die Dunkelheit der Nacht mochten einen Irrtum befördern, genug, die Abteilungen des Heeres verloren sich aus dem Gesicht.“ Das Gepäck fand sich mit den Truppen untermischt; am Ende war man um zwei deutsche Meilen auseinander geraten. Trotz allem sollen aber die Kreuzfahrer doch, den 29. und 30. hindurch auf gebirgigen Wegen weiter marschierend, am Abend des zweiten Marschtages schon bei Doryläum Halt gemacht haben. Der Normanne Tantred, mit der selbstständigen Reiterei zur Aufklärung vorausgehend, hatte die Anwesenheit des Feindes gemeldet. Am nächsten Morgen wurde der Marsch bei Sonnenaufgang fortgesetzt und zwei Stunden danach begann die Entscheidungsschlacht von Doryläum.

Rugler faßt seine Darstellung kurz dahin zusammen, daß er das Heer am 27. Juni von Nicäa aufbrechen und, nach ein paar starken Tagereisen durch gebirgige Gegenden, am 1. Juli in der Ebene von Doryläum auf Sultan Kilidsch Arslan mit seinen 150 000 Reitern stoßen läßt. Die Schlacht fand statt; das Seldschukenheer wurde gesprengt. Die Stärke der Streiter des Kreuzheeres wird ohne den Troß, der jedoch in der Schlacht anwesend und hinter dem Heere auf einem Hügel zweifelhafte Sicherheit gebracht worden war, von beiden Schriftschreibern auf 300 000 Mann angegeben. —

Bis zum Gallus ist der Verlauf des Marsches klar. Dorthin führen noch heute von Nicäa aus die Spuren der Römerstraße, die damals gewiß benutzt worden ist; eine andere ist kaum möglich, da der enge Paß am Arbutschdu-Kaja eben nur Raum für den einen einzigen Pfad läßt. Die Paßhöhe liegt mehr als 1000 Fuß über dem Gallusthal, noch etwas höher über Nicäa. Hinauf und hinab mußte das Kreuzheer steigen, und der Marsch kann nach unsern heutigen Begriffen nicht klein genannt werden. Daß das Heer am 28. Juni stehen blieb, ist begreiflich. Wenn die Kreuzfahrer auch nur halb so stark gewesen wären, wie die Geschichte erzählt, so hätte diese Truppenmasse, auf einer einzigen schmalen Straße heranrückend, nimmermehr an einem Tage im Lager vereinigt werden können. Schon etwa 50 000 Mann hätten die Straße zwischen Nicäa und dem Gallus, dem heutigen Göf-Su,¹⁾ vollkommen bedeckt und alles übrige würde noch ruhig im Lager von Nicäa haben stehen bleiben müssen, als die Spitze schon am Flusse eintraf.

Nummehr beginnen die Unwahrscheinlichkeiten. Ein Heer von 300 000 Mann, noch dazu mit Reitern und Gepäck untermischt, kann unmöglich in den Morgenstunden des nächsten Tages über eine einzige Brücke gegangen sein, wie behauptet wird. Denkt man, was sich jedoch niemals verwirklicht, die ganze Masse ohne jeden Zwischenraum und mit der Regelmäßigkeit einer Uhr nach vorwärts ablaufend, so kommen nur etwa 12 000 Mann in der Stunde in schmaler Marschkolonne be-

¹⁾ Himmelswasser.

stimmten Punkte vorüber, also auch nur über eine Brücke. Daß deren mehrere bestanden hätten, ist durch die Natur der Gegend ausgeschlossen. Man sieht den denkwürdigen Ort auch von der Bahn aus, nämlich da, wo man, von Mesedje her am Saccaria entlangfahrend, kurz vor der Station Leské das enge, tief eingeschnittene Felsthal verlassend, in den freieren Kessel bei dem Dorfe Selbitioj eintritt. Dort mündet auf der gegenüberliegenden, westlichen Seite der Gök-Su — der alte Gallus — in den Saccaria, und dicht an seiner Mündung liegt die Brücke. An den römischen Unterbauten, welche nach dem Vorbild der nur wenige Fuß breiten Römerstraße ebenso schmal sind, wie die moderne Brücke, kann man erkennen, daß auch damals den Kreuzfahrern keine breitere Passage zu Gebote stand.

Wären selbst mehrere Übergänge vorhanden gewesen, so hätte die Marschkolonne doch unmittelbar dahinter sich auf eine schmale Straße zusammenschieben müssen, welche allein zwischen der Bergwand und dem reißenden Saccaria frei bleibt; der Hergang würde im großen derselbe geblieben sein. Wenn nun 12 000 Mann in der Stunde den Fluß überschreiten, so könnten 300 000 in 25 Stunden hinüberkommen, wenn die ganze Masse, Glied auf Glied dicht gedrängt, ohne jede Stockung in ununterbrochener Bewegung geblieben wäre. Die Letzten würden also erst am 30. Juni bei Sonnenaufgang die Brücke passiert haben, — und am Abend desselben Tages sollen sie schon bei dem erheblich über hundert Kilometer entfernten Doryläum gelagert haben.

Das Doryläum des Altertums ist heutzutage bestimmt

erkannt in den Ruinen von Scharüjüf nahe nördlich von Esfischr.¹⁾ Dorthin kann es auch damals nur zwei Wege gegeben haben, den über Bozüjüf und den über Sögiüd. Dem ersten folgt die Eisenbahn, und diese mißt von der Stelle gegenüber der Gallusbrücke bis Doryläum 125 Kilometer. Der andere ist der etwas nähere, aber beschwerlichere über Sögiüd, etwa 110 Kilometer, ein Maß, das ganz mit der Angabe Leakes übereinstimmt, auf welche sich Sybel bezieht, nämlich 22 Stunden; denn die Reifestunde im Orient ist, wie bekannt, genau fünf Kilometer. Nun führt, wie wir gesehen, der Geschichtsschreiber ausdrücklich an, daß beim Gallusübergange Unordnung geherrscht habe. Daran, daß dieser an einem Tage bewerkstelligt worden, ist also keinesfalls zu denken. Die nähere Straße über Sögiüd überschreitet zweimal ein Bergland von 1500—1800 Fuß Erhebung, und dazwischen das tief eingeschnittene Thal des Karassu. Auch das bestmarschierende Heer kann sie nicht in zwei Tagen zurücklegen. Die Erzählung leidet also mehrfach an Unmöglichkeiten.

Der Heereszug teilte sich in zwei Kolonnen. Die Normannen sollen eine mehr südliche Straße eingeschlagen haben. Thatsächlich führen beide Straßen gegen Süden, jene können nur auf der westlichen gezogen sein, der heute die Bahn folgt. Sie waren es, die zuerst auf den Feind stießen. Das soll geschehen sein, als man die Berge verlassen und die Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli auf

¹⁾ Durch Dr. Alfred Körte. Siehe o. des ersten Kreuzzuges S. 351.

ebenem, hier und da sumpfigem, mit Schilf und Rohr bewachsenem Boden gelagert hatte. Dies führt, wenn man der Bahnrichtung folgt, auf die Gegend von Bozüyük oder İnönü. Bis zu diesem letzten Orte hat man vom Gallus aus längs des Schienenweges 90 Kilometer zu durchmessen; das würde schon für den 29. und 30. Juni, namentlich, da man zuvor den Flußübergang auszuführen hatte, eine ganz erstaunliche Marschleistung ergeben; selbst der Landweg in der gleichen Richtung neben der Bahn, deren Serpentinaen abschneidend, mißt an 75—80 Kilometer.

Höchstens bis İnönü, wahrscheinlich sogar nur bis Bozüyük, wird man gekommen sein, und das ist noch immer an 35 beziehungsweise über 50 Kilometer vor Doryläum-Eskischehr. Die Charakteristik der Gegend paßt auf beide Orte; denn bei İnönü zieht sich der träge Sarysu am Fuß steiler Berge durch die Ebene und versumpft das Land; bei Bozüyük spielt der Quellbach des Karassu eine ähnliche Rolle. In der Schilderung der Schlacht wird ein Bach erwähnt, den die großen türkischen Reitermassen, den Kreuzfahrern zuvorkommend, schnell überschritten, um sich auf diese zu stürzen. Bei Eskischehr-Doryläum aber zieht schon der Pursak vorüber und gestattet derartige Manöver nicht. Selbst der untere Sarysu, der allenfalls in Frage kommen könnte, hätte erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Während der Schlacht kam die andere Kolonne zur Hilfe heran; sie soll, wie erwähnt, zwei deutsche Meilen weit entfernt gewesen sein. Das würde etwa übereinstimmen mit der Entfernung vom Wege Biledjik-Söğüt-Eskischehr quer hinüber nach Bozüyük oder nach İnönü. In der Luftlinie beträgt

Volkess hießen, wie uns bekannt, die Ruinen von Karadjaschehir, auf steiler Höhe am Bursak, zehn Kilometer oberhalb von Eskischehr gelegen, noch vor ganz kurzer Zeit Doryla.¹⁾

Sicher erscheint auch, daß die Heere der Kreuzfahrer zwar von stattlicher Zahl, aber nimmermehr so stark gewesen sein können, als die Überlieferung angiebt. 300 000 Mann mit zahlreichem Troß können, wie wir schon gesehen, unmöglich an einem einzigen Morgen, nicht einmal an einem Tage, über eine schmale Brücke gehen, aber sich auch nicht an einem Tage zum Lagern oder zur Schlacht auf demselben Felde vereinigen, wenn sie vorher in der Marschkolonne waren.

So bietet der jetzt eröffnete Landstrich des vorderen Anatolien auch der wissenschaftlichen Forschung des Mittelalters ein ergiebiges Feld. Es würde der Mühe lohnen, zur Aufhellung der dunklen Stellen in der Geschichte der beiden ersten Kreuzzüge einen tüchtigen Gelehrten, der jedoch nicht ganz ohne militärisch-technische Kenntnisse sein darf, zu entsenden, um die Stätten der beiden großen Entscheidungsschlachten, in denen so viel deutsches Blut floß, endgiltig festzustellen und die Ereignisse zu erklären, deren Erzählung sich daran knüpft.

¹⁾ Siehe S. 179.





Empfehlenswerte Werke

aus dem Verlage

von

Schall & Grund

Verein der Bücherfreunde

Berlin W. 62





Verein der Bücherfreunde

Vorstand

Martin Greif Hermann Heiberg
Otto von Leixner
Alexander Baron von Roberts
Ernst von Sollogon



Geschäftsleitung

Schall & Grund
Verlagsbuchhandlung
Berlin W. 62
Kurfürstenstraße 128

Gute Bücher sind die besten Freunde

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde“ bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, litterarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur — nicht Übersehungungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Selbstbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich wissenschaftlicher Litteratur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Änderungen hierin behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 5 **Mk. 75 Pf.** (= 2 fl. 32 kr. oder 5 fr.) für die geheftete Ausgabe — vorausbezahlen — und auf 4 **Mk. 50 Pf.** (= 2 fl. 29 kr. oder 6 fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr. Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen“.

Der bisher erschienenen Jahrgänge der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde ist noch zum Preise von **Mk. 15.—** geheftet — **18.—** gebunden zu haben. — Genauer Verzeichniss umstehend.

Inhalt des sechsten Jahrgangs Oktob. 1896 bis Oktob. 1897

Anton Freiherr von Perfall: Die Krone. Romantische Erzählung. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

C. Freiherr von der Goltz-Pascha, Kgl. Preuß. Generallieutenant, Osman. Marschall a. D.: Anatolische Ausflüge. Reisebilder. Mit 37 Bildern und 18 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. Feidel, Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft: Goldene Worte der Hohenzollern. Mit 20 Portraits in Holzschnitt.

A. von Boguslawski, Generallieutenant z. D.: Novellen.

Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach): Die Glückskinder. Roman.

F. Freiherr von Dinklage-Campe, Generallieutenant z. D.: Erinnerungen eines Veteranen.

Arthur Achleitner: Schwarzwald-Novellen.

Dem Schwarzwaldbuche Achleitners ist an den Höfen zu Stuttgart und Karlsruhe regües Interesse entgegengebracht und die Wahl der Novellenstoffe dortselbst als eine sehr glückliche bezeichnet worden.

Professor Em. Schmidt: Ceylon, Land und Leute. Mit reichem Bildersmuck.



Mehmed Ugha aus Escherfesli

Aus: Freih. v. d. Goltz-Pascha, Anatolische

Reisebilder

Erster Jahrgang 1891/92

- Todsünden.** Roman von Hermann Heiberg. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Aus Mitleid und andere Novellen von Alexander Baron von Roberts
geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Seelenanalysen. Novellen von Max Nordau. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen
Lebensforschung von Dr. Theodor Jaensch. geh. Mk. 3.75; geb. Mk. 4.50.
Carriere. Roman von Olga Wohlbrück. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Fliegender Sommer. Geschichten von Ludwig Ganghofer. geh. Mk. 5.50;
geb. Mk. 6.25.
Zwei reiche Frauen. Roman von M. von Eschen. geh. Mk. 3.—;
geb. Mk. 3.75.
Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von Johannes
Biegler. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Zweiter Jahrgang 1892/93

- Das Leben auf der Walze.** Roman von Wolfgang Hirdybadj. Mit
10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier v. Georg Koch. geh. Mk. 5.—;
geb. Mk. 5.75.
Töte sie! Roman von Balduin Groller. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der
Entwicklungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. H. Haas.
I. Teil. Mit 55 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Pfarrer Streccius. Roman von E. Eschricht. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Der Telamone. Roman von Fedor von Bobeltik. Mit 77 Textzeich-
nungen von Friedrich Stahl. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.
Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. geh.
Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Das Sternenzelt, von Prof. Dr. Carl Titus. Mit 70 Abbildungen im
Text und drei doppelseitigen Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von Hermann Heiberg und Konrad
Telmann: Das Schicksal auf Moorheide — Ruggiero, der Brigant.
geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Dritter Jahrgang 1893/94

- Hančička, das Chodenmädchen.** Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen
Waldgebirge. Von Maximilian Schmidt. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von Wilhelm Jensen (Ultiflorenti-
nische Tage), Heinrich Heidel (Die silberne Verlobung), Julius Stinde
(Martinsbogen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). geh. Mk. 3.—;
geb. Mk. 3.75.
Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus
dem 15. u. 16. Jahrhundert. Von Johannes Renatus. geh. Mk. 4.—;
geb. Mk. 4.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwick-
lungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. H. Haas. Zweiter, in
sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Mit Beiträgen von Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Ruß, Max Dreger, Franz Ewers, Casar Flaischlen, Hanns von Gumpenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Hendell, Peter Hille, Maria Janitschek, Deller von Kiliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlot Gottfrid Reuling, Paul Scheerbar, Johannes Schaf, Hans Schliepmann, Heinz Covote; herausgegeben von Dr. Casar Flaischlen. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

Die Geisterseher. Humoristischer Roman von Erik Mauthner. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Caienpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Von Otto v. Leizner. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Aus dem Herenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Von Luise Westkirch. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Vierter Jahrgang 1894/95

Der Scharffenstein. Roman von Anton Freiherr von Persall. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman von A. von der Elbe. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwicklung und Hilfsquellen. Von Hauptmann Rochus Schmidt.

Band I. Ostafrika. Mit über 100 Bildern und 25 Originalzeichnungen von Hellgrewe nebst einer Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Band II. Westafrika und Südsee. Mit 150 Bildern und 6 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Der Pförtnersohn von St. Veit. Roman von Otto Elster. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Gewissensqualen. Zwei Novellen von Gerhard von Amynstor. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Streifzüge in Toskana, an der Riviera und in der Provence. Von Victor Ottmann. Mit 125 Bildern. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Fröhlich Gejaid. Jagdgeschichten von Arthur Achleitner. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Fünfter Jahrgang 1895/96

Richard Nordhausen: Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Gregor Samarow (Oskar Meding): Palle. Historischer Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Paul von Schönthan: Jahreszeiten der Feder. Allerlei Humoresken. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Eduard Berk: Das Sabinergut. Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. Feidel, Sekretär d. deutsch. Kolonialges.: Geschichten und Lieder der Afrikaner. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Otto von Leizner: Aus meinem Zetteltasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Euf. v. Adlersfeld-Ballegren: Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Dr. Arthur Sperling: Medizinische Streiflichter. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Beitrittserklärungen und Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die Geschäftsleitung Schall & Grund, Berlin W. 1, Poststr. 128 entgegen.

Schall & Grund

Verlags-



Verein der Bücherfreunde

Buchhandlung

Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 128

Erinnerungswerk zur Feier der vaterländischen Gedenktage

Krieg und Sieg 1870/71

Preis 6 Mark

Ein Gedenkbuch

Preis 6 Mark

herausgegeben von

Dr. J. von Pflugk-Harttung,

Kgl. Archivrat am Geh. Staats-Archiv und ordentl. Univ.-Prof. a. D.

Mitarbeiter am Text des Gedenkbuches:

A. v. Boguslawski, General-Lieut.
Dr. A. v. Pfister, General-Major
H. v. Juretschman, General d. Inf.
Fhr. G. von der Goltz-Pascha, Preuss.
General-Lieut. u. Osman. Marschall a. D.
M. Exner, Oberst-Lieut.
A. von Holleben, General der Inf.
W. Wigge, Major im Großen Generalstabe
A. von Seinfeldt, General der Inf.
F. Oberhoffer, General-Lieut.
A. Stenzel, Kapitän z. See
Prof. Dr. Th. Klatte
G. Cardinal v. Widdern, Oberst
Anton von Werner, Professor
Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung

Mitarbeiter am

Bilderschmuck des Gedenkbuches.

G. Bleibtreu — G. von Boddien —
G. Bracht — L. Braun — A. Calandrelli
— W. Camphausen — Th. Crampe —
W. Emelé — G. von Faber du Faur —
G. Fikentscher — G. Freyberg — G. Friede-
rich — Graf Harrach — R. Hellgrewe —
G. Hünten — R. Inötel — G. Koch —
L. Kollig — G. Mattschak — G. Mühel
— W. Otto — R. Pohlmann — G. Röb-
ling — Th. Rodloff — A. v. Roßler —
G. Scherenberg — G. Schulze — R. Sieme-
ring — Ehr. Spener — R. Starke —
G. Stern — P. Thumann — G. Wagner
— A. v. Werner — A. Zick — G. Zimmer
und andere.

„Krieg und Sieg“ ist bestimmt der vaterländische Haus-
schatz zu werden

Umfang: 750 Seiten mit 600 Illustrationen. Format: Prachtwerk-Quart
Prachtband mit reicher Goldpressung

Preis 6 Mark

Der unerhört billige Preis macht jedem Deutschen die Anschaffung möglich

Ein ähnliches großartiges Werk zu so billigem Preise existiert in der ganzen Welt
nicht zum zweitenmal.

Der Reinertrag ist für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem
Rijffhäuser bestimmt

„Krieg und Sieg“ ist von deutschen Künstlern mit 600 Bildern
und Karten geschmückt

Schall & Grund
Verlags.



Verein der Bücherfreunde
Buchhandlung

Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 128

Krieg und Sieg

1870-71

ist unbestritten die beste und bedeutendste
und dabei auch billigste Erscheinung der Jubiläums-Kriegslitteratur.

Das Erinnerungswerk
zur Feier der vaterländischen Gedenktage
geruhten durch Anerkennungs schreiben auszuzeichnen:

- Se. Majestät der Kaiser und König
- Ihre Majestät die Kaiserin und Königin
- Se. Majestät der Kaiser von Japan
- Se. Majestät der König von Schweden und Norwegen
- Se. Königliche Hoheit der Prinzregent von Bayern
- Se. Majestät der König von Sachsen
- Se. Majestät der König von Württemberg
- Se. Majestät der König von Rumänien
- Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Baden
- Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.
- Se. Königliche Hoheit der Regent v. Braunschweig, Prinz Albrecht v. Preußen
- Se. Königliche Hoheit der Fürst von Hohenzollern
- Se. Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Leopold von Preußen
- Se. Königliche Hoheit der Prinz Leopold von Bayern
- Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht v. Mecklenburg-Schwerin
- Se. Durchlaucht der Fürst von Bismarck
- Se. Durchlaucht der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst
- Se. Durchlaucht der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Kaiserlicher Statthalter von Elsaß-Lothringen
- Se. Durchlaucht der Erbprinz Christian Kraft zu Hohenlohe-Wehringen
- Se. Excellenz der Staatsminister Dr. von Boetticher
- Se. Excellenz der Kriegsminister, General d. Inf. Bronsart v. Schellendorff
- Se. Excellenz der Generaloberst d. Kav. Graf von Waldersee
- Se. Excellenz der Kriegsminister a. D., General d. Inf. Dr. von Verdy du Vernois

Schall & Grund

Verlags



Verein der Bücherfreunde

Buchhandlung

Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 138

Krieg und Sieg 1870/71

Teil II: Kulturgeschichte

Umfang 540 Seiten

mit 408 Bildern und 19 Karten

Preis 6 Mark

Anlage und Ausstattung des zweiten Bandes entspricht der
des ersten Bandes

Mitarbeiter:

- Assmann, Dr. Titularbischof von Philadelphia, kathol. Feldpropst der Armee: Die katholische Feldgeistlichkeit
Cardinal von Widder, Oberst a. D.: Verwaltung und militärische Ausnutzung in den eroberten Landesteilen
von Elpons, General-Major z. D.: Die Militärmusik
Erbe, Postrat: Post und Telegraphie
Freyberg, Hofmaler und Professor: Der Zeichner
Freytag, Seminar-Oberlehrer: Die Soldatenpoesie
Frommel, Dr., Ober-Hofprediger und Militäroberpfarrer a. D., Ober-Consistorialrat: Die evangelische Feldgeistlichkeit
Hönl, Hauptmann a. D.: Der Frontoffizier — Der Adjutant
Käbne, Rittmeister im Garde-Train-Bataillon: Der Trainoffizier
von Kretschman, General der Infanterie z. D.: Der Generalstab
Krocker, Oberstabsarzt, Dr.: Die staatlich-militärische und die internationale Krankenpflege
Frbr. von Langemann und Erlencamp, Oberst und Brigadier: Die Jäger
Liebenow, Prof. Geh. Reg.-Rat: Der Friede zu Versailles und Brüssel — Die Eisenbahnen
Liebert, Oberst, Komm. d. Grenadier-Regts. Nr. 12: Strategie und Taktik
Mackensen, Oberstleutnant und Komm. des 1. Leib-Hus.-Regts. Nr. 1: Die Reiterei
von Massow, Generalmajor z. D. und Geh. Kriegsrat: Der Feldintendant
von Müller, Generalleutnant z. D.: Die Belagerungen — Das Munitionswesen
Nitschmann, Generalleutnant z. D.: Das preussische Kriegsministerium und die deutschen Kommandobehörden in der Heimat
von Ompteda, Baron, Schloßhauptmann von Montabaur und kgl. Kammerherr: Die freiwillige Krankenpflege
von Pflugk-Hartung, Prof. Dr.: Die Schlacht — Einschließungen — Der Geist des Heeres
Pietsch, Ludwig, Professor: Kriegskorrespondenten und Zeichner
Wille, Generalmajor z. D.: Die Feldartillerie — Der Frontoffizier

Schall & Grund
Verlags



Verein der Bücherfreunde
Buchhandlung

Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 128

Die Heere und Flotten der Gegenwart

Herausgegeben von

Professor Dr. J. von Pflugk-Hartung

Erster Band

Deutsches Reich

Landheer: Generalleuten. v. Boguslawski
Seemacht: Kontreadmiral Mischenborn

Zweiter Band

Großbritannien u. Irland

Landheer: * * * Oberstleutnant von Kgl.
Großbritann. Generalstabe
Seemacht: Kapitän J. S. Stenzel

Dritter Band

Frankreich

Landheer: General d. Inf. v. Kretschman
Seemacht: Vizeadmiral Batsch

Vierter Band

Rußland

Landheer: Rittmeister v. Drygalski
Seemacht: Vizeadmiral Batsch

Fünfter Band

Oesterreich-Ungarn

Landheer: K. u. K. Generalmajor v. Kählig
in Graz
Seemacht: Korvettenkapitän Ritter v. Jedina

Sechster Band

Italien

Landheer: Generalmajor R. Wille
Seemacht: Vizeadmiral Paschen

Siebenter Band

Spanien und Portugal

Landheer: Hauptmann Rhazin Lehrer an
Seemacht: der Kriegsschule in Meez

Achter Band

Schweden und Norwegen

Landheer: Hauptmann L. H. Engsten vom
Seemacht: Kgl. Schwed. Gener. Stabe

Dänemark

Landheer: Hauptmann Leerbeck in Kopen-
Seemacht: hagen

Neunter Band

Türkei

Landheer: Sehr v. d. Goltz-Pascha, Preuß.
Seemacht: Generalleutnant, Osman.
Marschall a. D.

Rumänien

Landheer: Generalmajor Krahmer
Seemacht:

Bulgarien

Landheer: Oberstleutnant R. v. Mach in
Seemacht: Sofia

Griechenland, Serbien, Montenegro

Landheer: H. Albertall in Konstantinopel,
Seemacht: Mitarb. d. Köbelschen Jahrbücher

Zehnter Band

Niederlande

Landheer: H. v. Lom, Herausgeber der
Seemacht: Neuen Militärischen Blätter

Belgien und Schweiz

Landheer: Professor Dr. J. von Pflugk-
Seemacht: Hartung

Die Bände erscheinen in Zwischenräumen von etwa vier Monaten
Erschienen ist

Band I: Deutschland

Umfang über 700 Seiten einschließlich 16 Tafeln in Buntdruck und 22 Tafeln in Schwarzdruck,
mit 52 Abbildungen im Text, einer großen Karte und 2 Hafenplänen
In Prachtband mit reicher Goldpressung Preis: 15 Mark

Unsere
Weltausstellung

Eine Beschreibung
der
Kolumbischen Weltausstellung in Chicago, 1893

Mit über 1000 der besten, aus 15000 Meisterwerken
der Photographie sorgfältig ausgewählten Illustrationen

Die von den Behörden der Weltausstellung
autorisierte und zur Benutzung der offiziellen
Abbildungen kontraktlich berechnigte deutsche
Originalausgabe

Vollständig gebunden in Ganzleder-
Einband mit Goldschnitt 50 Mark,
oder in 36 Lieferungen zu je 1 Mark

Verlag von Schall & Grund, Berlin W. 62

THE HISTORY OF THE CITY OF BOSTON

FROM THE FIRST SETTLEMENT TO THE PRESENT TIME

BY NATHANIEL BENTLEY

VOLUME I
FROM THE FIRST SETTLEMENT TO THE
YEAR 1630

THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON
FROM THE FIRST SETTLEMENT TO THE
PRESENT TIME

BY NATHANIEL BENTLEY

VOLUME I
FROM THE FIRST SETTLEMENT TO THE
YEAR 1630







